8,6:
138 k

Historie

vom Ritter

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Herausgegeben

von

Dr. Doering.

Erfurt 1840.

Expedition der Thüringischen Chronik.

8,6. 138 k

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie Du;
Sie gingen als Helden durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltung zu.
Aus ihren versunkenen Grüften spricht
Eine Stimme, die nimmer verhöht:
Sie tranken den Kelch und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

M. Wahlmann.

Erſtes Capitel.

Wie Götz Knappe ward bei ſeinem Vetter Konrad von Berlichingen und bis zu deſſen Tode in ſeinen Dienſten verblieb.

Es war im Jahr 1480, als auf dem Schloſſe Hornberg dem edeln Ritter Kilian von Berlichingen ein Söhnlein geboren ward, das in der Taufe den Namen Gottfried erhielt, nach einer damals üblichen Sprachform Götz geheißen. Da war große Freude in der Burg. Als nun der Knabe heranwuchs, da wollte es Allen bedünken, daß er dereinſt ein gar tapferer Rittersmann werden möchte. Wenig behagte ihm der Unterricht in der Schule zu Niedernhall am Kocher, wohin er von ſeinen Eltern zu einem ſeiner Vettern geſandt worden. Der hieß Kunz von Neuenſtein, und Götz verdankte ihm Koſt und Wohnung. Dem Lernen abhold, ergriff er jede Gelegenheit, wo er ſich in den Ställen aufhalten oder ſich umhertummeln konnte auf muthigen Roſſen. Groß war daher ſeine Freude, als er zu Anfange des Jahres 1495

als Knappe in die Dienste seines Vetters Conrad von Berlichingen treten durfte, den er seitdem begleitete auf seinen Zügen nach Worms, Ulm, Augsburg, und wo sonst Reichstage gehalten wurden, und wo sich Churfürsten, Ritter und Herren in großer Zahl zu versammeln pflegten. Da mußte denn Götz oft Tag und Nacht reiten mit seinem Herrn, der sich so wenig Ruhe gönnte, daß er oft im ganzen Jahr kaum zwei Monde daheim verlebte auf seiner Burg.

Es begab sich aber, daß Conrad von Berlichingen im Jahr 1497 zu Lindau am Bodensee starb, während des dortigen Reichstages. Als nun der Churfürst von Mainz, Berthold von Henneberg, der einzige unter den deutschen Fürsten, die persönlich anwesend, während alle übrigen ihre Abgeordneten zu dem Reichstage gesendet hatten, dem Leichenzuge feierlich voranschritt auf der Brücke, die über den Bodensee führt: da folgte auch Götz dem Sarge seines Vetters Conrad nach Heilbronn und von da nach dem Kloster Schönthal, wo er beerdigt ward. Er schritt aber einher mit gesenktem Haupt und innig betrübt in seinem Herzen; denn der Verstorbene war ihm stets ein gar freundlicher, lieber Herr gewesen.

Zweites Capitel.

Wie Götz Theil nahm an einem Zuge durch Lothringen und Brabant.

Zu Pfingsten des Jahres 1497 trat Götz in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Onolsbach. Das war ein tapferer Fürst, von unruhiger und streitsüchtiger Gemüthsart, und dadurch verwickelt in mannigfache Fehden. Solch Leben aber behagte dem rüstigen Götz, und er war hocherfreut, als der Markgraf Friedrich ihm gestattete, Theil zu nehmen an einem Zuge nach Hochburgund. Die Julihitze war so drückend, daß vor Langres mehrere Reiter in ihren Rüstungen erstickten. Götz aber bot allen Beschwerden und Mühseligkeiten Trotz, auf dem ganzen Zuge durch Lothringen und Brabant. Ueberall gab er Beweise von Muth und Unerschrockenheit. Dabei zeigte er eine wundersame Gewandtheit. Ehe des Margrafen Troßbube, der wohl dreißig Jahr alt sein mochte, Ein Roß gesattelt und gezäumt, hatte Götz schon allen übrigen Pferden Sattel und Zaum angelegt. Dadurch empfahl er sich seinem Herrn, dem Markgrafen, der ihn gern in seiner Nähe haben mochte. Doch erlaubte er ihm, nach der Heimkehr von jenem Zuge, sich auf kurze Zeit nach Jarthausen zu begeben. Ihn trieb die Sehnsucht, seine Mutter-

Brüder und Schwestern wieder zu sehen, nachdem sein Vater, Herr Kilian von Berlichingen, im Sommer des Jahres 1498 gestorben.

So begab sich Götz nach Jarthausen und blieb dort den Winter hindurch bis Fastnacht.

Drittes Capitel.

Wie Götz mit einem vornehmen Polen in böse Händel gerieth, und wie solche zu seinen Gunsten endeten.

Als er nun wieder nach Onolsbach zurückgekehrt war, mußte er, gleich den andern Edelknaben, dem Markgrafen Friedrich aufwarten bei der Tafel. Es begab sich aber, daß er mit dem Aermel seines großen welschen Rockes, den er aus Brabant mitgebracht, einst bei Tische ziemlich unsanft an dem Haupt eines vornehmen Polen vorüberstrich, und dessen zierlich gekräuseltes Haar in große Unordnung brachte. Darob entrüstet, ergriff der Pole ein Messer von der Tafel, um nach ihm zu stechen. Götz aber, obschon er einen langen und kurzen Degen trug, bediente sich nur des letztern, und schlug den Polen um den Kopf. Hierauf aber versah er mit gewohnter Pünktlichkeit seinen Dienst, als sei gar nichts vorgefallen.

Wie er nun am andern Morgen aus der Kirche zurückkehrte mit dem Markgrafen, der dort die Messe

gehört, da trat der Marschall zu Götz und sagte ihm, er sollte sich gefangen geben. Götz aber entgegnete: „Laßt mich ungeschoren! Ich muß hinauf in's Schloß zu den jungen Herren.“ Damit meinte er die Söhne des Markgrafen, Kasimir, Georg und Albrecht geheißen. Diesen aber schilderte er der Wahrheit gemäß den ganzen Vorfall, und wie es ihm mit dem Polen und dem Marschall ergangen. Da trösteten ihn die Prinzen und versprachen, sich für ihn zu verwenden bei dem Markgrafen Friedrich und bei der Frau Markgräfin Sophie, einer Tochter des Königs Kasimir von Polen. Der Markgraf aber, wohl auf seiner Gemahlin geheime Anregung, befahl, Götz solle sein Vergehen im Thurme büßen. „Warum im Thurme?“ sprach dieser trotziglich; „hat es doch der Pole an mich gebracht!“ Da tösteten ihn die jungen Prinzen und gaben ihm das Versprechen, daß seine Haft nicht länger dauern solle als eine Viertelstunde, und der Markgraf Georg bot ihm einen kostbaren Sammetmantel an, mit Marder und Zobel gefüttert, um sich darauf zu legen und sich damit zu bedecken. Götz aber nahm das Wort und sprach: „Ihr Herren, was soll mir das? Liege ich doch eben so gut im Koth als daneben, und da meine Haft so kurz, bedarf ich kaum des Mantels, für den ich Euch, edler Herr, unterthänigst danke.“

So sprechend, begab sich Götz in den Thurm, und ward, wie ihm die Prinzen verheißen, in einer Viertelstunde wieder in Freiheit gesetzt durch den Schloßhauptmann, Paul von Absberg geheißen. Der

tröstete ihn gar freundlich wegen der Unbill, die ihm widerfahren, und ließ es dabei nicht bewenden, sondern übernahm es, ihn öffentlich am Hofe zu rechtfertigen in Anwesenheit aller übrigen Edelknaben, deren wohl funfzig oder sechzig zugegen sein mochten.

Viertes Capitel.

Wie Götz gefährlich verwundet ward.

Kaum ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als Götz in abermalige Händel gerieth, die leicht gefährliche Folgen für ihn hätten nach sich ziehen können. Es begab sich, daß er einst aus der Stadt nach dem Schloß zurückkehrte in Begleitung eines muntern Gesellen, Joachim von Arn geheißen. Der gerieth unterwegs in Händel mit einem als streitsüchtig bekannten und sonst übel berüchtigten Trompeter. Götz wollte dem Zweikampf wehren, erhielt aber, während er die Streitenden trennen wollte, eine Wunde am Kopf, die wohl einen Finger lang sein mochte.

Das geschah aber zu derselben Zeit, wo der Landgraf Philipp von Hessen sein Beilager feiern wollte in Cassel. Dort sollte aber Götz dem Sohne des Markgrafen Georg als Edelknabe aufwarten. Die Zeit war nahe, und er fürchtete, seine Wunde möchte bis dahin nicht heilen. Da versuchte er täglich einen Eisenhut auf's Haupt zu setzen, und freute sich, als

der anfangs heftige Schmerz sich allmälig verminderte, so daß er zur bestimmten Zeit in Cassel erscheinen konnte.

Fünftes Capitel.

Wie Götz den Kaiser Maximilian von Angesicht zu Angesicht sah, und von selbigem angeredet war.

Während Götz noch, wie früher gemeldet worden, in Jarthausen verweilte bei seiner Mutter und seinen Geschwistern, hatte (1499) der Schweizerkrieg begonnen. Als nun Götz erfuhr, daß sein Herr, der Markgraf Friedrich von Brandenburg, zwei Heeresabtheilungen fortgesandt, da dachte er bei sich: „Was soll ich hier länger müßig liegen in Jarthausen?“ und ritt sofort nach Onolsbach. Der Markgraf aber, da er von seiner Ankunft hörte, ließ er seinen Leibschneider kommen und sprach: „Geh und miß dem Berlichinger Kleider an; er muß mir aufwarten.

Da begleitete Götz den Markgrafen, als er von Onolsbach aufbrach mit der dritten Heerschaar. Wie er aber in die Nähe von Nebelingen kam, hatten die Schweizer bereits eins der frühern Häuflein geschlagen. Als die Reichstruppen sich bald wieder sammelten und nach Constanz gingen, stieß zu ihnen in der Nacht der Kaiser Maximilian. Der trug ein

kleines grünes Röcklein, auf dem Haupt ein Käppchen von gleicher Farbe und drüber einen großen Hut, so daß ihn wohl Keiner für den Kaiser halten mochte. Götz aber erkannte ihn sogleich, denn er hatte ihn gesehen auf mehreren Reichstagen, als er noch bei seinem Vetter Conrad von Berlichingen in Diensten stand.

Der Kaiser Maximilian war eben in tiefem Gespräch begriffen mit dem Markgrafen und einigen Hauptleuten und Räthen. Da fiel sein Auge auf Götz, der des Markgrafen Spieß trug, an dem eine weiße und schwarze Fahne flatterte. Zwei Federn von gleicher Farbe wehten herab von dem Helm des Edelknaben. Da ritt der Kaiser Maximilian auf ihn zu und fragte ihn, wem er diene. Götz aber sprach: „Meinem gnädigsten Herrn, dem Markgrafen Friedrich." Da erwiederte der Kaiser: „Du hast einen langen Spieß und eine große Fahne daran. Reite hin zu jenem Häuflein dort, bis das Reichsbanner, der Adler, von Constanz herauskommt." Da gehorchte Götz, denn er wußte, daß es der Kaiser war, der jene Worte an ihn richtete, und hielt mit seiner Fahne neben dem Schenk Christoph von Limberg, wohl ein halbes Stündlein, bis dem eben genannten Herrn das Reichsbanner in die Hände gegeben war. Dann aber begab er sich wieder zurück zu seinem Herrn, dessen Befehle erwartend.

Sechstes Capitel.

Wie Götz beinahe um's Leben gekommen wäre.

Hätte man die Schweizer, wie der Kaiſer anfangs willens, ſogleich angegriffen, ſo wären ſie geſchlagen und zerſtreut worden. Man hatte ihnen jedoch Zeit gegönnt, ſich zu verſtärken. Da begab es ſich, daß bei einem nächtlichen Ueberfalle des Fleckens Taingen, unweit Schaffhauſen, mehrere Schweizer ſich in eine Kirche flüchteten, und ſich nicht ergeben, ſondern lieber ſterben wollten als fromme Eidgenoſſen. Sie warfen mit Steinen und verwundeten gar Manchen zu Pferde und zu Fuß.

Götz, der ſein Roß verloren, drang mit mehreren Knechten in die Kirche. Bald aber hätte er ſeinen Vorwitz mit dem Leben gebüßt. Durch Pulver, unten in den Thurm hineingethan und angezündet, loderte die Kirche empor, und ſtand in hellen Flammen. Das war heimlich geſchehen, auf Anregung eines ſchwäbiſchen Ritters, Sebald Spat geheißen. Noch immer hielt vor der Kirche der Heereshaufen, bei dem ſich Götz wieder eingefunden, in der Erwartung, daß die Schweizer herauskommen möchten. Sie waren aber ein Raub der Flammen geworden, und eines gar jämmerlichen Todes geſtorben. Da

zog der Heereshaufe wieder ab; und war dies in dem Schweizerkriege der einzige Angriff und Kampf, bei welchem Götz zugegen und betheiligt gewesen.

Siebentes Capitel.

Wie Götz zum erstenmal eine Rüstung anlegte.

Es begab sich, daß Götz im Jahr 1500 um die Fastenzeit nach Heilbronn ritt, in Begleitung seines Bruders Philipp. Als sie nun wieder heimkehrten und durch Neustadt am Kocher kamen, hörten sie hinter sich laut rufen und schreien. Es war der Schultheiß von Neustadt, Schwarzhannes geheißen. Da sprach Götz zu seinem Bruder: „Laß uns halten und hören, was er will." Jener aber äußerte, wie ihn ein guter Geselle gebeten, daß sie ihm zu Gefallen einen Reiterdienst thun möchten. Götz aber erwiederte: „Wär's ein guter Geselle, wie Ihr ihn nennt, so würd' er zu uns kommen und uns selbst ansprechen." Somit ritt er, ohne weitere Antwort, von dannen mit seinem Bruder Philipp.

Am folgenden Tage kam der gute Geselle nach Jarthausen. Es war Hans Thalacker, damals des Herzogs von Würtemberg Feind. Auf seine Bitte gesellte sich Götz nebst seinem Bruder und einigen Knechten zu ihm, ihn auf einem Streifzuge begleitend.

Unweit Heilbronn, in einem Gehölz, der Kapfenhart geheißen, wurden eilf reiche Bauern geplündert, und überhaupt jeder gefangen genommen, der ein Unterthan des Herzogs von Würtemberg war. Das war aber das erstemal, daß Götz Panzer und Helm anlegte. Er zog aber zwei Jahre hindurch umher mit dem Thalacker und seinen Knechten, den er erst wieder verließ, als derselbe ein erklärter Feind des schwäbischen Bundes ward.

Achtes Capitel.

Wie Götz dem Markgrafen Kasimir beistand in seinen Händeln mit den Nürnbergern.

Von seinem Oheim Neidhart von Thüngen war ihm ein Roß versprochen worden. Als er nun auf der Veste Sottenberg in Franken ankam, wo jener Ritter hauste, ließ er sich bereden, den Winter bei ihm zu bleiben. Mit dem Anbruch des Frühlings aber begab sich Götz zum Markgrafen Kasimir, um ihm unaufgefordert beizustehen in seinen Händeln mit den Nürnbergern. Da zeigte er sich überall als ein gar rüstiger Gesell, und wo zwanzig oder dreißig Pferde beisammen waren, befand sich sicher auch das seinige. Dem Hauptmann Paul von Absberg hatte er sich durch seinen Muth und seine Entschlossenheit so unentbehrlich gemacht, daß er ihn fast auf allen

Zügen begleiten mußte. Es mochte Nachts um ein Uhr sein, als des Markgrafen Reiter, unter denen sich Götz befand, sich Schonbach näherten. Sie trafen aber unterwegs den Ritter Christoph von Gieg mit seinem Häuflein. Der wollte, Götz solle ihm folgen, und dieser war schon dazu entschlossen. Da sprach aber Herr Paul von Absberg unmuthig: „Christoph! laß mir meinen Berlichingen, und nimm meinen Vetter Hans Georg von Absberg zu Dir!“ So geschah es, daß Götz wieder zu seinem Hauptmann kam, und mit ihm nach Nürnberg zog. In dem nahegelegenen Walde hielt sich der Markgraf mit seinem Häuflein verborgen, das etwa 300 Lanzknechte und 300 Schweizer zählen mochte. Als nun die Feinde unter dem fortwährenden Donner des Geschützes ihre Wagenburg schließen wollten, suchte Götz dies zu verhindern, indem er den vordersten Fuhrmann niederstach, der sogleich von seinem Roß herabsank. Die Wagen mußten nun still halten, und Götz behauptete mit so vielem Muth und Entschlossenheit die dadurch entstandene Lücke, daß die Feinde, ungeachtet ihrer Uebermacht, weichen mußten vor der tapfern Gegenwehr. Das Treffen war entschieden und die Flucht allgemein. Aber mancher gute Geselle war als Opfer gefallen, und Götz selbst hatte sich schon für verloren geachtet, als sein Roß, schwer verwundet, unter ihm zusammensank. Wer dem Schwert entronnen, den hatte die drückende Hitze erstickt. Denn der 19te Juni 1502 war einer der heißesten Tage. Das Geschütz und die Wagenburg war in die Hände

der Sieger gefallen, und mit reicher Beute zogen sie nach Schwabach.

Neuntes Capitel.

Wie es dem Ritter Götz erging im bairischen Kriege.

Es war im Jahr 1504, als der bairische Krieg ausbrach. Götz befand sich damals noch bei seinem Oheim Neidhart von Thüngen. Mit dem mußte er hinauf in das Baierland, was ihm gar wenig behagte; denn er hatte zwei Brüder, die waren Unterthanen des Pfalzgrafen Philipp, und er selbst hätte auch gern für die Sache der Pfalz gestritten. So zog er denn mit Herrn Neidhart von Thüngen zum Markgrafen, der zu Roth lag mit seinem Heer, und eroberte Hildboldstein und andere Vesten in der Oberpfalz. Nur Heideck wollte sich nicht ergeben. Da sandte der Markgraf einen Theil seiner Knechte zu Roß und zu Fuß in die Oberpfalz, und rückte mit den übrigen zuerst gegen Ingolstadt und sodann gegen München, zu Herzog Albrecht IV. Dort vereinigten sie sich mit den schwäbischen Bundestruppen und den Kaiserlichen. Der Markgraf rückte hierauf vor Landau. Sowohl diese Veste, als auch Braunau, ward eingenommen, und es fehlte nicht an Händeln und Kämpfen, besonders vor Landshut, wo aber Götz

das Unglück hatte, schwer verwundet zu werden. Da fügte es der Zufall, daß er, statt zu seinem Vetter Siegmund von Thüngen, in die Wohnung Christophs von Gieg geschafft ward, mit dem er in der Nürnberger Schlacht tapfer gefochten. Der unterzog sich nun gar sorgsam seiner Pflege und äußerte, er möchte nur sagen, was er gern hätte und irgend bedürfte. „Ich habe noch Geld," sprach er, „wovon meine Gesellen nichts wissen; denn wenn sie's wüßten, so ließen sie mir keine Ruhe; ich müßt' es hergeben. Dir aber will ich's nicht vorenthalten." Was es nun aber für eine Bewandniß hatte mit des Ritters Götz Verwundung, und wie derselbe seine rechte Hand eingebüßt, die er nachher mit einer eisernen vertauschen mußte, davon muß im nächsten Capitel ausführlich die Rede sein.

Zehntes Capitel.

Wie Götz seine rechte Hand verlor.

In dem vorhin erwähnten Gefecht vor Landshut richteten die Nürnberger das Geschütz auf Freund und Feind. Als nun Götz auf seinem Roß an einem Graben hielt, nach einem Vortheil umherspähend, den er dem Feinde abzugewinnen hoffte, weil es ihn gelüstete, seinen Spieß mit einem zu zerbrechen: da ward ihm der Schwertknopf entzweigeschossen mit einer

Feldschlange, so daß der halbe Theil in den Arm ging. Es lag der Schwertknopf aber in den Armschienen, so daß er nicht zu sehen war, und Götz sich sich höchlich verwunderte, daß er nicht vom Roß herabgezogen worden; denn die Armschienen waren ganz geblieben, und nur die Ecken, wie sie sich gebogen, ein wenig herausgegangen. Der andere Theil des Knopfes und die Stange am Schwertheft hatte sich gebogen, war jedoch nicht entzwei. Es war ihm, als habe die Stange und der andere Theil des Knopfes ihm zwischen dem Handschuh und dem Armzeug die Hand herabgeschlagen, so daß der Arm hinten und vorn zerschmettert worden. Und wie er so sah, hing die Hand noch ein wenig an der Haut, und der Spieß lag unter seines Rosses Füßen. Götz aber wandte, als sei nichts vorgefallen, seinen Gaul, und entkam glücklich zu seinem Häuflein, ohne in feindliche Gefangenschaft zu gerathen.

Wie er nun vom Sonntag nach Jakobi bis Fasten in Landshut hart danieder liegen mußte auf seinem Schmerzenslager, da richtete er die inbrünstige Bitte zu Gott, er möchte ihn dahinfahren lassen, denn er sei doch einmal unbrauchbar worden zu einem Kriegsmann. Er erinnerte sich aber, wie ein Ritter, der Köhler geheißen, von dem ihm sein Vater oft erzählt, ebenfalls nur eine Hand gehabt, und dennoch als des Herzogs Georg von Baiern Feind im Felde große Thaten vollbracht. An den erinnerte er sich, und dachte dabei in seinem Herzen: wenn Gottes Gnade ihn nicht unterstütze, so möchte er doch wenig

ausrichten, und wenn er zwölf Hände hätte. Hätte er jedoch irgend einen Behelf, und wär' es eine eiserne Hand, so wolle er dennoch mit Gottes Hülfe so tapfer fechten als irgend ein Anderer. Das aber that er noch manche Jahre bis zu seinem Tode, mit der eisernen Hand, die er sich zu Landshut hatte machen lassen, und konnte bei einem Rückblick auf sein Leben das Geständniß nicht unterdrücken, daß der allmächtige Gott ihm wunderbar beigestanden in allen seinen Kriegen, Fehden und Fährlichkeiten.

Eilftes Capitel.

Wie Götz in Händel gerieth mit der Stadt Cöln.

Es begab sich, daß im Jahr 1509 ein Schneider aus Stuttgart, Hans Sindelfinger geheißen, der ein guter Büchsenschütze war, zu Cöln den Preis von 100 Gülden gewonnen hatten. Aber die von Cöln wollten ihn darum betrügen, und er mochte sich darüber an dem Hofe des Herzogs Ulrich von Würtemberg beklagt haben, ohne daß ihm zu seinem Recht verholfen worden. Da erhielt Götz ein Schreiben von seinem Schwager Reinhard von Sachsenheim. Der bat ihn, er möchte sich doch des Unterdrückten annehmen. Das that Götz sofort, und nahm zwei Cölner Kaufleute, Vater und Sohn, gefangen. Es

begab sich aber kurz nachher, daß neun Wagen von Frankfurt herauffuhren, mit Waaren und Kaufmannsgütern aus Cöln beladen. Götz stieß auf sie, und hatte seinen Knecht und Reiter in der Nähe. Es war aber das Gebiet seines Freundes, des Grafen von Königstein, wo er sie getroffen. Daher wollte er sie nicht angreifen, und sandte zuvor an den Grafen einen Knecht, Caspar Sinnwurm geheißen. Der sollte melden, wie Götz des Grafen Gebiet geschont, doch willens sei, jene Wagen an einem andern Orte anzugreifen, wo der Graf keine Straße und kein Geleit habe. Der aber bat ihn inständig, daß er davon abstehen und die Wagen ziehen lassen möchte. Auch bemühte sich der Graf, einen Vergleich zu Stande zu bringen, der der Fehde zwischen Götz und den Cölnern ein Ende machte.

Zwölftes Capitel.

Wie Götz sich entzweite mit dem Bischof von Bamberg.

Die beiden Kaufleute, die Götz, wie früher erwähnt, gefangen genommen, hatten ihn gebeten, er möchte einem von ihnen erlauben, nach Leipzig zu ziehen. Dort hätten sie ihre Waaren und Güter, und könnten außerdem weder sich noch ihm helfen. Das that Götz, und behielt den Sohn zurück; denn er

dachte bei ſich: der Vater iſt alt, und der Sohn kann das Gefängniß eher leiden. Ehe er den Alten aber ziehen ließ gen Leipzig, ließ er ſich von ihm eine Handſchrift geben, und ertheilte ihm den Rath, er ſollte mit den Kaufleuten, ſie möchten Nürnbergiſche ſein oder wer ſie ſonſt wären, von Leipzig ziehen auf Coburg und Bamberg zu, weil er da ſicherer reiſe. Zugleich gab ihm Götz ſeine eigene Handſchrift und einen Buben mit, und ſchärfte ihm ein auf Gewiſſen und Pflicht, in welche Herberge er ziehen ſollte. Wenn ihm nun dort ein Bube einen Zettel gäbe, der dem ſeinigen gleich wäre, ſo ſollte er fröhlich mit ihm reiten. Da würde er bald wieder bei ihm ſein, und er wolle ihn wiederum zu ſeinem Sohne führen. Zur Vermeidung jedes Irrthums ließ ihn Götz zuvor den Buben genau betrachten, den er ihm entgegenſenden wollte. Der Alte aber ward meineidig und verrieth den ganzen Handel dem Biſchof von Bamberg, Georg von Limburg geheißen. Da harrte Götz vergebens der Wiederkehr des Buben, den er verabredetermaßen nach Bamberg und in eine beſtimmte Herberge geſendet, wo er den Kaufmann treffen ſollte. Er war dort von dem Biſchof gefangen genommen und in ſtrenger Haft gehalten. Nun hatte aber Götz, da er einſt mit jenem Buben von Neuſtadt an der Aiſch gen Höchſtädt im Bambergiſchen Gebiet geritten, ihm ein Gehölz gezeigt und damals geſagt: „Das iſt ein guter Schlupfwinkel, wenn Du einmal ein Reiter wirſt!“ Die Worte aber hatte ſich der Bube gemerkt, und als man, als er verhaftet wor-

den, von ihm wiſſen wollte, wo Götz von Berlichingen wäre und wo er zu ihm kommen ſollte, da antwortete der Bube ſchlau: „Es liegt ein Gehölz nicht weit von Höchſtädt; da hat mein Herr mich hinbeſchieden.“

Es begab ſich aber, daß Götz von Berlichingen zu ſelbiger Zeit Trauerkleider trug, weil ſeine Mutter kurz zuvor geſtorben. Da ließ der Biſchof einen ſeiner Buben ebenfalls in ſchwarzer Kleidung auf den Gaul ſetzen, auf dem des Ritters Bube geſeſſen, und ihn hinreiten in das Gehölz. Mehrere Bambergiſche Reiter aber zogen ihm nach, weil ſie Götz von Berlichingen dort zu finden glaubten, und ihn fahen wollten. Der Bube hatte ihnen aber einen loſen Poſſen geſpielt. Als nun aber Götz erfuhr, daß derſelbe ſich in des Biſchofs Gewahrſam befinde, ſchrieb er an denſelben, er möchte den Buben ſofort freigeben, weil er ſich auf beiderlei Weiſe gegen ihn vergangen. Der Biſchof aber verzögerte die Sache von Pfingſten bis Michaelis. Inzwiſchen erfuhr Götz, daß der Biſchof nach Göppingen in's Wildbad reiſen wolle. Da gedachte er ihm das Bad zu ſegnen, und ließ durch Einen, dem er unbedingt vertraute, mehrere Reiter anwerben. Der verrieth aber den Anſchlag und warnte den Biſchof, wodurch dann das ganze Vorhaben vereitelt war.

Da zog Götz von Jarthauſen mit ſeinen Reitern gen Kneilsheim. Es war gegen Abend, als er zu Schwäbiſch-Gmünd ankam. Da tränkten einige Reiter ihre Pferde. Götz aber ſah, daß ſie Bam-

bergiſche Farbe trugen. Da ſprach er zu ſeinen Gefährten: „Reitet hin, ich komme bald nach," und grüßte der Reiter einen und fragte, weſſen die Pferde wären. Der nannte den Schenken Friedrich von Limburg. Das war des Biſchofs Bruder, und ein gar redlicher Herr. Darum ließ Götz ihn ſeines Weges ziehen, obſchon es ihn ſpäterhin gereute. Indeß gab der Biſchof von Bamberg bald nachher den gefangenen Buben heraus, und der Herzog Ulrich von Würtemberg vermittelte zwiſchen ihm und Götz von Berlichingen wieder Ruh und Frieden.

Dreizehntes Capitel.

Wie Götz abermals in Händel gerieth mit dem Biſchof von Bamberg und wie es ihm mit demſelben zu Heidelberg erging.

Es begab ſich aber weiter, als Götz einſtmals den Weſterwald heraufzog, dem Frankenlande zu, da gedachte er in einer Herberge der Ruhe zu pflegen, denn er hatte nicht geſchlafen in ſechzehn Nächten. Daſelbſt aber traf er einen Reiterhaufen, den ſein Vetter, Euſtachius von Thüngen, gegen den Biſchof von Bamberg führen wollte, dem er Feind war. Alsbald ſchloß Götz dieſem Fehdezug ſich an, ließ ſein Roß ſatteln, und brach auf in derſelbigen Nacht, ob-

wohl er herzlich müde war. — Als nun das Häuflein einem Berge nahte, von dem es den Main überschauen konnte, da sprengte Götz voraus und bog in einen Fußpfad ein, der, schöner Weingärten entlang, zum Flusse führte. Daselbst wollte er hinablugen nach den Schiffen, die auf dem Main gingen, als ihm plötzlich zwei Reiter mit gespannter Armbrust und viele Büchsenschützen den Weg verlegten. „Wes seid ihr?" rief Götz ihnen entgegen, der allein war mit seinem Buben. Und als er zur Antwort erhielt: „Wir sind des Grafen von Rhyneck," da bedeutete er sie und sprach: „So haltet euch denn still und seid zufrieden, denn wir haben nichts mit eurem Herrn im Unguten zu schaffen!" Während dieser Zwiesprach war Götzens Häuflein nachgerückt, und nahm alsbald die Knechte des Grafen Rhyneck in's Gelübde, damit sie nicht durch ihr Geschrei mehr Leute aufbringen könnten. So zogen sie nun durch eine Fuhrt, die seit langen Zeiten nicht mehr bräuchlich war, über den Main. Hier gebot Götz dem Häuflein Halt zu machen, und rief dem nächsten Schiffe zu, das den Main heraufzog: „Was Würzburgisch ist und Rhyneckisch, das mache sich flugs aus dem Schiffe, so lieb einem Leib und Gut ist, nur gegen die Bamberger wollen wir handeln, wie sich's gebühret!" Und alsbald entlud das Schiff eine große Menge wehrhafter Leute, worauf Götz das Schiff an's andere Ufer ziehen ließ und selbigem die Bambergischen Waaren entnahm, sechzehn Wagen voll, die brachte er in der Nacht zum Riesenberg.

Als Ritter Götz von Berlichingen solchergestalt seinem Vetter gedienet gegen den Bischof, da traf es sich im Jahr, als man schrieb 1511, daß Pfalzgraf Ludwig Hochzeit machte mit der Schwester des Herzogs Wilhelm von Baiern. Da ritt auch Herr Götz dahin auf die Hochzeit mit seinen Freunden und guten Gesellen, und obwohl sie nicht köstlich gekleidet waren, weder in Seiden noch in Sammet, so hielt man sie doch gut und that ihnen alle Ehren an. Da war viel des Sanges und viel des Pauken- und Trompetenschalles, wie denn auch die Schenken fleißiglich die Humpen füllten mit Tokayer und köstlichem Cyperwein. Und wie nun Herr Götz lustig und guter Dinge in der Herberge zum Hirsch die Stiegen hinaufschritt mit seinem Schwager, Martin von Sickingen, da stand oben an dem eisernen Geländerlein der Bischof von Bamberg, der gab dem von Sillingen die Hand und dann auch dem Götz. Da wendete sich aber dieser zu dem Grafen Ludwig von Hanau, der ihm zunächst stand, und sprach: „Der Bischof hat mir die Hand gegeben, doch möchte ich schier glauben, daß er mich nicht gekannt, sonst möchte er sie mir nicht gegeben haben.“ Aber der Bischof, der solches vernommen hatte, trat zu dem Götz und sprach: „Wohl kannte ich euch nicht, als ich die Hand euch gab.“ Da lachte Götz und sprach: „Herr, das hab' ich wohl gedacht, daß ihr mich nicht kanntet, habt also hiermit eure Hand wieder!“ Da lachten Alle. Aber das Männlein ward roth am Hals, wie ein Krebs, vor Zorn, denn es gedachte der Hän-

del, die er vorher mit dem Götz gehabt, und lief hinein in die Stuben und klagte Allen ſein Leid.

Vierzehntes Capitel.

Götzens Fehde gegen die Nürnberger und wie er beim Kaiſer verklagt wird.

Nun gedächte Götz, auch die Nürnberger in ſeine Händel zu ziehen, die ſeinen Jugendgenoſſen, Fritz von Cittwach, mit dem er ſeit der Knabenzeit Liebes und Leides redlich getheilet hatte, gefangen hinweggeführet, ſo daß in langer Zeit niemand wußte, wo er hingekommen, die ihm auch einen Knecht, Georg von Geislingen, erſtochen, und ſeinen Junker hart verwundet hatten. So zog er denn aus am Himmelfahrtstag mit ſeinem getreuen Reitgeſellen, Hanns von Selbitz, und dreißig Reitern, und ſtieß auch bald auf 95 Kaufmänner im Geleit des Biſchofs von Bamberg, darunter auch 30 Nürnberger waren. Die Andern ließ er ihres Weges ziehen, aber die Nürnberger nahm er gefangen, ſammt ihren Gütern, und brachte ſie in guten Gewahrſam. Dann zog er über den Rhein, um Kundſchaft einzuziehen, was berathen würde auf dem Reichstag zu Cöln. Da erfuhr er, wie das Reich 400 Reiter gegen ihn aufgeboten, darunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte, und daß er und ſein Bruder in die Acht

gefallen, und daß Pfaffen und Mönche wider ihn eiferten von den Kanzeln herab, man solle sie tödten und ihre Leiber den Vögeln zum Fraß hinwerfen, und ihnen Alles nehmen, daß sie nicht eines Fußes Breite mehr behielten.

Als aber Götz nun sahe, daß seines Bleibens hier nicht mehr sei, zog er von dannen, fügte aber seinen Feinden noch so viel Schaden bei, daß man ihn selbst beim Kaiser gar hart verklagte, der endlich Commissarien verordnete, den Handel zu schlichten. Mit diesen Commissarien, sammt ihrem Kriegsvolk und dem Bürgermeister mit seiner großen güldenen Kette, würde Götz wohl bald fertig geworden sein; aber es gemahnten und baten ihn seine Freunde, der Kaiserlichen Majestät zu Ehren und zu Gefallen auf den Reichstag zu gehen, den der Kaiser angeordnet, was aber dem Götz zu ganz besonderem Schaden war. — Aber er entschädigte sich bald durch einen großen Fang an Waaren und Gütern, die er Nürnberger Kaufmännern abnahm. Diese aber liefen gen Augsburg und erhuben ein groß Geschrei und kamen zum Kaiser und fielen ihm zu Füßen und verklagten den Götz von Berlichingen auf das Höchste: „Wir sind verlorne und verdorbene Leute," sagten sie in großem Jammer und mit vielen Thränen; „denn wir haben durch den Götz von Berlichingen einen Schaden erlitten, den unsere Kinder und Kindeskinder nicht überwinden können."

Darauf hat ihnen der Kaiser Maximilian gesagt: „Heiliger Gott, was ist das? Der Eine hat nur

eine Hand und der Andere nur ein Bein: wenn ſie dann erſt zwo Hände hätten und zwo Beine, wie wolltet ihr dann thun? Und wie geht's zu? Wann ein Kaufmann einen Pfefferſack verlieret, da ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und ſo viel zu ſchicken haben; wann aber Händel vorhanden ſind, daran der Kaiſerlichen Majeſtät und dem ganzen Reiche gar viel gelegen iſt, ſo kann euch niemand daher bringen." Dieſe Rede des Kaiſers wurde dem Götz gar bald hinterbracht, ein Fürſt, der ſie mit angehöret, ſchrieb ihm drei Tage darauf mit der Poſt von Augsburg, und Götz hat ſich darüber in ſeinem Herzen gar ſehr gefreut, und nie gegen Kaiſerliche Majeſtät oder das Haus Oeſterreich gehandelt, obſchon er wohl wußte, wo das weiche Gold und die Kronen wohlfeil waren, ſondern hat Alles unterlaſſen, was das Mißfallen der Kaiſerlichen Majeſtät erregen konnte, und hat ſich allezeit als ein armer Reitersmann beholfen, und ſo viel Gefährlichkeiten ausgeſtanden, als nur irgend einer erleben mag.

Funfzehntes Capitel.

Die Nürnberger erſpähen Götzens Anſchläge.

Zu einer andern Zeit kam dem Götz Kundſchaft zu, daß die Nürnberger gedächten, viele Wagen mit Gütern durch den Wald zu führen, den man Hagen-

ſchieß nennet. Und als die Wagen wirklich daher fuhren, rückte er auf ſie los und griff ſie an. Da aber zeigte es ſich, daß ſie unter Pfalzgräflichem Geleite ſtanden. Darob verwunderte ſich Götz, der nie gehöret, daß am ſelbigen Orte Pfalzgräfliches Geleit gegeben wurde; bald aber erfuhr er, daß der Kundſchafter, den er abgeſendet, den Mund zu weit aufgethan hatte gegen den Wirth, der alsbald die Fuhrleute gewarnt, alſo, daß ſie Pfalzgräflich Geleit nahmen, dieweil ſie wußten, daß der Götz damals gut Pfalzgräflich geſinnet war.

Als Götz nun ſo mit leeren Händen abzog, da gedachte er, daß jetzt die Frankfurter Meſſe ſei, wo die von Nürnberg von Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt zogen, nämlich durch Habichtheil und Lengefeld dem Speſſart zu. Da verlegte er ihnen den Weg, und gar bald liefen ihrer ſechs in die Falle; darunter auch ein Kaufmann, den Götz ſchon zu zweien Malen gefangen und ſeiner Waaren beraubet. Der ſchlug gar andächtiglich ein Kreuz, alle Heiligen anrufend, und ſprach zum Götz: „Hätt' ich doch eher des Himmels Fall verſehen, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet, dieweil erſt vor gar wenig Tagen von euch die Rede war auf dem Markt zu Nürnberg, wo bei Hundert Kaufmänner ſtanden, die alle gute Kundſchaft hatten, daß ihr erſt kürzlich im Hagenſchieß geweſen, um daſelbſt Güter anzugreifen. Wie möget ihr nun ſo bald hierher kommen ſein? Darob muß ich mich höchlich wundern!" Doch auch der Götz verwunderte ſich höchlich, daß wegen

ſeines Hin- und Wiederreitens ſo groß Geſchrei erhoben würde, das in kurzer Zeit bis hinauf gen Nürnberg erſcholl, und daß ſeine Anſchläge ſo wohl erſpähet würden. Gegen die gefangenen Kaufmänner aber, die faſt eitel Ballenbinder waren, ſtellete ſich Götz gar hart und grauſamlich, und that, als wolle er ihnen allen die Köpfe abhauen. Aber es war nicht ſein Ernſt; nur niederknieen ließ er ſie, und dann gab er jeglichem einen Fußtritt oder ſchlug ihn um die Ohren, und ließ ſie dann ihrer Straße ziehen.

Sechzehntes Capitel.

Wie Götz zum Zweikampf gefordert wird, aber keinen Gegner findet.

Als nun im Jahr 1514 der Bauernaufruhr losbrach im Würtemberger Land, und auch Herr Götz dem Herzog Ulrich ſein Fähnlein zuführte, da trat einſtmals zu ihm in der Stadt Waiblingen Jacob von Bernhauſen und ſprach: „Schwager Götz, da lauft einer zum Thor hinaus, der iſt ein rechter Schnapphahn und Buſchklepper, wirf dich auf deinen Gaul, ob du ihn fahen mögeſt; denn er iſt der ärgſten Aufrührer einer.“ Da griff Götz, ungewappnet wie er war, nach ſeinem Schwert und zog hinaus mit zweien ſeiner Diener, konnte aber niemand ſehen,

dieweil alle Weingärten dicht belaubet waren. Als ſie aber hinabſtiegen durch eine Schlucht, da ſtund am jähen Bergesabhange ein großer Haufe in Schlachtordnung, dem ſahen ſie lange zu, was er wohl fürnehmen wollte. Und wie ſie alſo hielten, da traten drei waidliche Geſellen auf ſie zu, wohlgerüſtet mit Schießzeug, Harniſch und Hellebarten, alſo ſprechend: „Was wollt ihr da?“ Darauf der Götz: „Was ſollen wir machen? wir ſind zur Kurzweil geritten.“ Da fing der eine an, ein wohlbeſtandener, alter Kriegsmann: „Wohlan! laßt uns einen Wettkampf beſtehen!“ Da ſagte Götz: „Du ſieheſt wohl, daß wir zum Fechten nicht geſchickt und gefaßt ſind, wären wir gerüſtet, ſo wollten wir dir wohl eine gute Antwort geben; dieweil ich aber merke, daß du ein wackerer Kriegsmann biſt, ſo will ich mich wappnen und bald wieder zu euch kommen.“ So eilte Götz in die Herberge, ſeine Rüſtung anzulegen. Als ſie aber zurückkamen waren jene Knechte hinweg, und obgleich Götz aller Orten ſuchte, konnte er doch keinen derſelben finden. Da zieht Hanns Wagenbach daher, der Hauptmann der empörten Bauern, dem rief Götz alſo zu: „Wagenbach, du haſt drei Geſellen unter deinem Haufen, nicht weiß ich, wie ſie heißen, die haben uns drei, wie du uns da ſiehſt, gefordert; nun ſind wir nur hineingeritten und haben uns zum Scherz gerüſtet, und die Wahlſtatt wieder beſucht, aber ſie nicht funden. Deſſen magſt du Nachforſchung halten, wer ſie ſeien, und wohl zu ihnen ſagen, daß wir die Wahlſtatt wieder beſucht

und Glauben gehalten hätten.“ Da ward der Hauptmann zornig und wollte sie strafen, doch bat der Götz, er solle ihnen nichts thun; denn sie hätten sich doch nur erwürget, ohne des Reiches Sachen zu schlichten. Als aber über eine lange Zeit Götz seinen Schwager, Jacob von Bernhausen, besuchte, da sagte dieser: „Schwager Götz, nun kenne ich den einen jener Kriegsleute, die damals sich nicht zum Kampf gestellet, er ist bei mir gewesen, und ich soll dir sagen: wenn du seiner je bedarfst, so wolle er dir dienen und dir in hundert Fehden nachziehen.“ Solches gefiel dem Götz gar wohl, und es war ihm lieb, daß er den wackern Kriegmann jener Zeit nicht funden hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Wie Götz in die Bundeshaft zu Heilbronn gerieth und in selbiger über drei Jahr verblieben.

Um die Zeit aber, als Kaiser Maximilian zu seiner Urstätt einging, den 19ten Januar, da man schrieb 1519, und Herzog Ulrich von Würtemberg vor Reutlingen zog und ob dieser Fehde verjaget wurde aus seinen Landen, da erging es auch dem Götz von Berlichingen gar übel und weh. Damals hatte der schwäbische Bund das ganze würtemberger

Land gewonnen und alle Festungen, Schlösser, Städte und Häuser eingenommen, und zog nun auch herab nach Meckmühlen, den Götz zu übereilen und zu fahen. Da lagen nun um das Schloß, allwo sich Götz befand, die Mannen von Weinsberg, Neuenstadt und Meckmühlen, wie die Katzen um die Mausfalle, und warteten auf das Mäuslein, daß sie es fahen und fressen wollten. Sie hatten auch das Geschütz hinaufgebracht vor das Schloß, forderten den Götz auf, dasselbe zu übergeben, und die Ritter Joh. v. Hollstein, Hans v. Ehrenberg, Florian v. Geier und ein Büchsenmeister verhandelten lange mit ihm, daß endlich der Büchsenmeister schrie: „Wenn er's Schloß nicht gern aufgeben will, so gebt ihm kein gut Wort!" Nun war die Sache endlich dahin entschieden, daß sie dem Götz mit den Seinigen, die bei ihm lagen im Schloß, frei wollten abziehen lassen mit Leib, Hab' und Gut, auch mit Wehr, Harnisch, Pferden und was sonst ein jeglicher hätte. Diese Vergleichung waren auch Götz und die ganze Besatzung zufrieden, denn sie hatten nicht mehr als drei Malter Mehls in der Burg und etliche Schafe, die Götz vor den Augen der Bürger auf's Schloß getrieben. Dagegen hatten die in der Stadt alle Kasten und Keller voll. Auch hatten die Belagerten keine Kugeln mehr und mußten das Blei und Zinn nehmen aus Fenstern, Thürangeln, Schüsseln und Gefäßen. Auch fehlte es an Futter für die Pferde und an Wasser, so daß man den Pferden den wenigen Wein zu trinken geben mußte, der noch vorhanden war.

Auf solche Vergleichung und Zusage verließ sich nun auch der treuherzige Götz mit seinen Gesellen. Aber das Bundesheer hielt ihm nicht Glauben, denn als er herauszog aus dem Schloß, da fielen sie über ihn her und warfen ihn nieder und erwürgten seine Gesellen und fehlete wenig, daß sie auch ihn erschlagen hätten. O ihr Feiglinge, ihr Treuvergessenen und Ehrlosen; das sind nun eure Thaten! den Mann, den ihr fürchtet, hinterwärts niederzuwerfen! Hätte der Götz nicht dem Mannesworte getrauet, da hätt' er wohl sonst herauskommen mögen, wie er auch seinen Freunden heraushalf, die ungefährlich zu ihm kommen waren.

So führten nun die Treuvergessenen den verratheнen und schändlich gefangenen Mann nach Heilbronn, und hielten ihn daselbst in einer Herberge etliche Wochen in Verhaft. Und wie der Götz nun eines Tages sinnend dasaß neben Elisabeth, seinem treuen Gemahl, in sorgenvoller Kümmerniß, da trat zu ihm ein der Stadtschreiber, den der Bund an ihn gesendet mit einer Urfehde, die las er ihm vor, im Beisein Vieler aus Heilbronn. Und sie verlangten, daß er sie annehmen solle und beschwören, sonst würden sie ihn in den Thurm legen. Aber lieber wollte der Götz in dem Thurm liegen, als selbige Urfehde beschwören. Dazu zeigte er den Rathsherren, wie er sich stets gehalten als ein braver Rittersmann und einer vom Adel, und sie ihm ein ritterlich Gefängniß zugesichert. Aber es wollten die Rathsherren solcher Worte nicht achten, sondern gaben einen Wink, und

alsbald traten ein Weinschröter, Zimmerleute und Schmiede mit Knitteln und Stangen herein, die sollten ihn ergreifen und fahen. Da aber fuhr der Götz auf, gleich als ein angeschossener Keuler, und zog sein Schwert, jeden nieder zu schlagen, der ihm nahen möchte. Da duckten sich die Rathsherren sammt den Bürgern wie die Haasen im Kohl und baten inständiglich, er möge das Schwert einstecken und Frieden halten, nur auf das Rathhaus wollten sie ihn führen; da glaubt' er ihnen und ging mit. Vor der Herberge aber begegnete ihm seine Hausfrau, die aus der Kirche kam. Da riß er sich los von denen, die ihn führten, ging auf sie zu und sprach: „Weib, erschrick nicht, sie wollen mir eine Urfehde vorlegen, die will ich nicht annehmen. Thu' aber also und reit' hinauf zu Franziskus von Sickingen und Georgen von Fronsberg und zeig' ihnen an, das ritterliche Gefängniß, das sie mir zugesagt, wollen sie mir nicht halten. So werden sie sich als Redliche vom Adel und als Hauptleute wohl zu halten wissen.

Achtzehntes Capitel.

Was nun weiter sich begab.

So führten ihn die Bündischen auf das Rathhaus und — in den Thurm. Solches geschahe am Pfingstabend. Des andern Tages aber erhebt sich

ein Tumult und ein gewaltig Lärmen in ganz Heilbronn, ein Geschrei in allen Straßen und zogen Kriegshaufen heran zu Roß und zu Fuß, die droheten, Alles zu ermorden, Heilbronn in Asche zu legen und auch des Kindleins in der Wiegen nicht zu schonen, wenn man nicht stracks den Götz aus dem Thurn herausführe. Das waren aber die Mannen des Franz von Sickingen und Georg von Fronsberg, die eileten ihrem Freunde zur Hülfe und zum Beistand herbei. Da wurde es den Rathsherren zu Heilbronn gar bange und graulich zu Muthe und fürchteten viel von dem Zorn dieser wackern Kämpen. Darum versammelten sie sich flugs auf dem Rathhaus, zu berathen, was wohl am besten zu thun sei in diesem bösen Handel. Nachdem sie aber lange hin und her gerathschlagt, kamen sie zitternd und in vollen Aengsten zu dem Götz in den Thurn, und baten ihn gar flehentlich, seine Hausfrau hinaus reiten zu lassen zu dem Haufen und Fürbitte einzulegen, daß sie nichts im Bösen unternehmen möchten gegen ihre liebe Stadt Heilbronn. Denn die Haufen zögen eben der Stadt zu. Da ließ Götz seine Hausfrau kommen und sprach zu ihr heimlich, also daß es niemand vernehmen konnte: „Sag' zu meinem Schwager, Franziskus von Sickingen und Georgen von Fronsberg, sie haben mich gebeten, ich sollt' für sie bitten; aber sag' zu ihnen, wenn sie etwas im Sinn hätten, so sollten sie fortfahren, ich woll' gern sterben und erstochen werden, allein daß sie all' mit mir erstochen würden." Das richtete sie auch aus,

und alsbald ertönte in der Stadt ein wildes Kriegsgeschrei; Götzens Freunde stürmten das Rathhaus und drangen in dasselbe ein. Georg von Frondsberg aber mit den Andern begab sich zu den Rathsherren und zwang sie, eine Verschreibung zu machen, dem Götz ritterlich Gefängniß zu halten, so lange der Krieg und seine Haft währete. Als aber Götz wieder aus der Bundeshaft entlassen wurde, mußte er 2000 Goldgulden zahlen, für die Knechte, die ihn gefangen hatten; die brachte er auch bald auf bei seinen guten Freunden.

Neunzehntes Capitel.

Wie Götz im Jahr 1514 in Krieg und Fehden kam mit dem Stift Mainz.

Als nun Götz solchergestalt sich mit den Nürnbergern vertragen, da ritt er von Würzburg heraus gen Grünfeld und traf auf einen Freund, Bartholomäus Hand (zubenannt von Wenkheim), der fragte ihn: „Weißt du auch, Götz, daß die Bauern von Buchen, die unter dem Bischof von Mainz stehen, dir deinen großen Acker, der mit allem Gewächs gar schön erwachsen war, daß man schier schneiden konnte, verwüstet und freventlicher Weise ihr Vieh in denselben getrieben haben, und vorgeben, der Acker wäre ihr?" Da sprach der Götz: „Das weiß ich nicht, und ist

dem ſo, werde ich wohl von einen Krieg in den andern wachſen; bin erſt geſtern mit den Nürnbergern fertig geworden, ſo kommt mir nun auch das!" Darauf eilte er heim nach Jarthauſen zu, und beſchied alsbald den Bauern Chriſtmann zu ſich, einen gar frommen Menſchen, von dem erfuhr er, wie alle Sachen ſtanden. So ſandte er nun an die Bauern von Buchen und an den Biſchof von Mainz ein Schreiben, des Inhaltes, daß ſie ihm den Schaden erſetzen ſollten, in den er kommen ſei durch ihre freventliche und gewaltſame Handlung, die ſie gegen Gott, Recht und Billigkeit geübet. Aber es wollte ihm nichts helfen und es war viel des Schreibens hin und her über ein Jahr lang. Solches gefiel nun dem Götz gar übel, ſo daß er endlich die Klage aufhob und Fehde anſagte.

Da war nun ſein erſter Anſchlag und Vorſatz, dem Biſchof bei Aſchaffenburg in das Frankfurter Geleit zu fallen und die Sachen recht ernſtlich anzugreifen. So brachte er ſchnell über hundert Reiter zuſammen und zog mit ihnen Tag und Nacht, bis daß er kam ins Dammsfeld, wo er angreifen wollte. Um aber ſeiner Sachen recht gewiß zu ſein, ließ er oberhalb Miltenberg einen Knecht halten, der ſollte Kundſchaft bringen, auf welchem Wege die Kaufmänner daher zögen und wie ſtark das Geleit ſei. Selbigem Kundſchafter aber beſtimmte er eine Haltſtatt bei dem Dammsfeld, wo er mit ihm zuſammentreffen wollte. Als nun der Knecht die Kunde brachte, daß acht Kaufmänner daher zögen, brach Götz auf, überfiel ſie

und führte sie hinweg. Hätte aber jener Kundschafter länger gehalten, da würde er erst den eigentlichen Zug der reichsten Kaufmänner, deren bei Hundert waren, erkannt haben, und Götz hätte sodann einen Fang gethan von 4 oder 5 Tonnen Goldes.

Zwanzigstes Capitel.

Ein anderer Anschlag Götzens wider die von Buchen.

Dieweil nun die von Buchen die Anfänger des Krieges waren, so vermeinte Götz, es sei billig, daß sie auch zum ersten angegriffen würden, das thaten aber seine Knechte so gut sie konnten. Götz aber entsandte seine Knechte, den einen hierhin, den andern dorthin, so daß er Niemand bei sich hatte, als einen Buben, mit dem ritt er zu einem Schmied bei Marpach, um seinen Gaul beschlagen zu lassen, und that sich indessen in einer Herberge ein, um ein Bißlein zu essen. Aber der Wirth, den Götz gar wohl kannte, erzählte, daß die Mainzischen mit 16 Pferden dieselbige Nacht bei ihm gelegen und wieder heim gezogen wären. Auch wäre ein Bundesrath das Land hinauf, nicht wüßte er aber wohin. Da erachtete Götz, sie wären gen Ulm geritten auf den Bundes-

tag, und sagte zu dem Buben, er solle flugs den Gaul beschlagen lassen und eilen, so sehr er könnte. Und als sie ein Bißlein gegessen, saßen sie wieder auf, und zogen gen Türkheim, wo Götz einen Pfad wußte, der hinter Eslingen der Filz zuführte; da nahm er einen Bauer, der sie um ein Trinkgeld den Pfad leiten sollte, denn es war schier finster geworden und Götz fürchtete, des Weges zu fehlen. An der Filz aber entließ er den Bauer, ritt durch eine Fuhrt und traf auch bald zusammen mit seinen guten Gesellen und Freunden. So brachte er allda 6 Pferde zusammen. Nun war es Lucia Abend, da man schrieb 1515, als Götz den Bundesrath glücklich erwischte auf der Straße, die gen Ulm führet. Er hatte aber bei sich des Kaisers Büchsenmeister, den schonete Götz und befahl auch seinen Knechten, ihm kein Leid zuzufügen, dagegen sich an die Diener des Bundesrathes zu machen und keinen derselben hinwegzulassen. Derweil nun Götz mit den Herren verhandelte, erkannte ihn einer der Knechte, der alsbald den Herren zurief: „das ist wahrlich der Götz!“ Da verblaßten die Herren und wurde ihnen alsbald graulich zu Muthe, und erboten sich, sich zu stellen auf einen Termin zur Ausgleichung. Solches war aber dem Götz nicht wohl gelegen und statt der Antwort schmierte er einen derselben über den Kopf und traf ein Aederlein, also daß viel des Blutes entfloß, was dem Götz schier unlieb war, der dem Herrn eine Blutwurzel gab, die alsbald das Blut stillete. Nun brachte er sie an einen Ort, der wohl verwahret war,

aber gleichwohl entflohen ſie ihrer Haft, daran die Fahrläſſigkeit ſeiner Knechte ſchuld war.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Wie Götz ſich an ſeinen Feinden rächte und ihm ein Plan fehlſchlug.

Nun gedachte Götz ſein Heil weiter zu verſuchen, und ſteckte vorerſt in einer Nacht Ballenſterg, Oberndorf und das Schafhaus zu Krautheim in Brand, alſo, daß die Lohe hoch gen Himmel ſchlug. Solches that er aber, um den Amtmann hervorzulocken, mit dem er ein ernſtes Wörtlein reden wollte. So hielt er wohl zwo Stunden lang im tiefen Schorn, aber der Amtmann wollt' nicht kommen, ſondern rief ſeinen Leuten zu oben vom Haus herab. Götz aber rief hinauf: „Hol' dich der Geier, du Fratzen da droben, wärſt du beim Feuer, ſo wollt' ich dir wohl das Fell gebläuet haben, daß dir die Luſt vergangen wär', den Bauer zu ſchinden, du Lumpenhund!" Damit ſpornte er den Gaul, denn es war hier nicht gut Zauderns mehr. Und als Götz ſich ſo gerächt hatte, ergriff er nach wenig Tagen auch einen Miltenberger, der hieß Reußlin, dem nahm er drei Geſchirre ab.

Nun zog Götz aus in ein fremd' Land und machte bald Kundſchaft, daß ſechs reiche Domherren gen

Hall in Sachsen gefahren wären, die 34,000 Gülden bei sich führten; das klang ihm gar lieblich zu Ohren und flugs brach er auf, das Nestlein zu leeren. Hätt' aber nicht nöthig gehabt, also zu eilen, denn es ging schier ein Monat dahin, ehe der Dachs aus dem Loche hervorkam und hatte Götz viel der Unkosten dabei. Doch hielt er das ganze Stift Fulda wohl besetzt, so daß sie in seine Hände fallen mußten, welche Straße sie immer daher zögen. Aber doch ging der ganze Anschlag hinter sich, denn Götzens Knechte, die im Lande Hessen lagen, hielten sich nicht ruhig, wie ihnen befohlen war, sondern folgten eigenem Gelüst, brachen in zwei Dörfer ein und raubten, was ihnen zu Handen kam, und trieben viel Unfug, also daß Lärmen entstand und die Domherren, als sie gen Ammelburg kamen, verwarnet wurden, die wenig sichere Straße nicht zu ziehen, fuhren deshalb nur des Nachts, sorglich umherspähend, und mit großer Vorsicht entrannen sie dem Garn, das ihnen klüglich gestellet. So war der ganze Anschlag verwahrloset und verderbet.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Götzens Fehde gegen den Grafen von Waldeck.

Einst kam dem Götz ein Bündnißschreiben zu, in welchem ihm angezeigt wurde, daß er eine Freistätte

haben solle in Westphalen, die ihm in Fahr und Noth zum Ein- und Ausgang offen stünde. Das gefiel ihm wohl und ritt hinein, zu schauen, wie die Burg beschaffen wär'. Nachdem er nun dem Hochamt beigewohnet, wie er denn jederzeit gar fromm und gottesfürchtig war, wurde ihm vermeldet, daß der Graf von Waldeck nimmer dulden und erlauben wolle, daß dem Götz in seinen Landen eine Freistätte gewähret würde, dieweil Götz das Stift Mainz befehde, dem die Grafschaft Waldeck befreundet sei, vielmehr gab sich der Graf als Berlichingens Feind kund, und forderte von ihm, er solle seine Brandschatzungen einstellen, die Gefangenen ledig lassen und die geplünderte Habe zurückgeben. Es war ein Glück für den Götz, daß der Graf redlich kund that, daß er mit seinen Städten und Schlössern im Bund stehe mit Mainz; denn hätte er dies nicht gewußt, so möchte es ihm wohl übel genug ergangen sein und er vielleicht gar das Leben verloren haben. Nun aber Götz wußte, wessen er sich zu versehen habe, sendete er Kundschafter aus, zu erspähen, was der Graf im Sinne hätte und wo er weile, und erfuhr gar bald, daß der Graf auf einem seiner Schlösser sei, das da heißt Willenberg, und nebst einem Städtlein auf hohem Berge liegt. Dort hatte er ein Wildbad angelegt und badete fleißig. Zugleich kam dem Götz auch Kunde, daß der Graf Willens sei, an einem bestimmten Tage nach Arnsberg zu reiten im Lande Jülich.

Nun fehlte es aber dem Götz an Pferden und

Knechten, einen Ueberfall zu machen, und fragte deshalb einen seiner Diener, dem er gar hoch vertraute, dieweil er sich stets fein und fromm gehalten, ob er 10 bis 12 Pferde aufbringen könne? Da sagte der Diener: „Wohl, da ist ein Mann, Georg Bischof Rath, der ist des Bischofs von Fulda Feind und hat stets 12 bis 15 Pferde bei sich, der hat mir befohlen, wenn ihr sein bedürfet, so wolle er euch mit seinen Knechten und Pferden dienen. Darauf der Götz: „Potz Leichnam! ich habe ihn einmal niedergeworfen, als ich der Nürnberger Feind war, da war er ihr Rittmeister. Aber wohlan, er hat es zugesagt, so wollen wir ihm glauben: dazu hat er einen redlichen Vater und eine ehrliche Freundschaft; auch habe ich ihn damals, als ich ihn fing, leichtlich von mir kommen lassen. So reit' denn zu ihm, ihm zu sagen, daß ich sein Erbieten annehme mit Dank und er solle mit seinen Knechten und Pferden in Eile daherziehen.“ Kaum waren aber die Knechte zusammen und lagen auf der Lauer, da kam auch schon der Graf von Waldeck daher, eben so stark als Götz, der nun seinen Leuten befahl, sich an den Grafen zu nesteln und genau acht zu haben, daß er nicht entrinne, wolle er aber entreiten, so sollten sie ihm den Gaul erschießen oder erstechen, ihn selbst aber verschonen; Götz wolle sich indeß mit seinen Reitern schlagen. So thaten auch die Knechte, sie hielten sich an den Grafen, als wären sie an ihn gekuppelt. Als Götz nun mit den Knechten fertig war, rückte er auf den Grafen zu, nahm ihn gefangen und führte ihn sammt

allen ſeinen Reitern hinweg. Und wie ſie ſo dahin zogen, da hütete ein Schäfer ſorglos ſeine Schafe, dem fielen plötzlich fünf Wölfe in die Heerde und griffen an. Da lachte Götz und ſprach: „Glück zu, liebe Geſellen, Glück euch und uns, Glück überall!“

Ob dieſer Fehde gegen den Grafen von Waldeck wurde aber der Biſchof von Mainz gar zornig und rief: „der Götz von Berlichingen iſt mein erſter Feind und ſoll auch als mein erſter Feind erſterben!“ Aber er merkte ſchon nach einem halben Jahr, daß es beſſer ſei, den Götz, dieſen muthigen und tapfern Rittersmann, zum Freund zu haben, als zum Feind, und ſchloß Frieden mit ihm.

Drei und zwanzigſtes Capitel.

Wie Götz im Auftrag des Pfalzgrafen Ludwig den Georg von Bödigheim rächet an Conrad Schotten.

Im Jahr 1517 entbot Pfalzgraf Ludwig den Götz von Berlichingen und Wilhelm von Habern zu ſich gen Heidelberg, und zeigte ihnen an, daß Georg von Bödigheim, ein junger Geſell und pfalzgräflicher Diener, durch Conrad Schott unſchuldiger und unbilliger Weiſe angefallen und niedergeworfen worden ſei. Die Urſach' der That war dieſe: der Vater des Ge-

org von Bödigheim hatte dem Conrad Schott einſt 100 Fl. auf Treue und Glauben geliehen, und Georg v. Bödigheim forderte endlich das hingeliehene Geld zurück. Da ließ Conrad Schott den jungen Geſellen zu ſich beſcheiden, um einen Gaul in Empfang zu nehmen ſtatt des Geldes, der 100 Fl. werth ſei, was der v. Bödigheim auch that. Als er aber das Pferd geholt und wieder heim reiten wollte, da habe man ihn bei Neckmühlen überfallen, gefangen hinweg geführet und ihm den Gaul wieder genommen, das habe aber der Knecht des Conrad Schott gethan. Nun forderte der Pfalzgraf die beiden Ritter, Götz von Berlichingen und Wilhelm v. Habern auf, ſolche unverdiente und unredliche That zu rächen, und die Sache anzufangen als pfalzgräfliche Vaſallen.

Obwohl nun Götz nichts einzuwenden hatte gegen ſolchen Dienſt, nahm er aber doch den Wilhelm von Habern bei Seite und ſprach zu ihm als ein redlicher und braver Rittersmann: „Wohl weißt du, mein Geſell, daß ich viel Fehd' und Feindſchaft gehabt habe und daß mir meine Freunde all'zeit getreulich beigeſtanden haben und meinethalben ſich gar oft in Fahr und Sorg' begeben. Sollte ich nun einen niederwerfen, ehe ich ihm die Fehde angekündigt, und ſo meinen Namen beflecken ſammt dem ihren? Darum ſo laß uns unſre Ehre wohl verwahren und einen Fehdebrief ausſchreiben an Conrad Schotten." Solche Rede aber gefiel dem Wilhelm von Habern gar wohl, und wendeten ſich beide an den Pfalzgrafen, der ihnen den Fehdebrief erlaubte, worauf ſich beide in die-

ſer Sache brauchen ließen. Alsbald wurde auch dem Götz ein Zettel dargelegt aus der Kanzlei des Pfalzgrafen, wie er reiten und ſich verhalten ſolle; den warf er aber den Räthen alsbald wieder hin und ſprach: „Nach dieſem Zettel weiß ich nicht zu reiten, denn wenn ich nur heim nach Hornberg reite, kann ich gar manches treffen, was in dem Zettel nicht ſteht, ich muß die Augen ſelbſt aufthun und ſehen, was ich zu ſchaffen hab'." Bald machte Götz nun ſelbſt ſeinen Anſchlag; denn er hatte erfahren, daß Conrad Schott mit einem Haufen von 95 Knechten von Onolsbach herausreiten und des Nachts in Bergel herbergen werde. Da brach er auf mit 15 Knechten und beſchloß, den Haufen vorzulaſſen und darnach auf ihren Fußtroß einzudringen und ſelbigen niederzuwerfen; es war ihm aber ſchier bange, daß er übel ankommen möchte, denn alle ſeine Gegner waren wohl gerüſtet. Von Windsheim nun, wo Götz die Nacht verblieb, zog ſich eine Schlucht bis gen Bergel; durch dieſe ſendete Götz einen Knecht, und befahl ihm, vorſichtig bis zur Höhe zu gehen, von welcher man bis Bergel ſchauen konnte, und Acht zu haben, bis der Haufe herauszöge. Alsbald kam der Knecht zurück und meldete: „Es ziehen eben 15 Knechte als Vortrapp heraus." Dem wollte Götz nicht glauben und ſendete ihn noch einmal hin, genau hinab zu lugen; denn es müßten gegen 95 Knechte darin liegen, und es ſei gut, ſich vorzuſehen. Der Knecht brachte aber auch zum zweitenmal denſelben Beſcheid zurück. Da ritt Götz ſelbſt hinan und fand, daß es ſo ſei, wie der Kundſchafter

ausgesagt. So zogen nun die Feinde die Schlucht hinab und Götz mit seinen Reitern hinan; bald waren die Haufen an einander und begannen den Kampf. Aber zum Glück begegnete dem Götz Hanns von Selbitz und sein Vetter, Siegmund von Thüngen, die riefen ihm zu: „Wollte Gott, du wärest weit weg aus diesem Handel, denn wir wissen, daß unter deinem Haufen sich kaum 10 befinden, die gut pfalzgräflich gesinnt sind.“ Auf diese Rede sprengte Götz in den dichtesten Haufen und rief: „Was macht ihr da? aus einander! den soll das Wetter erschlagen, der sein Schwert eher zieht, als bis ich es ihm befehle!“ Da folgten sie ihm, und ehe sie recht zur Besinnung kommen konnten, hatte er sich schon zurückgezogen und eine günstige Stellung eingenommen. Aber Herrn von Thüngen warfen einige böse Knechte gar zorniglich vor, daß er den Götz habe entwischen lassen, worauf dieser ihnen aber sagte: „Siehe, dort hält er noch, reitet hin und fahet ihn.“

Vier und zwanzigstes Capitel.

Was weiter geschah.

So hielt nun Götz schier bis an den Abend in dieser Gegend. Da ihn aber kein Feind mehr aufstieß, zog er hinein nach Windsheim und ließ des

Nachts etwas an seiner eisernen Hand machen, die zerbrochen war. Kaum graute aber der Morgen, da brach er wieder auf, machte zwei Streifzüge und hielt einige Tage vor Frankenberg. Herr Conrad Schott wollte aber immer nicht zum Vorschein kommen; denn der lag indessen bei seinem Schwäher und that sich gütlich. Mittlerweile warf aber Götz den Schenk Friedrich von Limburg nieder, den er und sein Hause für den Conrad Schotten hielt, dieweil er Meßwaaren mit sich führte und dieselbe Kleidung trug als dieser. Als aber Götz seines Irrthums gewahrte, ließ er dem Schenk von Limburg Urfehde schwören und gab ihn ledig. Bald darauf nahm Götz auch einen Büchsenmeister gefangen, der im Dienst seines Gegners stand, und auch einen Knecht, Namens Heinz Buschmann, den Conrad Schott besonders lieb hatte. Beiden bestimmte er einen Tag, wo sie sich stellen sollten auf Hornberg und ließ sie dann frei. Der Knecht stellte sich auch und Götz sendete ihn dem Pfalzgrafen mit der Bitte, selbigen Knecht des Hängens und ewigen Gefängnisses zu entlassen, da er so redlich gewesen sei, sich in Hornberg zu stellen, dergleichen sogar viele Hauptleute nicht gethan.

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Strauß bei Haßfurt.

Bald darauf nahmen die Knechte des Conrad Schott Götzens Vetter, Hanns Jörg von Thüngen, der noch ein Knabe war, und den Götz zu einem Ritter in Franken geſendet hatte, gefangen. Sie brachten ihn zu einem Verwandten des Conrad Schott, Namens Velten Schott, der nahm ſie auch auf und ſagte: „Und wenn es noch einen Götz von Berlichingen gäbe, ſo wollt' ich doch die Knechte meines Vetters allezeit einlaſſen.“ Dies Alles erfuhr Götz durch einen Diener aus Veltens Hauſe, der ihm gar wohl geſinnet war, und ihm gern einen Vortheil gönnte; und zugleich kam ihm von fernher Kunde, daß eine große Faſtnacht zu Haßfurt ſein ſolle, zu der Velten Schott wohl kommen würden mit ſeinen Vettern, die waren Truchſeſſen. Da brachte Götz alsbald 16 Reiter zuſammen und verlegte ihnen den Weg nach Haßfurt. Und als die Berlichinger ſo lauerten, da zogen ſie auch wirklich daher mit 10—12 Knechten. Da theilte Götz ſeinen Haufen und gab die beſten ſeiner Knechte dem Georg Gelbſattel, bei einer Mühle über ein Bächlein zu ziehen, das des Weges daher floß. Wenn aber der eine Haufen angegriffen würde, da ſollte der andere ihm beiſtehen. So ſtellte nun Götz

ſein Häuflein bei einem Dorfe auf hinter einer Scheune, wollte den Velten Schott und Ehrhardt, den Truchſeſſen, mit ihrem Troß vorüberlaſſen, und ihnen dann auf dem Fuße nachziehen. Aber der Feind wurde des Hinterhaltes gewahr, zog ſich auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes zuſammen, legte die Lanzen ein, ſpannte die Armbrüſte und erwartete in Schlachtordnung den Götz. Der aber zog langſamen Schrittes heran, um Georgs Häuflein Zeit zu laſſen, herbei zu kommen. Je näher aber Götz heranzog, deſto größer erſchien ihm der Haufe der Feinde und zuletzt zählte er gegen 25 Reiter. Nun wäre er ſelbſt wohl leichtlich davon gekommen, aber er gedachte ſeines Reitgeſellen, Georg Gelbſattel, der darob wohl ein jämmerlich Geſchick erfahren haben möchte, wenn ihm der Götz nicht Treu und Glauben gehalten.

Unter dem Hügel ſtellte aber Götz ſein Häuflein auf und hielt. Da ſtürzte alsbald der feindliche Schwarm von der Anhöhe herab, der Truchſeß Ehrhardt durchrannte einen pfalzgräflichen Diener mit der Lanze, daß ſelbiger ſich überſchlug ſammt ſeinem Gaul, wogegen Götz mit eingelegter Lanze auf den Truchſeſſen daher ſprengte und ihn mit ſo mächtigem Stoß vom Pferd ſtach, daß er ſammt ſeinem Helmbuſch in dem Kothe ſtak. Viermal mußte nun Götz die Reihe ſeiner Feinde durchbrechen, und machte ihm ein Knecht gar viel zu ſchaffen, deſſen er ſich ſchier gar nicht erwehren konnte, der immer wieder an ihm war und ihn zuletzt durch den Panzerärmel hieb, daß es nicht wenig fleiſchte. Hätte jeder Knecht

sich so gehalten und wäre nicht zur guten Frist Georg Gelbsattel daher gesprengt mit seinen Reitern, so möchte diesmal des Götz und seines Häufleins gar übel gewartet worden sein. So aber siegte er, fing Alle, die nicht entrinnen konnten, ließ sie Urfehde schwören und gab sie dann wieder los, außer dem Velten Schotten.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Wie der Bauerkrieg ausbrach.

Es war im Jahr 1525, als sich in diesen Landen ein so großer Aufruhr der Bauern erhob, dergleichen vormals nie gewesen war. Es rotteten sich die Einwohner der Dörfer in Würtemberg und Schwaben zusammen, müde ihres Druckes und Joches, zerstörten, plünderten und verbrannten die Schlösser der Edelleute und Prälaten und mordeten Alles, was Sporen trug. Immer größer wurde der Haufen, der Niemanden gehorchte, die größten Grausamkeiten übte und auch des Kindleins in der Wiegen nicht verschonte. Da kam ein großes Unglück über diese Lande und wurden in demselben über 200 Burgen und Klöster zerstört, geplündert und verbrannt, und verloren über 50,000 Bauern das Leben allein im südlichen Deutschland.

Da schrieb Hanns von Berlichingen gen Horn-

berg an Götz, seinen Bruder, er solle zu ihm kommen und ihm helfen, damit ihn die Bauern nicht überfielen, denn viele ihrer Haufen lägen in Schönthal. Da kam auch Götz dahin als ein getreuer Bruder und handelte mit den Hauptleuten, also, daß sie versprachen, dem Ritter Hanns von Berlichingen und den Seinen nichts Leides zuzufügen. Darnach sendete der teutsche Meister den Götz in das Weinsberger Thal, das Treiben der Bauern auszukundschaften. Das erfüllte er nun auch, aber mit großen Sorgen, denn ohne Gränzen waren die Grausamkeiten, welche die Bauern übten in selbiger Gegend. So drang eine furchtbare Rotte dieser Wüthenden, die ein Schenkwirth führte, in das schwäbische Städtlein Weinsberg und richtete daselbst ein hölliſches Blutbad an. Da mordeten sie mit teufliſcher Wuth den edlen Grafen Ludwig von Helfenstein, und achteten nicht des flehenden Bittens und Schreiens seiner jungen Ehegemahlin, so eine Kaiserstochter war, und sich zur Erden warf mit ihrem Säugling und die Erbarmung Gottes anflehte. Darnach trieben sie noch andere Edelleute, wohl 70 an der Zahl, in einen Kreis zusammen, und stachen sie mit Spießen todt, und stund während dieſes Blutbades ein Bauer da, in großen Freuden, der blies dazu auf einem Dudelsack. Dann zogen sie gen Horneck und nahmen es ein, ohne alle Wehr. Gern hätte Götz dem Pfalzgrafen an dieſem Orte beigestanden, obgleich er nicht mehr dessen Diener war, aber die Haufen der Bauern lagen seiner eigenen Burg sehr nahe, und er beſorgte

seines Weibes und seiner Kindlein, daß sie dieselben überfallen möchten. Doch bat er noch den Wilhelm von Habern, den Pfalzgrafen zu fragen, wie er sich verhalten solle, und ihm die Antwort nach Hornberg zu schreiben. Darnach hielt Götz mit seinem Bruder und vielen andern Freunden und Reitgesellen eine Versammlung im Hespacher Wald, zu berathschlagen, an welchen Fürsten man sich wolle anschließen. Da riethen Alle zu dem Pfalzgrafen, und auch Götz; nur meinte er, man müsse erst einen Brief von Heidelberg erwarten, darinnen er seinen Willen kund thäte. Derselbe war indessen auch eingetroffen, aber Götzens Schwägerin hatte ihn gelesen, und, großes Unglück fürchtend, verheimlicht. Als Götz zu spät dies erfuhr, that er seine Schwägerin sogleich aus dem Haus und ließ sie nie wieder hineinkommen, dieweil sie Ursach war von großem Schaden und Unglück, das durch sie dem Götz entstanden, der immer nicht wußte, wie er sich halten solle, und des Glaubens war, daß der Pfalzgraf sich mit den Bauern vertragen habe. Als nun die Bauern bei Gundelsheim lagen, vertrugen sich viele vom Adel mit ihnen, darunter auch Beringer von Berlichingen, und Götzens Bruder, Wolf von Berlichingen, denn sie wußten sich nicht zu rathen und zu helfen. Götz aber ließ sich mit ihnen nicht ein, weder in Worten noch in Werken, sondern zog sich auf seine Burg und hoffte immer auf Schriften von Heidelberg.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Wie die Bauern den Götz zu sich bescheiden, und ihn bereden wollen, ihr Hauptmann zu sein.

Und wie Götz nun so auf seiner Burg des Ausgangs der Dinge harrete, da sendeten die Bauern, die wieder aufgebrochen waren von Gundelsheim, den Schultheißen zu ihm, und ließen ihn zu sich entbieten, denn sie hätten etwas zu verhandeln mit ihm. Da kam Götz in große Sorge, es möchten die Rebellen seine Burg überfallen und sein Weib und seine Kindlein mißhandeln, oder gar morden. Doch ging er, im Vertrauen auf den allmächtigen Gott und auf seine gerechte Sache, hinab. Und als er kam vor die Herberge und absaß, da begegnete ihm Max Stumpf, der redete ihn an: „Götz, bist du da?" Da sagte Götz: „Ja; was ist die Sach', was soll ich thun, und was wollen die Hauptleute mein?" „Du mußt unser Hauptmann werden," antwortete jener. Da sagte Götz: „Ich nicht, das thue der Teufel! Warum willst du's nicht werden statt meiner?" Da sagte Stumpf: „Wohl haben sie mir's zugemuthet, aber ich kann es wegen meines Dienstes nicht thun, und habe mich weggeredet." Da sagte Götz: „Und ich will es auch nicht thun, vielmehr

zu den Hauptleuten gehen und ſelbigen meinen Willen erklären, nicht hoff' ich, daß ſie mich zwingen werden." Stumpf redete ihm dennoch zu, die Hauptmannſchaft anzunehmen zum Beſten des gnädigen Landgrafen, zum Beſten der Fürſten und Edlen und alles Volkes. Götz aber wollte nicht, ſondern ging zu den Hauptleuten. Die gaben ihm erwünſchten Beſcheid, nur forderten ſie, daß er auch zu den andern Hauptleuten gehen und ſie bitten ſolle. Da ritt er hinaus und ſprach ſie an, jegliche Rotte und jegliches Fähnlein, und fand bei allen Gehör und guten Beſcheid. Aber die Hohenlohiſchen umringten ihn, fielen dem Gaul in die Zügel und verlangten mit wildem Geſchrei, er ſolle ſich gefangen geben und ſchwören, den andern Tag in ihr Lager nach Buchen zu kommen. In dieſer Fährlichkeit gedachte Götz an das Schickſal der Edlen zu Weinsberg und mit traurigem, betrübten Herzen leiſtete er endlich das Gelübde.

Acht und zwanzigſtes Capitel.

Wie Götz von den Bauern gezwungen ward, die Hauptmannſchaft anzunehmen.

Des andern Tages zog Götz mit ſehr bekümmertem Herzen dem Lager der Rebellen zu und wünſchte tauſendmal lieber in dem tiefſten Thurn zu liegen und eher alles Uebel zu erdulden, als mit ihnen zu

schaffen zu haben. Als er nun so mit traurigem Muth bei dem Haufen ankam, faßten sie die Zügel seines Gaules, er mußte absitzen und eintreten in ihren Kreis. Nun forderten sie ihn wieder auf, die Hauptmannschaft anzunehmen. Aber er schlug es rundweg ab; denn er gedachte, wie er stets nach Ehre und Pflicht gehandelt, und jetzt auftreten solle gegen kaiserliche Majestät, gegen Churfürsten, Grafen und Herren, gegen die ganze Ritterschaft und alle Stände des Reiches, er gedachte des Wesens und der Handlungen der Bauern, die von den seinigen so weit entfernt waren, als der Himmel von der Erde, und sprach: „Ehe ich sollt' euer Hauptmann sein, und so tyrannisch handeln, als ihr zu Weinsberg gethan und gehandelt, oder euch auch nur dazu rathen und helfen, da müßt ihr mich zu Tod schlagen, wie einen wüthenden Hund!" „Das ist nun einmal geschehen," antworten sie, „und wäre nicht geschehen, so du unser Hauptmann gewesen wärest." Nun bat er, sie sollten ihn dessen erlassen, aber All' umsonst, denn Alles war verloren, er sollt' und mußte ihr Hauptmann werden. Dazu kamen auch Mainzische Räthe ins Lager, die baten ihn inständiglich, die Hauptmannschaft anzunehmen, da er dann viel heillosem Wesen zuvorkommen könnte, er solle es thun seinem gnädigen Herrn zu Gefallen, und allen Fürsten und dem Adel zu Gefallen. Da sprach Götz: „Wenn die Bauern wollen von ihrem Vornehmen abstehen, und der Obrigkeit und ihren Herrschaften gehorsam sein, ihnen die Frohnen leisten und Recht nehmen und geben, wie

es bräuchlich ist von Alters her, so will ich es denn 8 Tage mit ihnen versuchen.“ Da handelten sie aber auf eine lange Zeit und kamen endlich mit ihm überein auf einen Monat.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Wie sich Götz als Hauptmann der Bauern verhielt.

Da wählte nun Götz aus ihren Haufen die Tauglichsten zu Räthen und Führern aus, unter denen sich besonders Wendler Hippler hervorthat, ein feiner und geschickter Mann und ein Schreiber, dergleichen sich im ganzen Reich nicht leichtlich finden mochte. Den nahm er zu sich und ließ ihm einen Vertrag machen: daß sie gehorsam sein wollten ihren Obrigkeiten und Herrschaften, und ihre Frohnen leisten, ingleichen forthin keines Edelmannes Haus verbrennen oder beschädigen wollten. Selbigen Vertrag sollten Alle, möchten sie nun aus Städten, Aemtern, Flecken oder Dörfern sein, unter ihrem Siegel zurücksenden, wo ein jeglicher daheim sei. Und dieser Vertrag wurde auch von den Hauptleuten und dem ganzen Haufen bewilligt und angenommen. Es geschah jedoch, als sie hinabzogen gen Miltenberg, allwo auch der Graf Georg von Werthheim sich mit diesem heillosen Gesindel vertragen wollte, daß ein großer

Bauernschwarm einen Rath hielt hinter Götzens Rücken, und daß Sprecher auftraten, welche schrien: „Führen wir nicht Krieg für unsere Freiheit? und jetzt, wo wir den Heft des Messers in den Händen haben, sollen wir zu Kreuz kriechen und thun als wie vorher?“ Und Andere riefen: „Freiheit und Gleichheit! Hinweg mit den Frohnen! Nieder mit denen, die diesen Vertrag gemacht und dazu gerathen haben!“ Also erhoben sie ein Geschrei und machten einen großen Aufruhr und erhoben die Hände zum Schwur, Alle todt zu schlagen, die diesen Vertrag errichtet hätten. Indem nun Götz nach dem Haufen zieht, um zu sehen, welch' neues Unheil er brütet, da läuft ein Kriegsmann auf ihn zu, der den Rath der Bauern mit angehöret, und ruft ihm zu: „Junker, reit' nicht zum Haufen!“ Da wurde Götz aber zornig, denn er wußte nichts von der Bauern-Versammlung, und rief: „Daß euch Gesindel all' der Geier holte! was hab' ich denn gethan, daß ich mich fürchten soll'?“ Und bald zum Haufen angelangt, sah er, ganz gegen den Vertrag, das Schloß Willenberg brennen. Da rief er dem Haufen gar zornig zu: „Entlasset mich der Hauptmannschaft binnen 8 Tagen, wie ich bewilliget, oder ich will mich dermaßen halten, daß ihr meiner eben so bald müde werden sollt, als ich eurer!“ Und also geschah es auch; denn als sie bei Würzburg sich gelagert hatten, hielten sie wieder einen Rath und beschlossen, weder Fürsten noch Herren noch Edelleute bei sich zu haben, und entließen auch den Götz, der sein Lebenlang nicht

froher gewesen war. In Würzburg aber, wo viel der Bauernrotten lagen in Straßen, um Kirchen und Brücken, wurde Götz gewarnet und ihm gesagt, daß die Bauern beschlossen hätten, ihm den Kopf abzuschlagen, weil er nicht redete, was ein Jeglicher gern hören mochte, sondern sprach wie ein freier Edelmann und nicht wie ein Heuchler. Obgleich er nun wußte, in welch' großen Fährlichkeiten er war, so verblieb er doch die vier Wochen bei dem Haufen, sein Gelübd' und Pflicht zu halten, wie er geschworen; denn alle Fürsten, Grafen und Herren hätten es müssen entgelten, so Götz sein Wort nicht gehalten hätte; auch war es schier unmöglich, aus dem Lager zu kommen, denn wenn Gott selbst aus dem Himmel gestiegen wäre, ihn zu befreien, so hätten sie ihn nicht mit dem Götz reden lassen, also umstanden sie ihn Tag und Nacht. Indessen vereinigten sich die schwäbischen Fürsten, rückten mit ihren Mannen auf die Rebellen los und schlugen viele Haufen derselben. Da wurde es ihnen schier bange, brachen auf von Würzburg, und schlugen ihr Lager an der Tauber, dann zu Krautem und Neuenstadt auf. Endlich waren auch die 4 Wochen zu Ende, auf die sich Götz verpflichtet hatte, und er freute sich inniglich, von diesen hellen, wüthenden Haufen los zu sein.

Dreißigſtes Capitel.

Wie Herr Georg Trugſeß den Götz zu einem Gefangenen des Landgrafen machte.

Zu Jarthauſen erhielt einſt Götz ein Schreiben von Herrn Melchior von Süzel, der bat ihn, eilends gen Balbach zu kommen, und ihm beizuſtehen gegen den Landgrafen von Leuchtenberg, der ihm auf dem Waldwerk einen Knecht niedergeworfen, und ſich die Jagdgerechtigkeit angemaßet, deshalb wolle er ſich an ihm rächen. Da machte Götz ſich auf, ritt gen Balbach und fand daſelbſt ſchon viel der Knechte, die Herr Süzel geworben hatte. Nun zog die Schaar früh von Balbach heraus, um den Landgrafen auf der Jagd zu überfallen und nieder zu werfen. Voraus ſandte Götz einen Knecht, Namens Dalle, mit zwei Buben, die ſollten den Wald durchſtreifen und genaue Kundſchaft einziehen von dem Feinde. Aber ſie wurden keiner Reiter gewahr und kehrten zu Götz zurück. Da ließ er Götz von Thüngen mit dem Haufen zurück, und zog mit Hanns von Wald voraus. Als ſie nun ein gutes Weglein geritten, werden ſie plötzlich von zwei Gewappneten überfallen. Hanns von Wald, der ſich deſſen nicht verſah, wird alsbald aus dem Sattel gehoben und auch Götz erhält einen gewaltigen Lanzenſtoß, daß er ſchier vom Gaul ge-

ſtürzt. Kaum ſitzt er wieder ſattelfeſt, da iſt ſein Gegner wieder an ihm und ſticht ihn vom Pferd, ehe er ſich deſſen vermuthend war. Da faßt Götz ſein Schwert und dringt gewaltiglich auf ſeinen Gegner ein. Aber in ſelbigem Augenblicke ſprengt Herr Georg Truchſeß mit ſeinen Reitern daher und Götz wird, ehe er in den Wald entrinnen kann, durch einen Lanzenſtoß zu Boden geworfen und Herr Georg Truchſeß ruft ihm zu: „Schwager Götz, du biſt mein und des Landgrafen Gefangener.“ So zog denn Götz in Balbach ein als ein gefangener Mann und fand daſelbſt auch Hanns von Wald als Gefangenen, dem ſagte er: „Es iſt uns nicht angezeigt, wo wir uns ſtellen ſollen, und gar bald iſt uns ein Makel angehängt, darum ſo wollen wir morgen mit dem Früheſten zu dem Truchſeß ſenden und um Beſcheid bitten, ob er uns ledig geben wolle oder nicht.“ So thaten ſie auch, und der Truchſeß beſchied ſie gen Bocksberg, allwo ſie den Beſcheid erhielten, daß ſie frei und ledig wären, ohne alle Urfehde. Obgleich nun Götz in dieſem Kampfe vom Pferd geſtochen und gefangen wurde, ſo hat er ihn doch nie vergeſſen können, dieweil er durch denſelben an dem Truchſeß einen gar lieben Freund erhielt.

Ein und dreiſsigſtes Capitel.

Wie Götz auf einem Zug nach Eberberg überfallen ward.

Ein andermal erhielt Götz einen Brief von ſeinem Schwager Franz von Sickingen, der ihn gen Eberberg beſchied. Das that auch Götz und zog von Meckmühlen gen Heidelberg, allwo er ſeine Rüſtung, Harniſch, Schurz und Armſchienen in der Herberge zum Hecht zurückließ, denn er war damalen krank. Und als er mit ſeinem Knecht Kitzen und einem Buben gen Pfedersheim am Rhein zieht, da mußte er durch eine tiefe Schlucht, wo er ſich keines Ueberfalles verſah; denn es war ihm Alles ſo weh, daß er lieber weinen als ſchlagen mochte. Plötzlich aber wird der Knecht Feinde gewahr und ruft: „Junker, es jagen uns Gewappnete nach!“ Da ſagte Götz: „Laß uns ein wenig fortrücken, um irgend eine gute Stellung einzunehmen, damit ſie uns nicht ſo flugs übereilen.“ So hielten ſie auf einem ebenen Aeckerlein und bald ſprengten mit drohenden Geberden zwei Ritter auf ſie ein, Rudolph von Schwalbach und ſein Sohn. Götz aber fürchtete ſich nicht; da er ſahe, daß aus der Schlucht kein Nachtrab angeritten

kam, legte er die Lanze gegen den Alten ein und trieb ihn in die Schlucht zurück, während Kitzen, der Knecht, den jungen Herrn von Schwalbach in die benachbarten Weingärten jagte. Bei dieſem Jagen wendete ſich der junge Schwalbach um und ſchoß Kitzens Pferd durch die Ohren, dagegen ſchoß der Knecht ſeinem Gegner einen Pfeil durch den Backen. Sodann griffen Alle zu den Schwertern und bald darauf wurden die beiden Herren von Schwalbach gänzlich in die Flucht geſchlagen, worüber die Bauern in den Weingärten viel Freude und Jubel hatten. Seit dieſer Zeit hat Götz die Reiter nicht wieder geſehen.

Zwei und dreiſsigſtes Capitel.

Wie Götz im Dienſt der kaiſerlichen Majeſtät gegen die Türken zog.

Nachdem Götz, wie oben gemeldet, etliche Jahre in Verhaft gelegen, und die Urfehde, ſo er hatte beſchwören müſſen, lange Jahre treu und ehrlich gehalten, da verwendeten ſich für ihn viele Fürſten, Grafen und Herren bei dem Kaiſer, alſo, daß die kaiſerliche Majeſtät dem Götz die volle Freiheit wieder gab, und ihn in höchſt eigenen Schutz nahm. Darauf ſchrieben ihm die Hauptleute, er möge 100

Knechte aufbringen und in 14 Tagen zu ihnen ſtoßen, um mit gen Wien zu ziehen gegen die Türken. Da ſchrieb Götz zurück, daß er nicht Fleiß und Mühe ſparen wolle, ihren Wunſch zu erfüllen, wiſſe jedoch nicht, ob es ihm gelingen werde. Aber doch brachte er in kurzer Zeit mehrere Hundert Knechte zuſammen und zog mit ihnen an die Orte, wohin er beſchieden war. Und erhielten auch ſeine Freunde Briefe und alle rüſteten ihre Mannen und ſchloſſen ſich dem Zuge an, aus Liebe und Treue zum Götz, worüber er ſich gar höchlich freute. Ehe nun aber Götzens Fähnlein nach Oeſtreich gelangte, da war das Heer ſchon von den Türken geſchlagen, und es kamen ihm die Flüchtlinge entgegen im Lande Baiern. Dennoch aber zog er weiter, gelangte nach Wien und lagerte ſich allda einen Monat lang. Nun kam aber die Winterszeit, und Götzens Fähnlein erhielt Befehl, wieder nach der Heimath zu ziehen. Aber im Lande Oeſtreich und Baiern kam ein Sterben unter ſeine Mannen, und ſtarben Ritter und Knechte in Menge. So zog er mit ſeinem Häuflein durch Böheim, darnach durch Neumark und endlich zertheilte ſich das Heer und ein Jeglicher zog ſeiner Heimath wieder zu.

Drei und dreiſsigſtes Capitel.

Wie Götz ſich mit Kaiſer Karolus V. nach Frankreich begab.

Darnach, als man 1544 ſchrieb, beſchloß Kaiſer Karl V. auf einem Reichstage zu Speier einen Krieg gegen Frankreich, und zog dahin mit einem großen Heer, zu welchem auch Götz ſeine Mannen ſtellte. Zunächſt belagerten ſie St. Deſier, das ſich ritterlich vertheidigte; denn obwohl man die Stadt ernſtlich beſchoß, Tag und Nacht, und manchen Sturm verſuchte, wehrten ſich doch die von St. Deſier ſo lange, bis ſie weder Pulver noch Lebensmittel mehr hatten; da endlich ergaben ſie ſich, doch ſo, daß man ſie mit Leib, Hab' und Gut mußte abziehen laſſen. Darnach drang das deutſche Heer im Frankenreiche vorwärts, fand aber männlichen Widerſtand. Da ſagte Götz zu einem kaiſerlichen Hauptmann: „Soll kaiſerliche Majeſtät vor mehr der Städte ziehen, ſo wiſſen wir und haben's geſehen, daß es harte Leute ſind, und ſich gar waidlich wehren. Sollen wir nun ſo vor jedem Städtlein liegen, ſo geht der Winter daher und wir müſſen ſchmählich abziehen, und Koſten, Mühe und Arbeit ſind verloren und haben dazu noch Spott und Schande. Aber wenn ich Kaiſer Karolus hieße, ſo däucht mir, ich wollte ſchon den rech-

ten Weg finden, und ein Gedächtniß hinter mir laſſen, daß ſie nach 100 Jahren noch ſagen müßten, Kaiſer Karl wäre da geweſen.“ Und wie es Götz gemeint, alſo geſchahe es auch: denn man fing an, Alles niederzubrennen, was im Wege lag. Da kamen auch bald franzöſiſche Geſandte, fielen dem Kaiſer zu Füßen, und baten um Frieden. So konnte Kaiſer Karl mit Ehren dieſe Lande verlaſſen. Und als ſie gen Bamberg kamen, da entließ man ſämmtliche Heerhaufen, und auch Götz von Berlichingen zog ſeiner Heimath wieder zu. Aber er erkrankte unterwegs an der Ruhr und durfte doch die Rüſtung nicht ablegen, dieweil der Friede noch nicht ausgeſchrieben war.

Vier und dreiſsigſtes Capitel.

Des Ritters Götz letzte Lebenstage und wie er ſelig verſchieden.

Alſo nun hat Götz von Berlichingen gelebt als ein wahrer Deutſcher und ein Biedermann, von ſeiner Knabenzeit an bis zu ſeinen männlichen Tagen, alſo hat er ſich allzeit gehalten als ein frommer Rittersmann und wie einem von Adel gebühret. Von ſeiner Jugend auf war er verwickelt in gar viele und große Kriege, Fehden und Feindſchaften, aber er hat allwege ſein Sach' glücklich hinausgeführet und da-

bei nimmer aufgehöret, Treu und Glauben zu halten Freunden und Feinden, und ist immer nachgekommen seinen Zusagen und allen seinen Pflichten. Und so wurde Götz ein alter und betagter Mann und allen Kriegsleuten ein gar schönes Exempel, aus welchem sie lernen können Muth und Tapferkeit und Treu und Glauben, so dem ächten deutschen Manne ziemen. Auch können sie lernen aus diesem Muster und Vorbild, wie sie den Unterdrückten zu ihrem Recht verhelfen und großmüthig sein sollen gegen ihre Feinde.

Aber es kam nun auch die Zeit, wo Götz von dieser argen Welt scheiden sollte und eingehen zu seiner Seligkeit und der Urstätt seiner Väter, und war auch hiezu bereit, dieweil er immer als ein frommer und gottesfürchtiger Rittersmann gelebet und gehandelt. Als man aber schrieb Anno Domini 1562, da ist er sanft und selig verschieden auf den Donnerstag den 23sten Juli Abends 6 Uhr, und ist seines Alters etliche und 80 Jahr alt worden. Seine Asche nun ruhet in dem Kloster Schönthal bei seinen Vätern; denn in dem Kreuzgange desselbigen Klosters ruhen noch 13 aus dem Geschlecht Berlichingen und alle sind in Stein gehauen und aufgestellt an der Mauer. Wo aber Gottfrieds Asche ruht, da ist ein Stein errichtet und in denselbigen sind eingegraben diese Worte:

„Anno Dni 1562 den 23sten Julii ist in Gott verschieden der Edel und Ehren-Vest, Gottfried von Berlichingen, der Seelen Gott gnädig seie, Amen! O mein Gott und Vater, ich hoffe

auf dich und ſeie mir gnädig. Jetzund befehle ich meine arme Seele, daß ſie innen werde, du ſeieſt mein Fels, Burg, Schild, Thurn, Fort, Schutz, Zuverſicht, Hülf, Zuflucht, Schirm und Hute in dieſen großen Nöthen. O Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt: Herrr, du treuer Gott, erlöſe meine arme Seele von dem grauſamen Feind."

Ode.

Wenn oftmals in den Stunden der dunkeln Gegenwart,
Von außen rauh berühret, das warme Herz erstarrt,
Wenn in dem Wechselreiben sich trübt der helle Blick;
Dann schaut in vor'ge Zeiten so gern der Geist zurück.

Zurück in jene Tage, wo deutscher Schlachtgesang
Den Feinden deutschen Landes wie Gottes Donner klang,
Wo hohe Heldenstärke und kräftig mildes Lied
Auf freien, deutschen Fluren so wundersam geblüht;

Wo für die alte Treue das scharfe Schwert gezückt,
Wo Deutschlands Kaiserkrone ein Heldenhaupt geschmückt,
Wo unter Einem Banner, bei drohender Gefahr,
Sich sammelte in Waffen der deutschen Söhne Schaar.

Es tauchen schöne Bilder aus jener Tage Lauf
Dann vor des Geistes Blicken im lichten Glanze auf,
Und manche That der Treue und mancher Ehrentag,
Den deutsche Kraft erstritten, wird in Erinn'rung wach.

Du ſtolze Rieſeneiche in dem Germanenland,
Du, Götz von Berlichingen, mit Deiner Eiſenhand,
Du, ſonder Furcht und Tadel, Dir ſei dies Lied geweiht,
Der herrlichen Ruine aus alter Ritterzeit!

Du warſt die letzte Blüthe der deutſchen Ritterſchaft,
Du wackrer, treuer Degen, Du Mann voll Muth und Kraft!
Dein langes Heldenleben war faſt ein einz'ger Streit
Für Ehre, Freiheit, Treue und für Gerechtigkeit.

Im rauhen, ſtrengen Winter, bei heißem Sonnenſtrahl,
Zogſt Du mit Deinen Knechten wohl über Berg und Thal,
Und kämpfteſt unverdroſſen im wüthenden Gefecht
Mit Schwert und ſtarker Lanze für's gute, alte Recht.

Es hatt' Herr Max, der Kaiſer, ſchon ſeit geraumer Zeit
Mit Bann und ſchweren Strafen die Fehden ſtreng bedräut,
Es hatte ſich erhoben ſeitdem der Fürſten Macht,
Wohl war ſeitdem verblichen die alte Ritterpracht.

Allein in Deinen Adern, da wallte feurig Blut,
In Deinem Buſen flammte der Vorzeit Heldenmuth!
Dem Kaiſer nur ergeben — ſonſt Niemand unterthan —
Haſt Du Dein Haupt gebeuget vor keinem andern Mann.

In Schwaben und in Franken, in Rheingau's ſchönem Land
Wie ward mit Furcht und Liebe Dein Name rings genannt!
Dein Wahlſpruch hieß: dem Schwachen reich' ich zum Schutz die Hand,
Dem Unterdrücker aber, dem leiſt' ich Widerſtand!

Du haſt dem ſchönen Wahlſpruch treu immer nachgelebt!
Wie hat manch' ſtolzer Städter, ſelbſt mancher Fürſt gebebt,
Wenn Deine Kriegsdrommete weit durch den Gau erklang
Und Deine ſtarke Rechte den Ritterdegen ſchwang!

Den Würtemberger Herzog traf Bann und ſchwere Acht,
Er ward vom Schwäb'ſchen Bunde verfolgt mit Uebermacht.
Die falſchen Freunde flohen bei'm Unglücksſtrahl im Nu;
Du nur warſt treu geblieben und zogſt Herrn Ulrich zu.

Es ſank der Fürſt, Du mit ihm, vor der gewalt'gen Macht;
Du wurdeſt von den Siegern in ſtrenge Haft gebracht;
Doch bliebſt Du auch in Banden der alte deutſche Leu,
Und als Du frei geworden, da ward Dein Schwert auch frei.

Empört von ſchnödem Zwange, brach einſt der Bauer los,
Der Aufſtand wuchs und wurde urplötzlich rieſengroß,
Er zog in ſeinen Strudel Dich willenlos hinein,
Du mußteſt, ſelbſt gezwungen, der Bauern Hauptmann ſein.

Wie haſt Du, Mann der Ehre, Du ritterlicher Held,
Den Freveln, die ſie übten, entgegen Dich geſtellt;
Mit allen Deinen Kräften, mit eigener Gefahr,
Wie hemmteſt Du das Wüthen der aufgeregten Schaar!

Wie hat man's Dir gelohnet, Du Stolz der Ritterſchaft?
Zu Augsburg und zu Heilbronn mit jahrelanger Haft!
Dann bannte man auf immer Dich in Dein Bergeſchloß,
Und durfteſt nun beſteigen nicht mehr Dein Schlachtenroß.

Da hingest Du, voll Kummer, den schärfen, blanken Stahl
Sammt Harnisch, Schild und Lanze auf in dem Rittersaal,
Und zeichnetest zu Hornberg aus Deines Lebens Lauf
Viel Deiner Heldenthaten für künft'ge Zeiten auf.

Und als Du nun gewahrtest, daß eine andre Zeit
Die Ritterzeit verdrängte und ihre Herrlichkeit,
Da legtest Du es nieder, das Haupt, vom Alter müd;
Da klang dem Ritterthume nun auch das Schwanenlied.

Einst stand auf deutscher Erde ein stolzer Eichenwald,
In dessen Laubengängen manch herrlich Lied gehallt;
Ein Stamm sank nach dem andern, vom wilden Sturm gefällt,
Der letzte sank daniedar mit Dir, Du kühner Held! —

Doch wird noch jetzt Dein Name mit hohem Stolz genannt,
Du, Götz von Berlichingen, mit Deiner Eisenhand;
Ein deutscher Sangesmeister hat ihn mit Glanz gekrönt,
So daß er, herrlich strahlend, zur fernsten Nachwelt tönt.

Mitternachtszeitung 1834.
No. 1. Eduard Fink.

Die

Kinder im Walde.

Altengliſche Ballade.

Ueberſetzt

von

Heinrich Döring.

Mit dem Originaltext und 8 Holzſchnitten.

Erfurt, 1842.
Henning & Hopf.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE

THE

CHILDREN IN THE WOOD.

Now ponder well, you parents deare,
These wordes, which I shall write;
A doleful story you shall heare,
In time brought forth to light:

A gentleman of good account,
In Norfolke dwelt of late,
Who did in honour far surmount
Most men of his estate.

Sore sicke he was, and like to dye,
No helpe his life could save;
His wife by him as sicke did lye,
And both possest one grave.

Ihr lieben Eltern, nehmt euch ſehr
Zu Herzen den Bericht;
Ich künd' euch eine Trauermähr,
Die endlich kam an's Licht.

In Norfolk lebt' ein Edelmann
Vor nicht gar langer Zeit.
Der überragt' an Ehre wohl
Viel Männer weit und breit.

Er war ſehr krank, dem Tode nah,
Die Lebenskraft nahm ab;
Krank lag darnieder auch ſein Weib,
Und beiden ward Ein Grab.

No love between these two was lost,
Each was to other kinde;
In love they liv'd, in love they dyed,
And left two babes behinde:

The one a fine and pretty boy,
Not passing three yeares olde;
The other a girl more young than he,
And fram'd in beautyes molde:

The father left his little son,
As plainly doth appeare,
When he to perfect age should come,
Three hundred poundes a yeare.

And to his little daughter Jane
Five hundred poundes in gold,
To be paid downe on marriage-day,
Which might not be controll'd;

But if the children chance to dye,
Ere they to age should come,
Their uncle should possesse their wealth,
For so the wille did run.

„Now, brother," said the dying man,
„Look to my children deare;
Be good unto my boy and girl,
No friendes else have they here:

Längſt machte Lieb' und Zärtlichkeit
Ihr gegenſeitig Glück;
Lieb' war ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Zwei Kinder blieben zurück.

Das ein' ein art'ger Knabe war,
Noch kaum drei Jahr' erſt alt,
Das Mädchen, jünger noch als er,
War reizend von Geſtalt.

Der Vater hinterließ dem Sohn —
Das ward gar bald nun klar —
Nach ſeiner Minderjährigkeit
Dreihundert Pfund das Jahr.

Und ſeiner Tochter ſetzt' er aus
Fünfhundert Pfund in Gold,
Die ſie an ihrem Hochzeitstag
Dereinſt erhalten ſollt'.

Doch wenn noch minderjährig ſtarb
Das traute Kinderpaar,
Beerbt' ihr Oheim ſie; ſo ſtand's
Im letzten Willen klar.

„Nun, Bruder!" ſprach der Sterbende,
„Thu' Gutes für und für
Den Kindern, ihnen blieb kein Freund
Wohl ſonſt auf Erden hier.

To God and you I recommend
My children deare this daye,
But little while be sure we have
Within this world to staye.

You must be father and mother both,
And uncle all in one;
God knowes what will become of them,
When I am dead and gone."

With that bespake their mother deare:
„O brother kinde," quoth shee,
„You are the man must bring our babes
To wealth or miserie.

And if you keep them carefully,
Then God will you reward;
But if you otherwise should deal,
God will your deedes regard."

With lippes as cold as any stone
They kist their children small:
„God bless you both, my children deare;"
With that the teares did fall.

These speeches then their brother spake,
To this sicke couple there:
„The keeping of your children small,
Sweet sister, do not feare;

Nächſt Gott empfehl' ich treulich dir
Die Kinder lieb und traut,
Da dieſe Welt nicht lange mehr
Der Eltern Auge ſchaut.

Du mußt nun Vater, Mutter ſein
Für ſie, mit trautem Sinn;
Gott weiß was aus den Kindern wird,
Wenn ich längſt todt und hin."

Und auch die Mutter ſprach zu ihm:
„O, lieber Bruder mein,
Der Kinder Glück, ihr Elend hängt
Jetzt von dir ab allein.

Wenn du nun treulich ſorgſt für ſie,
So wird dir Gottes Lohn;
Doch thuſt du anders, wartet dein
Auch Gottes Strafe ſchon."

Sie küßt' mit Lippen, kalt wie Stein,
Die beiden Kleinen dann;
„Gott ſegn' euch, liebe Kinder, ſtets!"
Und manche Thräne rann.

Der Bruder nahm das Wort und ſprach
So zu dem kranken Paar:
„Seid unbeſorgt! in meine Huth
Nehm' ich ſie immerdar.

God never prosper me nor mine,
Nor aught else that I have,
If I do wrong your children deare,
When you are layd in grave."

The parents being dead and gone,
The children home he takes,
And brings them straite unto his house,
Where much of them he makes.

He had not kept these pretty babes
A twelvemonth and a daye,
But, for their wealth, he did devise
To make them both awaye.

He bargain'd with two ruffians strong,
Which were of furious mood,
That they should take these children young,
And slaye them in a wood:

And told his wife and all he had,
He did the children send
To be brought up in faire London,
With one that was his friend.

Away then went these pretty babes,
Rejoycing at that tide,
Rejoycing with a merry minde,
They should on cock-horse ride.

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

Gott gebe niemals mir Gedeihn,
Und nehme mir mein Gut,
Trifft eure Kinder je ein Leid,
Wenn ihr im Grabe ruht."

Er nahm, als ihre Eltern todt,
Die Kinder gleich zu ſich,
In ſeinem Hauſe ſorgt' er dann
Für ſie gar väterlich.

Doch kaum entſchwunden war ein Jahr,
Da lockt' ihn ſchon ihr Geld,
Und gar zu gerne hätt' er ſie
Geſchafft bald aus der Welt.

Und mit zwei Mördern, wild und roh,
Verieth er ſich gar bald;
Die beiden Kinder ſollten ſie
Umbringen ſchnell im Wald.

Und ſeinem Weib vertraut' er dann,
Er habe ſie geſandt
Nach London hin, mit einem Mann,
Der ihm als treu bekannt.

So kamen denn die Kinder fort
Von ihrem Heimathsheerd,
Und freuten ſchon ſich inniglich
Auf Pupp' und Steckenpferd.

They prate and prattle pleasantly,
As they rode on the waye,
To those that should their butchers be,
And work their lives decaye.

So that the pretty speeche they had
Made murther's heart relent,
And they that undertooke the deed,
Full sore did now repent.

Yet one of them, more hard of heart,
Did vowe to do his charge,
Because the wretch, that hired him,
Had paid him very large.

The other won't agree thereto;
So here they fell to trife,
With one another they did fight,
About the children's life:

And he that was of mildest mood,
Did slaye the other there,
Within an unfrequented wood.
While babes did quake for feare.

He took the children by the hand,
Teares standing in their eye,
And bad them straitwaye follow him,
And look they did not crye:

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

Sie plauderten und ſchwatzten viel
Mit denen auf dem Pfad,
Die ihre Mörder ſollten ſein,
Geneigt zu böſer That.

Von ihrem kindlichen Geſchwätz
Ward weich der Mörder Herz,
Und ſie bereuten faſt die That
Zuvor mit tiefem Schmerz.

Doch Einer, härteren Gemüths,
War halb entſchloſſen ſchon;
Der ihn gedungen, jener Wicht,
Gab ihm gar reichen Lohn.

Das gab der Andre nun nicht zu;
So kamen ſie in Streit,
Und um der Kinder Leben focht
Das Paar mit Tapferkeit.

Doch der von milderem Gemüth
Erſchlug den Andern bald.
Die Kinder ſahn's; wie bebten ſie
Dort in dem öden Wald!

Er nahm ſie freundlich bei der Hand,
Mit Thränen im Geſicht,
Sprach er zu ihnen: „Folget mir
Sogleich, und weinet nicht.“

And two long miles he ledd them on,
While they for bread complaine;
„Staye here,“ quoth he, „I'll bring you some.
When I come back againe.“

These pretty babes, with hand in hand,
Went wandering up and downe;
But never more could see the man
Approaching from the town:

Their prettye lippes with black-berries,
Were all besmear'd and dyed,
And when they sawe the darksome night,
They sat them downe and cryed.

Thus wandered these two little babes,
Till deathe did end their grief,
In one another's armes they dyed,
As babes wanting relief:

No burial this pretty pair
Of any man receives,
Till Robin-red-breast painfully
Did cover them with leaves.

And now the heavy wrathe of God
Upon their uncle fell;
Yea, fearfull fiends did haunt his house,
His conscience felt an hell:

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

Sie gingen ſchon zwei Stunden lang,
Da baten ſie um Brod.
„Bleibt hier,“ ſprach er, „ich komme bald,
Und ſtille eure Noth.“

Da wanderten nun Hand in Hand
Die Kinder hin und her,
Und ſchauten traurig nach dem Mann;
Doch kam er nimmermehr.

Die zarten Lippen färbten ſie
Mit Brombeer'n ganz und gar;
Und als nun kam die dunkle Nacht,
Da weinte ſehr das Paar.

Sie wanderten, bis Gram und Leid
Beendete der Tod;
Sich hold umfaſſend, ſtarben ſie,
Verlaſſen in der Noth.

Kein Grab erhielt das traute Paar,
So früh des Todes Raub;
Rothkehlchen nur bedeckten ſie
Mit Blättern und mit Laub.

Doch traf bald Gottes ſchwerer Zorn
Den Oheim fürchterlich;
Umſchwärmt von böſer Geiſter Schaar,
Trug er die Höll' in ſich.

His barnes were fir'd, his goodes consum'd,
His landes were barren made,
His cattle dyed within the field,
And nothing with him stayd.

And in a voyage to Portugal,
Two of his sonnes did dye;
And to conclude, himselfe was brought
To want and miserye:

He pawn'd and mortgaged all his land
Ere seven yeares came about;
And now at length this wicked act
Did by this meanes come out:

The fellowe, that did take in hand
These children for to kill,
Was for a robbery judged to dye,
(Such was God's blessed will;)

Who did confess the very truth,
As here hath been display'd:
Their uncle having dyed in gaol,
Where he for debt was layd.

You that executors be made,
And overseers eke,
Of children that be fatherless,
And infants mild and meek;

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

Durch Brand verlor er Hab' und Gut,
Verdorrt ſchien rings ſein Land;
Das Vieh fiel auf dem Feld, bis er
Entblößt von allem ſtand.

Zwei Söhne, die nach Portugal
Gereiſt, nahm ihm der Tod;
Und kurz, er ſelber kam zuletzt
In Dürftigkeit und Noth.

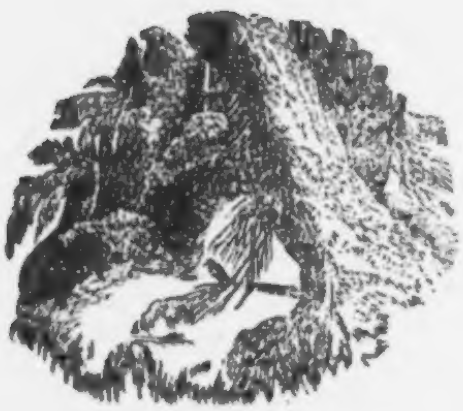
Verpfändet hatt' er all' ſein Land,
Und eh' noch ſieben Jahr'
Entſchwunden, ward, bisher verhüllt,
Sein Frevel offenbar.

Der Führer jener Kinder kam
Durch Raub bald in Gefahr;
Verurtheilt ward er drum zum Tod
Wie's Gottes Wille war.

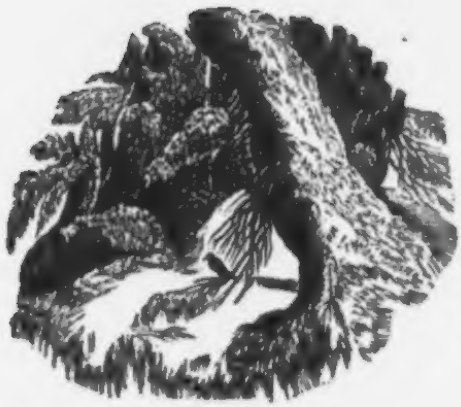
Er nun geſtand die Wahrheit ein,
Wie wir ſie ſchon berührt.
Der Oheim ſtarb im Kerker, wo
Ihn Schulden hingeführt. —

Die ihr vielleicht Vormünder ſeid,
Beſtellt zur Pfleg' und Huth
Von Kindern, welche vaterlos,
Von Kindern, ſanft und gut;

Take you example by this thing,
And yield to each his right,
Lest God with such like miserye
Your wicked minds requite.



Nehmt ein Exempel euch hieran,
Gebt jeglichem ſein Recht,
Sonſt ſucht mit gleichem Elend heim
Gott euch und eu'r Geſchlecht.



Münchhausen's

Lügen-Abentheuer.

Auf's Neue frei aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben

von

Dr. Heinrich Döring.

Loc. I. 234.

Erfurt.

Expedition der Thüringer Chronik.
(H. A. v. Berlepsch.)

[um 1800]

Erſtes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen ſein Pferd verlor und wiederfand, und wie er angehalten ward von einem Wolfe.

Es war ein harter Winter, als ich, der von Jugend auf begierig, die Welt und fremde Gegenden zu ſehen, eine Reiſe nach Rußland unternahm. Ich war leicht bekleidet, und das empfand ich gar übel, je weiter ich nach Nordoſt kam. Ueberdieß macht' ich die Reiſe nicht zu Wagen, ſondern zu Pferde; denn ich war von Jugend auf ein gewaltiger Reiter. Es lag aber in Curland und Liefland überall ſo tiefer Schnee, daß gar kein Weg und Steg zu ſchauen. Weil ich nun ſehr ermüdet war von meinem langen Ritt, ſo band ich mein Pferd an einen ſpitzen Baumſtamm, der aus dem Schnee hervorragte, nahm meine Piſtolen, die ich immer zur Sicherheit auf Reiſen bei mir zu führen pflegte, unter den Arm, und legte mich in den Schnee. Ich war ſo müd' und matt, daß ich bald einſchlief. Wie lang' ich geſchlafen haben mochte, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich, als ich erwachte, auf

einem Dorfkirchhofe lag. Das Wunderbarſte war, daß mein Pferd nirgends zu ſehen, und doch hatte ich es neben mir angebunden an den Baumaſt. Da war es mir, als hört' ich es wiehern, und zwar über mir. Als ich nun empor ſah, da ward ich mit Erſtaunen gewahr, daß mein Pferd an dem Wetterhahn des Kirchthurms hing. Das konnt' ich mir anfangs gar nicht erklären, und doch ging es ganz natürlich zu. Es war ein ſtarkes Thauwetter eingetreten in der Nacht, und ich war, als der Schnee, der das ganze Dorf bedeckt, allmählig zuſammen ſchmolz, immer tiefer herabgeſunken. Was ich aber in der Dunkelheit für einen ſpitzen Baumſtumpf gehalten, war nichts anders als die Kirchthurmsſpitze. Da war nun guter Rath theuer, wie ich wieder zu meinem Pferde kommen ſollte, das hoch über mir in den Lüften ſchwebte, und mir doch ſo unentbehrlich war auf meiner weiten Reiſe. Wie ich nun aber von jeher ſchnell entſchloſſen, ſo lud ich eine meiner Piſtolen, durchſchoß die Halfter meines Pferdes, und kam ſo wieder zu meinem treuen Thiere. Weil ich aber gar zu ermüdet, um zu reiten, kauft' ich mir auf dem Wege nach Petersburg einen kleinen Schlitten. Vor den ſpannt ich mein Pferd und fuhr nun ganz gemächlich von hinnen.

Es begab ſich aber — ich weiß nicht, war es in Eſthland oder in Ingermannland, oder wo es ſonſt geweſen ſein mag — daß ich in einem tiefen Walde ein furchtbares Geheul hinter mir vernahm. Ich geſtehe, daß mir's gar nicht wohl zu Muthe war, als ich

einen grimmigen Wolf erblickte, der in raſchem Lauf meinen Schlitten bald einholte. Er ſchien von wüthendem Hunger geplagt, und ich wußte gar nicht, wie ich ihm entkommen ſollte. Aber meine Faſſung verließ mich auch diesmal nicht. Ich legte mich platt in den Schlitten nieder. Da ſprang denn der Wolf, der mich gar nicht bemerkt, über mich hinweg, und verſchlang den ganzen Hintertheil meines Pferdes, das vor Schrecken und Schmerz immer ſchneller lief. Scheu blickte ich empor aus meinem Schlitten, und ſah mit Entſetzen, wie der grimmige Wolf ſich ſo tief hinein gefreſſen in das arme Thier, daß kaum noch etwas von ihm zu ſehen. Er ſuchte aber mit Gewalt ſich wieder heraus zu arbeiten aus ſeinem engen Behältniß, als ich meine Peitſchenſchläge verdoppelte. Da ſank endlich der Leichnam des Pferdes zu Boden, und nichts war natürlicher, als daß der Wolf in dem Geſchirr ſteckte. So kamen wir denn, ich und der Wolf, gegen unſre beiderſeitigen Erwartungen, ganz wohlbehalten in Petersburg an, zu nicht geringem Erſtaunen des Volks, das hin und her wogte auf den Straßen.

Zweites Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen seine Augen als Flintensteine benutzte, wilde Enten mit Speck fing und Hühner mit dem Ladestocke schoß.

Mein Plan, als ich nach Rußland ging, war eigentlich, eine Anstellung zu suchen in der dortigen Armee. Da sich das aber einige Monate verzögerte, so hatt' ich Muße, mich auf mannichfache Weise zu erlustigen, theils beim Spiel, theils beim Klange der vollen Gläser. Immer aber blieb das edle Waidwerk mein Lieblingszeitvertreib, schon seiner Abwechselung wegen, dann aber auch, weil ich von jeher so viel Glück gehabt als Jäger, wie es wohl wenig Andere von sich rühmen können.

Es begab sich, daß ich eines Morgens hinausschaute aus dem Fenster meines Schlafgemachs. Da lag ein großer Teich vor mir, der ganz bedeckt war mit wilden Enten. Schnell nahm ich meine Jagdflinte aus dem Winkel. Als ich aber die Treppe hinab sprang, stieß ich unvorsichtiger Weise mit dem Kopf so derb gegen einen Thürpfosten, daß Feuer und Funken mir aus den Augen stoben. Das Verdrießlichste aber war, daß durch den heftigen Stoß der Stein von dem Flintenhahn abgesprungen war. Was war zu thun? Schießen wollt' ich einmal. Da fiel mir

ein, wie vorhin Funken herausgesprungen aus meinen Augen. Ich riß die Pfanne meiner Jagdflinte auf, mit der ich schon nach den wilden Enten zielte, ballte die Faust gegen mein rechtes Auge, und that einen so derben Schlag, daß Funken genug herausflogen. Der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, mehrere Wasserhühner ungerechnet.

Ein andermal erging es mir aber noch wundersamer auf der Entenjagd, und hätt' ich's nicht selbst erlebt, so würd' ich's kaum glauben, wenn mir's ein Anderer erzählte. Ich wollt' einmal mehrern guten Freunden einen Schmaus geben, und da hätt' ich's gern gesehen, wenn ich einige Dutzend Enten, die auf einem Landsee schwammen, alle hätte schießen können. Da war aber guter Rath theuer, denn sie schwammen alle zerstreut und gar weit von einander, und ich hatte unglücklicherweise meinen letzten Schuß schon in der Flinte. Indem ich nun so dastand und die schönen Enten sah, wie sie hin- und herzogen auf dem Wasser, da fiel mir ein, das noch ein Stückchen Schinkenspeck in meiner Jagdtasche befindlich. Das befestigte ich, als Lockspeise für das Geflügel, an eine lange Leine, die ich aufdrehte, so daß sie noch einmal so lang ward. Als ich nun verborgen lauschte im Schilfgesträuch, sah ich zu meiner großen Freude, wie gleich eine Ente herbei schwamm und das Stückchen Speck verschlang, das aber unverdaut an dem Faden wieder heraus kam aus dem After des Thiers, und sogleich verschlungen ward von der nächsten Ente, und so nach

und nach von allen übrigen. Ich wunderte mich höchlich, daß der Faden gar nicht abriß; und so geschah es, daß endlich alle Enten daran saßen, wie Perlen an einer Schnur. Da zog ich sie an's Land, und schlang sie mir mehrfach um die Schultern und den Leib.

Als ich nun heimwanderte fröhlich und guter Dinge, da ward mir allmählig die Last der vielen Enten so schwer, daß es mir fast lieber gewesen, ich hätte sie doch nicht alle gefangen. Denn sie regten sich gar gewaltig und schlugen mit den Flügeln, und es wollte mir bedünken, als würd' ich empor gehoben in die Luft. Das war wirklich keine Täuschung, und da ich nun einmal hoch über der Erde schwebte, so faßte ich mit den Händen meine beiden Rockschöße und steuerte nach der Gegend zu, wo meine Wohnung gelegen. Es kam nun alles darauf an, mich ohne Schaden herunter zu lassen. Ein kluger Mann weiß sich überall zu rathen. Ich drückte einer Ente nach der andern den Kopf ein, und sank dadurch ganz sanft und allmählig gerade durch die Esse meines Hauses auf den Küchenheerd, auf welchem glücklicherweise kein Feuer brannte.

Es begab sich aber, daß ich einige Tage nachher wieder auf die Jagd ging, um eine neue Flinte zu probiren. Da flatterten plötzlich mehrere Hühner vor mir auf, und ich hatte schon alles Schrot verschossen. Es ist doch verdrießlich, dacht' ich, daß du so ohne allen Fang wieder heimziehen sollst. Da gab ich wohl

Acht, wo die Hühner ſich niederließen, und lud ſchnell mein Gewehr, und in Ermangelung des Schrotes, ſchoß ich mit dem Ladeſtock, den ich etwas zugeſpitzt. Das war ein geſcheider Einfall. So wie die Hühner aufflogen, drückte ich ab und ſah, wie mein Ladſtock allmählig in einiger Entfernung herabſank mit ſieben Hühnern, die ſich daran geſpießt.

Drittes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen einen Fuchs hinaus trieb aus ſeinem Pelze; einen gar wunderſamen Hirſch tödtete, und einen Bären auseinander ſprengte.

Es war eine wahre Luſt, wie es mir einſt mit einem Fuchs erging, der von gar wunderſchöner ſchwarzer Farbe war, wie ich nie wieder einen ähnlichen geſchaut in den ruſſiſchen Wäldern, ſo viel dort auch Füchſe vorhanden. Es wäre doch Schade, dacht' ich, den koſtbaren Pelz mit Kugeln oder Schrot zu durchlöchern. Der Fuchs ſtand dicht an einem Baum. Da zog ich meine Kugel aus dem Lauf des Gewehrs, und feuerte einen ſtarken Bretnagel ab auf den Fuchs, ſo daß ich ſeinen Schwanz feſt annagelte an den Baum.

Darauf zog ich mein Waidmeſſer, und gab ihm einen Kreuzſchnitt über's Geſicht. Dann aber hieb ich ſo derb auf ihn los mit meiner Peitſche, daß er aus ſeinem ſchönen Pelze heraus kriechen und mir dies Prachtſtück überlaſſen mußte.

Einſt ſchoß ich auf einen wilden Friſchling und eine Bache, die ich mitten im Walde hinter einander her traben ſah. Da lief jener, der der vorderſte, allein fort. Die Bache aber blieb ſtehen, wie feſtgewurzelt in den Boden. Ich trat näher und ſah, daß das Thier blind war. In dem Rachen befand ſich noch ihres Friſchlings Schwänzlein, durch das ſie geleitet worden. Sie war ſtehen geblieben, weil meine Kugel jenen Leitzaum geſprengt. Ich ergriff aber das Ende des Schwänzleins, leitete das hülfloſe Thier heim, und zog mir daraus die Lehre: daß Glück und Zufall ſelbſt Fehler wieder gut machen. Dafür kam ich aber bald in große Lebensgefahr, als ein wilder Keiler auf mich zuſprang in einem Augenblicke, wo ich weder zum Angriff, noch zur Vertheidigung gerüſtet. Mit genauer Noth rettete ich mich hinter einen Baum, in den ſich die wüthende Beſtie ſo verfing mit ihren Hauern, daß ſie ihre Zähne nicht ſogleich wieder heraus bringen konnte. Du ſollſt mir nicht entgehen! dacht' ich. Da nahm ich einen Stein und hämmerte wacker drauf los, und nietete die Hauer des wilden Thiers dergeſtalt feſt, daß es gar nicht wieder los kommen konnte. Es mußte ſich's gefallen laſſen, mit Stricken auf einen Karren gebunden zu

werden, den ich aus dem nächsten Dorfe geholt. So schaffte ich das grausame und gefährliche Thier lebendig und wohlbehalten nach Hause.

Ich weiß nicht, ist es eine bloße Sage, aber alle Waidmänner glauben daran, daß ihr Schutzpatron, der heilige Hubertus, einst im Walde einen Hirsch gesehen mit einem Kreuz zwischen dem Geweihe. Mir ist aber selbst ein Hirsch begegnet, der zwar kein Kreuz, aber doch einen gar wundersamen Hauptschmuck trug. Es war einer der stattlichsten, und er trat mir hinter einem Gebüsch in dem Augenblicke entgegen, wo ich all' mein Blei verschossen. Wie mich nun das edle Thier mit seinen klugen und verständigen Augen anblickte, als wüßt' es, daß meine Jagdtasche leer, da lud ich meine Flinte mit Pulver und darüber eine Hand voll Kirschkerne, deren Fleisch ich kurz zuvor verzehrt. So gab ich dem Hirsch die volle Ladung mitten auf die Stirn, zwischen das Geweih. Der Hirsch nahm Reißaus. Ein Paar Jahre mochten verflossen sein, da jagt' ich wieder in eben jenem Walde. Kaum aber traute ich meinen Augen, als mir ein stattlicher Hirsch entgegen trat mit einem ausgewachsenen Kirschbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweih. Da fiel mir mein Abentheuer wieder ein. Ich streckte den Hirsch mit einem Schusse zu Boden, und bekam so nicht nur den schmackhaftesten Braten, sondern auch, da der Baum ganz voll reifer Kirschen war, zum Nachtisch die köstlichsten Früchte, wie ich sie nur einmal gegessen in meinem ganzen Leben.

Wer aber das edle Waidwerk kennt, weiß aus Erfahrung, wie man da oft in Noth- und Gefahr geräth. Ich kann, ohne mich zu rühmen, wohl sagen, daß ich mir immer zu helfen wußte. Nie vergeß' ich's in meinem ganzen Leben, wie einmal in einem Walde in Polen ein grimmiger Bär mich zu verschlingen drohte. Vergebens sucht' ich in allen meinen Taschen nach Pulver und Blei. Nichts fand ich, als zwei Flintensteine, die man wohl so auf den Nothfall mitzunehmen pflegt. Da entschloß ich mich schnell, warf den einen Flintenstein in den offnen Rachen des Bären, und als er „Kehrt" machte, schleuderte ich ihm den andern nach, der durch das Hinterpförtchen dem Thier in den Leib hineinfuhr und dort mit dem ersten Stein so hart zusammen traf, daß es Feuer gab und der Bär auseinander sprengte, mit einem so furchtbaren Knall, daß ich, so beherzt ich auch bin, ein Paar Schritte zurück trat, mich aber doch innerlich freute, mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Viertes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen einen sinnreichen Gebrauch machte von Wasser und Kälte; wie er einen Wolf link machte; wie sein Ueberrock toll ward, und wie er noch gar curiose Jagdabentheuer bestand.

Es war ordentlich mein Schicksal, immer zusammen zu treffen mit den wildesten und gefährlichsten Bestien, wenn ich völlig wehrlos und außer Stande, ihnen die Spitze zu bieten. Eben so ein verruchtes Thier von einem Bären, wie der, der glücklicherweise zerplatzte, brummte mich einst an, in dem Augenblicke, wo ich eben von meiner Jagdflinte den Stein abgeschraubt, um ihn ein wenig zu schärfen. Ich hatte mich auf einem Baum geflüchtet. Es begab sich aber, daß während ich hinauf geklettert, mein Messer mir entfallen war, und nun hatt' ich nichts, um die Schraube zu schließen, die sich ohnedieß sehr schwer drehen ließ. Unter dem Baume stand der Bär, und ich mußte jeden Augenblick erwarten, daß er mir nachkam. Gern hätt' ich mir wieder Feuer aus den Augen geschlagen; aber die schmerzten mir noch immer, und so unterließ ich's. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach meinem Messer. Aber das steckte tief im Schnee, und ich wußte gar nicht, wie ich es wieder habhaft werden sollte. Da kam ich auf eine eben so sonderbare,

als glückliche Idee. Jeder weiß, daß man bei großer Angst auch immer einen großen Vorrath von Wasser bei sich hat, und das dringende Bedürfniß fühlt, sich desselben zu entledigen. Da gab ich meinem Wasser eine solche Richtung, daß es gerade auf das Heft meines Messers traf. Die Kälte war furchtbar; das Wasser fror sogleich, und bildete in wenigen Augenblicken über dem Messer einen Eiszapfen, der bis an die untersten Aeste des Baums reichte. Da packt' ich den Eiszapfen und zog mein Messer behutsam zu mir herauf, schraubte dann den Stein fest, und gab dem Bären eine so tüchtige Ladung, daß er das Baumklettern wohl für alle Zeiten vergessen haben mag.

Ein andermal schoß mir ein grimmiger Wolf so nahe auf den Leib, daß mir Hören und Sehen verging. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihm die Faust in den offenen Rachen stieß und zwar tiefer und immer tiefer, daß mein Arm beinahe bis an die Schulter d'rin steckte. Da stand ich nun der furchtbaren Bestie gegenüber, die, wenn ich meinen Arm zurückgezogen, gewiß noch wüthender mir zu Leibe gegangen wäre. Das verriethen mir seine tückisch blickenden Augen. Ich resolvirte mich schnell, packte ihn beim Eingeweide und kehrte sein Aeußeres zu innerst, wie einen Handschuh. Dann schleuderte ich den Wolf zu Boden und ließ ihn liegen. Das Stückchen hätt' ich nun nicht versuchen mögen mit einem tollen Hunde, der mir einst zu Petersburg in einem engen Gäßchen begegnete. Ich wich ihm aus,

und um ſchneller zu entwiſchen, warf ich meinen Oberrock ab. Den folgenden Tag gerieth ich aber in ein großes Schrecken, als Johann, mein Diener, der das abgeworfene Kleid wieder geholt und in den Schrank gehängt, ſteif und feſt verſicherte: mein Oberrock ſei toll geworden. Und das mußte ich wohl glauben, denn meine ganze Garderobe, die in dem Schranke hing, war zerfetzt und in Stücken geriſſen, und ich ſah es mit eignen Augen, wie der verdammte Oberrock in ſeiner Tollheit über ein ſchönes Gallakleid herfiel und es furchtbar zerzauſte.

Ein rüſtiger Waidmann, wie ich nun auch einer war, hält bekanntlich auf gute Hunde. Zwei der meinigen bleiben mir unvergeßlich. Von gar Vielen ward ich beneidet um einen Hühnerhund, der ſo unermüdet, aufmerkſam und vorſichtig, daß ſchwerlich ſeines Gleichen zu finden. Den konnt' ich brauchen bei Tag und Nacht. Ward es dunkel, ſo hing ich ihm eine Laterne an den Schwanz, und da jagt' ich ſo gut und noch beſſer, als am hellen Tage. Es begab ſich aber, als ich noch nicht lange verheirathet, daß meine Frau einſt Luſt bezeigte, mich zu begleiten auf die Jagd. Ich war voran geritten, und es dauerte nicht lange, da ſtand mein Hund ſtill vor einem Rudel wilder Hühner. Vergebens aber wartete ich auf meine Frau, die mit einem jungen Lieutnant und einem Reitknechte gleich nach mir fort geritten. Unruhig über dies lange Ausbleiben kehrte ich endlich wieder um. Da hört' ich plötzlich ein klägliches Win-

seln, ohne daß Jemand weit und breit zu sehen, und wie ich das Ohr auf den Boden gelegt, erkannt' ich deutlich meines Weibes Stimme und auch die des Lieutenants und Reitknechts. Nicht weit davon war die Oeffnung einer Steinkohlengrube. Sicher sind sie da hinein gestürzt! dacht' ich, und lief nach dem nächsten Dorfe und brachte Grubenarbeiter mit, die endlich nach vieler Mühe die Verunglückten dergestalt zu Tage förderten, daß erst der Reitknecht und dann sein Pferd, dann der Herr Lieutenant, dann sein Pferd, und endlich meine Liebste zum Vorschein kam, zuletzt ihr türkischer Klepper. Es waren weder Menschen noch Pferde bei jenem Unfall zu Schaden gekommen, so groß auch ihre Angst gewesen sein mochte. Da war nun an keine Jagd weiter zu denken, und schnell zogen wir wieder heim.

Kaum war ich aber zu Hause, als ich meine treue Diana vermißte; so hieß der Hühnerhund, um den ich so oft beneidet worden. Wo in aller Welt war er geblieben? Sollt' er vielleicht noch bei den Hühnern seyn? dacht' ich. Kaum schoß mir der Gedanke durch den Kopf, so eilt' ich nach der Stelle im Walde, wo ich ihn verlassen. Richtig! da stand er zu meiner großen Freude noch bei den Hühnern. Ich muß aber bemerken, daß er vierzehn Tage dort gestanden, denn da erst kam ich, nachdem ich alle meine Leute vergebens ausgeforscht, auf die glückliche Idee, ihn aufzusuchen im Walde. Kaum aber erkannt' ich das arme Thier wieder; so ausgehungert und abge-

zehrt war es. Da nahm ich den treuen Hund, der sich kaum fortschleppen konnte, auf mein Pferd und trabte mit ihm heim, und nach einigen Wochen war er durch gute Pflege schon wieder so frisch und munter, daß er mich auf die Jagd begleiten konnte.

Einst hatt' ich aber ein gar wundersames Abentheuer, daß ich fast versucht ward, in allem Ernst an Hexerei zu glauben. Zwei ganze Tage verfolgt' ich einen Hasen. Aber so oft ihn auch mein Hund herum brachte, nie konnt' ich zum Schuß kommen. Endlich kam er mir doch so nahe, daß ihn mein Gewehr erreichen konnte. Er stürzte, und nun erklärte sich mir sogleich das unauflösliche Räthsel. Nie hab' ich wieder so einen Hasen gesehen. Er hatte vier Läufe unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die untern müde, so warf sich der Hase herum wie ein geschickter Schwimmer, und lief eben so schnell wieder mit den obern Beinen. Nimmermehr hätt' ich ihn bekommen, wenn mir nicht mein Hühnerhund dazu verholfen, der, wie gesagt, an gar mancherlei Tugenden und rühmlichen Eigenschaften seines Gleichen suchte. Nur an Schnelligkeit ward er noch übertroffen von meinem Windspiel, das mich treulich begleitete auf meinen gewöhnlichen Streifzügen durch die Wälder. Es klingt wunderbar, aber ich kann mit Wahrheit behaupten, daß dies Windspiel sich zuletzt ganz dicht unter'm Leibe die Beine weggelaufen, und in seinem letzten Lebensjahre nur noch zum Dachssuchen gebraucht werden konnte. Es war noch in seiner besten Zeit,

als dies Windspiel, beiläufig gesagt, eine Hündin, mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit einen Hasen verfolgte, was um so wunderbarer, da sie eben trächtig war. Auf einmal hört' ich in der Ferne ein Hundegebell, aber so schwach und zart, daß ich nicht recht wußte, was ich davon denken sollte. Als ich nun näher kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß der Hase, ebenfalls ein Weibchen, im Laufen gesetzt, und meine Hündin geworfen hatte. Es war aber die Zahl der Häslein und der jungen Hunde einander gerade gleich. Jene hatten sogleich nach ihrer Geburt die Flucht ergriffen, und waren von diesen eingeholt und gefangen worden. So kam ich auf einmal zu sechs Hasen und zu sechs Hunden, während ich nur mit einem einzigen auf die Jagd gegangen war.

Fünftes Capitel.

Was der Freiherr von Münchhausen für Abentheuer erlebte mit einem lithauischen Pferde.

Nicht mit Gelde zu bezahlen und mit meinem frühern Pferde gar nicht zu vergleichen war ein Roß, das ich in Lithauen durch einen glücklichen Zufall bekam. Ich war bei der gräflichen Familie Przobosky zum Thee eingeladen. Aus dem Zimmer der Damen

lockte mich ein Lärm in den Hof hinab. Dort war eben ein junges Pferd aus einer benachbarten Stuterei angekommen. Aber Niemand wagte, sich dem Roß nur zu nähern, vielweniger es zu besteigen, so wild und unbändig war es. Die erfahrensten Reiter scheuten sich vor einem solchen Versuche. Da schwang ich mich, zu Aller Erstaunen, in den Sattel, und brachte das Pferd gänzlich zur Ruhe und zum Gehorsam; denn ich war, ohne mich rühmen zu wollen, einer der gewandtesten Reiter. Davon gab ich auch den Damen den unzweideutigsten Beweis, als ich meinen Gaul spornte, und ihn nöthigte, mit mir hineinzusetzen in das Theezimmer durch ein geöffnetes Fenster. Da ritt ich mehrere Male umher, bald Schritt, bald Trapp, bald Galopp, und setzte sogar auf den Theetisch, wo ich mit meinem Roß mich so zierlich zu wenden wußte, daß auch nicht eine einzige Kanne oder Tasse zerbrach. Darüber erstaunten nun die Damen eben so sehr, als sie sich daran ergötzten, und ihrer Gunst verdankte ich's, daß der Herr Graf Przobofsky sich bewogen fanden, mir das Roß zu schenken.

Das war aber doppelt angenehm, zu einer Zeit, wo Rußland eben Krieg hatte mit den Türken, und auch ich mit fechten wollte unter dem Commando des russischen Feldmarschalls Grafen Münnich. Es war eigentlich dabei auch darauf abgesehen, die Ehre und den Ruhm der russischen Waffen wieder zu retten nach der schmachvollen Niederlage am Pruth unter Peter

dem Großen. Ich bin zu beſcheiden, mir große Thaten zueignen zu wollen in jenem Feldzuge. Genug, daß ich, wie viele Andere, meine Schuldigkeit that. Mehr kann man kaum verlangen von einem Subalternen, und das war meine Wenigkeit. Indeß gab es, da ich ein Commando Huſaren anführte, doch auch Fälle, wo ich meiner eignen Klugheit und Tapferkeit überlaſſen war. Als wir einſt die Türken in Oczakow hinein trieben, wär' ich bald in des Teufels Küche gerathen durch mein feuriges lithauiſches Roß. Auf einem ziemlich entfernten Vorpoſten ſah ich, wie der Feind gegen mich anrückte in einer dichten Staubwolke, die mir ſeine Zahl und Abſicht verbarg. Da ließ ich meine Huſaren flankiren zur Rechten und Linken, und ſo viel Staub erregen, als ſie nur immer konnten. Ich ſelbſt aber ging gerade auf den Feind los, der, aus Furcht vor meinen hin und her ſprengenden Huſaren, bald die Flucht ergriff. Wir ſchlugen, zerſtreuten und verfolgten ihn, und ich auf meinem lithauiſchen Roß war immer voran. Als ich nun ſah, daß der Feind ſo hübſch hinaus geflogen zum Stadtthor, hielt ich auf dem Marktplatze ein wenig an und ritt zu dem Brunnen, und ließ meinen athemloſen Lithauer trinken. Der ſoff aber unmäßig, als wäre ſein Durſt gar nicht zu löſchen. Und das ging ganz natürlich zu. Denn als ich mich zufällig umwandte, ſah ich, daß das ganze Hintertheil des armen Thiers fort war, Kreuz und Lenden, wie rein abgeſchnitten. Das konnt' ich mir gar nicht erklären.

Mein Reitknecht, der unter lauten Flüchen und Verwünschungen herbei geſprengt kam, löſte mir dies Räthſel. Als ich mit dem fliehenden Feinde hineingedrungen war in die Stadt, hatte man plötzlich hinter mir das Schutzgatter des Thors fallen laſſen, und dadurch war das Hintertheil meines Pferdes wie abgeſchlagen worden. Nach dem weitern Berichte meines Reitknechts hatte nun beſagtes Hintertheil durch fortwährendes Ausſchlagen große Verheerung angerichtet unter den Feinden; hätte ſich dann aber auf eine nahe gelegene Wieſe begeben, und da würd' ich es noch finden. Die noch übrige Hälfte meines Pferdes brachte mich in geſtrecktem Galopp nach dem Weideplatze. Wirklich fand ich dort die andere Hälfte, und da ich mich überzeugt, daß auch in ihr noch Leben, ließ ich einen Roßarzt holen. Der heftete, ohne ſich lange zu beſinnen, beide Theile zuſammen mit jungen Lorbeerſproſſen, die ihm eben zur Hand waren. Die Wunde heilte glücklich. Das Wunderbarſte aber bei der Sache war, daß die Sproſſen in dem Leibe des Pferdes Wurzeln ſchlugen und ſich zu einer Laube wölbten, wodurch ich zu der unverdienten Ehre kam, mit Lorbeern bedeckt einher zu reiten.

Ich hatte aber faſt dieſelbe Empfindung, die mein Pferd gehabt haben mochte, als es ſein Hintertheil verlor. Denn es war mir, als wäre mein rechter Arm abgehauen. Das kam von der gewaltigen Anſtrengung her, womit ich los geſchlagen auf den Feind. Von dem war ſchon längſt keine Spur mehr zu ſehen,

als ich noch immer meinen Arm in einer Binde tragen mußte. Denn er war einmal in die Bewegung des Hauens gerathen, und nur durch jenen Zwang widerstand ich der Neigung, jeden, der mir nahte, um nichts und wieder nichts durchzuprügeln.

Aber wieder auf mein Pferd zurückzukommen, das so wunderſam mit Lorbeern geſchmückt worden, ſo kann ich dreiſt behaupten, daß an Schnelligkeit meinem Lithauer kein andres Roß gleich kam. Einſt ſprengte ich hinter einem Haſen her, der querfeldein über die Heerſtraße lief. In demſelben Augenblicke fuhr eine Kutſche vorbei, gerade zwiſchen mir und den Haſen. Da ſetzte mein Gaul ſchnell und ohne Anſtoß durch die geöffneten Fenſter der Kutſche hindurch, daß ich kaum Zeit hatte, die darin ſitzenden Damen zu begrüßen und ſie um Verzeihung zu bitten wegen meiner Dreiſtigkeit. Ich ſelbſt war aber nicht minder gewandt, als mein Roß. Noch immer denke ich daran, wie ich einſt über einen Sumpf ſetzen wollte, der mir anfangs nicht ſo breit vor kam, als er wirklich war. Schwebend in der Luft, wandte ich wieder um, einen größern Anlauf zu nehmen. Ich ſprang aber wieder zu kurz, und würde in dem tiefen Sumpf, in den ich gefallen, umgekommen ſein, wenn ich mich nicht an meinem eignen Haarzopfe wieder heraus gezogen hätte, ſammt dem Pferde, daß ich feſt zwiſchen meine Knie ſchloß.

Von allen meinen Kriegscameraden ward ich aber bewundert wegen eines Voltigir- und Reiterſtückchens,

das wohl nicht leicht einem Andern gelingen möchte. Ich weiß nicht mehr, wie die Festung hieß, die wir hart belagerten. So viel aber weiß ich, daß meinem Oberbefehlshaber, den Grafen Münnich, gar sehr daran gelegen war, Kundschaft einzuziehen, wie denn eigentlich in der Festung die Sachen ständen. Nun war es rein unmöglich hinein zu gelangen durch alle die Vorposten, Wachen und Batterien. Da machte mich mein Muth und Diensteifer fast ein wenig voreilig. Ich stellte mich neben eine der größten Kanonen, die eben abgefeuert ward, und sprang auf die Kugel, um mich so in die Festung hinein tragen zu lassen. Unterwegs regten sich aber in mir allerlei Bedenklichkeiten, besonders, wie ich wieder aus der Festung herauskommen möchte. Ich sah mich im Geiste dort schon als Spion erkannt und gehangen an dem ersten besten Galgen. Unter solchen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, sprang von meiner Kugel auf eine andere, die an mir vorüber aus der Festung nach unserm Lager flog, und kam, zwar unverrichteter Sache, doch wohlbehalten bei meinen Kriegscameraden wieder an.

Sechstes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen in den Mond stieg, aus den Wolken herab fiel auf die Erde in ein neun Klafter tiefes Loch, und sich wieder herausgrub mit seinen Nägeln, auch bald nachher einen Bären fing an einer Wagendeichsel.

So tapfer und klug ich aber auch war und so schnell und gewandt mein Pferd, ging mir in dem Türkenkriege doch nicht alles nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen, ja, was noch schlimmer, ich ward als Sklave verkauft. In diesem Stande der Erniedrigung war ein eben so hartes als beschwerliches Tagewerk mein Loos. Jeden Morgen mußt' ich des Sultans Bienen auf die Weide treiben, und Abends wieder zurück in ihre Stöcke, nachdem ich sie den ganzen Tag hindurch gehütet. Es begab sich aber, daß ich eines Abends eine Biene vermißte, und sie endlich fand umringt von zwei Bären, die sie ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da verscheuchte ich, weil ich gerade keine andere Waffe hatte, die beiden Räuber durch einen Wurf mit einer silbernen Art, die mir von dem Sultan verliehen worden, zum Zeichen, daß ich sein Gärtner und Feldarbeiter. Die arme Biene befreite ich dadurch zwar, aber meine schöne Art flog, ich weiß nicht wie es geschah, in die Höhe, und stieg und

stieg, bis sie im Monde nieder fiel. Da war guter Rath theuer! Wie sollte ich sie wieder bekommen? Und doch, ich gesteh' es, mir war viel gelegen an der wirklich kostbaren Art.

Ich hatte oft gehört, daß die türkischen Bohnen sehr schnell wüchsen, und in kurzer Zeit eine ganz erstaunliche Höhe erreichten. Das fand ich bestätigt, als ich eine solche Bohne pflanzte. Denn die schoß gar lustig empor, und was mir besonders gefiel, sie rankte sich von selbst an eins von den Hörnern des Mondes. Da hatt' ich nun die schönste Gelegenheit, in den Mond zu kommen, und getrost kletterte ich empor an der türkischen Bohne. Da aber alles im Monde wie Silber glänzte, so war es nicht leicht, meine silberne Art wieder zu finden. Endlich entdeckt' ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Wer war froher als ich! Nun wollt' ich wieder zurückkehren. Da war aber guter Rath theuer. Meine türkische Bohne war so ausgedürrt von der Sonnenhitze, daß ich nicht daran wieder hinab steigen konnte. Ein gescheider Mann weiß sich überall zu helfen. Aus dem Häckerling, auf dem ich meine Art gefunden, flocht ich mir einen Strick, so lang ich ihn nur immer machen konnte, und den befestigte ich an eins von den Hörnern des Mondes. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest an dem Strick, in der linken trug ich die Art. War ich nun eine Strecke hinunter geglitten, so hieb ich immer den überflüssigen Theil des Stricks über mir ab und knüpfte denselben unten wieder an,

wodurch ich denn immer weiter hinab gelangte. Es begab ſich aber, daß mein Strick, der ziemlich mürbe geworden durch dies wiederholte Abhauen und Anknüpfen, plötzlich zerriß und daß ich hinabfiel, und zwar mit einer ſolchen Schwere, daß ich wohl neun Klafter tief in die Erde hinein ſank. Wie nun wieder heraus kommen aus dem verdammten Loch, worin ich ſteckte? Auch dafür wußt' ich bald Rath. Mit meinen Nägeln, die ich ſehr lange nicht beſchnitten, grub ich mir eine Art von Treppe, und förderte mich ſo glücklich zu Tage.

Den Bären, die meinen Bienen nachgeſtellt, verdankt' ich dies gefährliche Abentheuer, und da dieſe gefräßigen Thiere meinen Bienen noch oft nachſchlichen, ſo beſtrich ich, um ſie los zu werden, die Deichſel eines Ackerwagens mit Honig, und lauſchte verborgen in der Nähe. Da kam, durch den lieblichen Geruch herbei gelockt, bald nachher ein Bär, und leckte ſo begierig an der Deichſel, daß er ſie allmählig in ſich hinein zog durch Schlund, Magen und Bauch, und zwar ſo weit, daß ſie hinten wieder heraus kam. Du biſt gefangen! dacht' ich, und ſprang hinzu, und ſteckte durch das Loch der Deichſel einen langen Pflock. So wehrte ich dem Honigdieb den Rückzug, und ließ ihn ſo geſpießt die ganze Nacht ſitzen. Nie hab' ich den Sultan, der am andern Morgen zufällig vorüber ging, ſo wieder lachen ſehen, als über dies Schauſpiel.

Siebentes Capitel.

Wie des Freiherr von Münchhauſen Wagen mit einem andern zuſammen ſtieß in einem Hohlwege, und wie er ſich auf faſt unbegreifliche Weiſe heraus half, auch gar luſtige Dinge erlebte an einem Poſthorn.

Der Friede zwiſchen den Ruſſen und Türken befreite mich aus meiner Gefangenſchaft, und ich durfte wieder zurückkehren nach Petersburg. Ich war aber das Soldatenleben überdrüſſig, und nahm meinen Abſchied. Weil mein Lieblingsroß, der Lithauer, in der Türkei zurück geblieben, reiſte ich mit der Poſt. Als wir nun an einen engen Hohlweg kamen, zwiſchen zwei hohen Dornenhecken, rieth ich wohlmeinend den Poſtillon, in ſein Horn zu ſtoßen, damit wir nicht etwa zuſammen gerathen möchten mit einem andern uns entgegen kommenden Fuhrwerk. Da ſetzte der Burſche das Horn an den Mund, und blies aus Leibeskräften. Aber ich weiß nicht, wie es zuging, es kam auch nicht ein einziger Ton heraus; und das war für uns ein rechtes Unglück. Denn eine Kutſche kam uns entgegen in dem engen Hohlwege, und keiner wußte, wie er dem Andern ausweichen ſollte. Ich weiß nicht, wie es geworden wäre, wenn ich nicht dabei geweſen. Schnell entſchloſſen, wie immer, ſprang ich aus dem Poſtwagen, ſpannte die Pferde aus und

schwang ihn dann, nebst allem Gepäck, auf die Schulter, und so schwer es auch war, sprang ich damit über die Dornhecke auf das Feld. Dann eilt' ich wieder zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und brachte sie ebenfalls durch einen zweimaligen Sprung aus dem Hohlwege in's Freie, ließ dann wieder anspannen, und gelangte so glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hab' ich vergessen zu erzählen, wie eins von den Pferden, das nicht über vier Jahre alt sein mochte, mir unter dem Arm viel zu schaffen machte durch Wiehern und Schnauben, und mich furchtbar mit den Füßen in die Seite trat. Ich beruhigte es aber bald, indem ich die Hinterbeine des Rößleins in Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns, ich und der Postillon, von unsrem Abentheuer. Letzterer hatte sein Horn an den Nagel gehängt, und wärmte sich an dem Küchenheerd; denn draußen war, was ich zu erzählen vergessen, eine furchtbare Kälte, und ich selbst war auch fast erstarrt. Einen so strengen Winter, wie damals, als ich aus Rußland reiste, hab' ich nie wieder erlebt, und werde auch wohl nie einen ähnlichen erleben. Als wir nun so traulich mit einander schwatzten, tönte ganz in der Nähe ein Posthorn. Wir machten große Augen und sahen einander verwundert an. Nun löste sich das Räthsel, warum der Postillon nicht hatte blasen können. Die Töne waren fest gefroren und thauten nun nach und nach auf. Da hörten wir denn eine ganze Zeitlang hinter ein-

ander die anmuthigſten Weiſen, den Deſſauer Marſch und andere, ohne daß der Poſtillon nöthig hatte, das Horn an den Mund zu ſetzen. So endeten ſich meine ruſſiſchen Reiſeabentheuer. Ich habe aber, wie bisher zu Lande, auch noch manche zur See beſtanden, zum Theil früher als jene, und noch wunderbarer.

Achtes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen einen furchtbaren Seeſturm erlebte, und wunderſam gerettet ward in dem Kampfe mit einem Löwen und Crocodill.

Durch meines Vaters Erzählungen, der ſelbſt einen großen Theil ſeines Lebens auf Reiſen zugebracht, war ſchon früh, noch eh' ich nach Rußland ging, in mir der Wunſch erwacht, die Welt zu ſehen und namentlich eine Seereiſe zu machen. Durch einen mütterlichen Verwandten, der uns beſuchte, erlangt ich, was meine Eltern mir bisher ſtreng verſagt. Beſonders eiferten meine Mutter und Tante gegen den thörichten Einfall, mich auf den Wellen zahlreichen Gefahren auszuſetzen. Aber meines Verwandten Beredſamkeit war wirkſamer, als die meinige, und nach vielen Vorſtellungen und Gegenvorſtellungen, Einwendungen und Widerlegungen ward endlich zu meiner

großen Freude beſchloſſen, daß ich ihn begleiten ſollte auf einer Reiſe nach Ceylon, wo ſein Oheim viele Jahre Gouverneur geweſen.

Wir ſegelten von Amſterdam ab, und unſre Reiſe hatte eben nichts Beſonderes, einen furchtbaren Sturm abgerechnet. Der erhob ſich, als wir eben bei einem Eiland vor Anker lagen, um uns mit Holz und Waſſer zu verſorgen; und ſo furchtbar tobte der Orkan, daß er eine Menge der ſtärkſten Bäume, von denen einige wohl hundert Centner wiegen mochten, mit den Wurzeln aus der Erde riß, und ſie hoch in die Luft ſchleuderte, wo ſie ſich nicht viel größer ausnahmen, als kleine Vogelfederchen oder Bettflocken. Das Wunderbarſte war, daß, wie der Sturm ſich legte, jeder Baum ſenkrecht hinab fiel auf den Platz, wo er früher geſtanden und ſogleich wieder feſtwurzelte. Nur ein einziger Baum, und zwar der größte, machte hievon eine Ausnahme. Auf ſeinen Aeſten ſaß, als die Gewalt des Sturms ihn aus der Erde riß, ein Mann und eine Frau, die, ich weiß nicht mehr, was für eine Frucht von ſeinen Zweigen pflückten. Da mußte denn das Paar die Luftreiſe mitmachen, ward aber durch ſeine Schwere die Veranlaſſung, daß der Baum ſowohl von ſeiner Richtung gegen den vorigen Platz abwich, als auch in einer horizontalen Lage herunter kam. Die beiden Leutchen brachte er wohlbehalten zurück, erſchlug aber glücklicherweiſe den Kaziken der Inſel. Ich ſage glücklicherweiſe, denn der Getödtete war zwar Beherrſcher jenes Eilandes, aber zugleich

der abscheulichste Tyrann, den es je gegeben unter dem Monde. In seinen Vorrathshäusern verfaulten die Lebensmittel, während er sein Volk, dem er sie abgepreßt, darben ließ. Es war daher große Freude auf der Insel über seinen Tod, und alle seine Unterthanen priesen den Himmel, daß er sie von ihrem verhaßten Oberhaupt befreit habe durch den herabfallenden Baum.

Nachdem wir unser Schiff wieder ausgebessert, das sehr beschädigt worden in dem Sturm, segelten wir ab mit gutem Winde und kamen nach sechs Wochen glücklich in Ceylon an. Da war aber eine so furchtbare Hitze, daß ich eigentlich gar nicht zu mir kam vor großer Ermattung. Fast bereute ich daher einen Spaziergang durch einen Wald mit dem ältesten Sohn des Gouverneurs. Ich blieb weit zurück hinter meinem Begleiter, der an das heiße Klima gewöhnt. Da setzt' ich mich an das Ufer eines reißenden Stroms, um mich ein wenig abzukühlen. Plötzlich hört' ich ein Geräusch, und als ich mich umsah, erblickt' ich einen furchtbaren Löwen, der gerade auf mich zu kam, unstreitig in der Absicht, mich zum Frühstück zu verzehren. Meine Flinte war blos mit Hasenschrot geladen. Doch entschloß ich mich, sie abzufeuern auf die wilde Bestie, und sie dadurch zu schrecken oder auch vielleicht zu verwunden. Aber der Löwe kam mir zuvor, und rannte auf mich los. In der Todesangst wandte ich um, und versuchte zu fliehen. Da sah ich wenige Schritte vor mir ein scheußliches Crocodill, das den Rachen

aufſperrte, mich zu verſchlingen. Mein Haar ſträubte ſich; es war die entſetzlichſte Lage! Hinter mir der Löwe, vor mir das Crocodill, zu meiner Rechten ein reißender Strom, und links ein Abgrund voll giftiger Schlangen, wie ich nachher hörte.

Ich ſtürzte betäubt zu Boden, in der furchtbaren Erwartung, entweder von den Zähnen des Löwen zerfleiſcht, oder von dem Crocodill verſchlungen zu werden. Einige Minuten mochten vergangen ſein, als ich einen ſtarken, doch mir völlig fremden Laut vernahm, und als ich ſcheu den Kopf empor hob und umher blickte, ſah ich zu meiner großen Freude, daß der Löwe in der blinden Hitze, womit er auf mich zuſchoß, als ich ſtürzte, über mich hinweg geſprungen, und — was das Wunderbarſte — gerade in den Rachen des Crocodills. Des Einen Kopf ſteckte nun in dem Schlunde des Andern, und ſie ſtrebten mit aller Macht, ſich wieder zu befreien. Da beſann ich mich nicht lange, zog meinen Hirſchfänger, und mit einem Hieb trennte ich den Rumpf des Löwen von ſeinem Kopfe, und rannte letztern mit meinem Flintenkolben immer tiefer ein in den Rachen des Crocodills, das auf dieſe Weiſe jämmerlich erſticken mußte.

Als ich dem Gouverneur der Inſel Ceylon dies wunderſame Abentheuer erzählte, ſandte er einen Wagen und ließ die beiden Thiere holen. Das Crocodill maß gerade vierzig Pariſer Fuß und ſieben Zoll. Aus dem Fell des Löwen ließ ich mir durch einen Kürſchner artige Tabacksbeutel machen, die ich zum

Theil dort, zum Theil nach meiner Rückkehr in Holland verschenkte. Den letzten dieser artigen Tabacksbeutel wollte mir ein Bürgermeister in Amsterdam mit tausend Dukaten abhandeln; ich gab ihn aber nicht her, denn er war mir zu lieb. Die Haut des Crocodills ward ausgestopft, und das Museum zu Amsterdam, wo sie noch diesen Augenblick zu finden, hat nicht leicht eine größere Merkwürdigkeit aufzuweisen. Verdrießen mußte es mich aber, der ich der erklärteste Feind von allen Lügen, daß der Vorzeiger jener Seltenheit, wenn er die Geschichte erzählte, sie durch allerlei Zusätze entstellte. So behauptet jener unverschämte Mensch, der Löwe sei durch das Crocodill hindurch gesprungen, und eben als sein Kopf heraus geguckt durch das Hinterpförtchen, hätte ich diesen Kopf und zugleich drei Fuß von dem Schwanze des Crocodills abgehauen. Bei diesem Verlust seines Schwanzes sei aber das Crocodill nichts weniger als gleichgültig geblieben, sondern habe sich umgewandt, mir den Hirschfänger aus der Hand gerissen und ihn mit solcher Hitze verschlungen, daß er durch das Herz des Unthiers gefahren und selbiges auf der Stelle getödtet habe. Das sind aber, wie gesagt, alles unverschämte Lügen, die einen wahrheitsliebenden Cavalier mit Recht kränken müssen.

Neuntes Capitel.

Von der Gefahr, die dem Freiherrn von Münchhauſen drohte von einem Wallfiſch, und wie er ſich half, als ſein Schiff leck geworden.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahr 1776, als ich in dem Hafen zu Portsmouth auf einem engliſchen Kriegsſchiffe mit hundert Kanonen und vierzehnhundert Mann nach Nordamerika abſegelte. Von dem, was mir in England begegnet, will ich ein ander Mal erzählen. Hier nur ſo viel, daß ich einmal das Vergnügen hatte, den König in ſeinem Staatswagen nach dem Parlamente fahren zu ſehen, und daß ſich beſonders das engliſche Wappen artig ausnahm, welches ſehr ſauber in den langen Bart des Kutſchers geſchnitten war.

Auf unſrer Seereiſe begegnete uns eben nicht viel Merkwürdiges, bis wir ungefähr noch dreihundert Meilen entfernt waren von dem berühmten St. Lorenzfluß. Da ſtieß das Schiff mit furchtbarer Gewalt gegen etwas, das uns wie ein Felſen vorkam. Wir konnten aber, als wir das Senkblei auswarfen, mit fünfhundert Klaftern noch immer keinen Grund finden. Das Sonderbarſte war, daß wir unſern Steuerruder verloren, und alle Maſten des Schiffs von oben bis unten zerſplitterten. Da geſchah es, daß ein armer Teufel, ein Matroſe, der eben das Hauptſegel be-

festigen wollte, wohl drei Meilen weit vom Schiffe hinweggeschleudert ward, ehe er in's Wasser fiel. Aber er rettete doch noch sein Leben. Während er in der Luft flog, ergriff er den Schwanz einer Rothgans, milderte dadurch seinen Sturz in die Fluthen, und schwamm auf dem Rücken des Thiers, zwischen dem Halse und den Fittigen, ganz gemächlich fort, bis er den Bord des Schiffes erreichte. Aber auch Andern, meine Wenigkeit nicht ausgenommen, ging es gar schlimm; denn wer sich nicht auf dem Verdeck befand, ward empor gehoben und bekam gewaltige Kopfstöße. Es dauerte fast einige Monate, ehe mein Kopf, der beinahe völlig in den Magen hinab gepufft war, wieder seine natürliche Stellung bekam. Wir waren noch alle erstaunt und verwirrt über das, was vorgegangen, als sich das Räthsel löste durch einen großen Wallfisch, der über der Oberfläche des Wassers hervorragte. In seiner Ruhe gestört, hatte dies Unthier mit dem Schwanze an unser Schiff geschlagen und jene heillose Verwüstung angerichtet. Das war den Wallfisch aber noch nicht genug. Er packte den Hauptanker, der, wie gewöhnlich, am Steuer aufgewunden, mit seinen Zähnen und zerrte unser Schiff wenigstens sechzig Meilen fort. Gott weiß, wohin er uns noch geführt haben würde, wenn nicht das Ankertau zerrissen wäre. So verlor der Wallfisch unser Schiff, wir aber auch zugleich unsern Anker. Als wir nun sechs Monate nachher wieder zurücksegelten nach Europa, sahen wir denselben Wallfisch einige Meilen weiter von der

früheren Stelle todt auf dem Waſſer ſchwimmen. Da fuhren wir hin auf unſern Böten und ſchnitten ihm den Kopf ab, freilich nicht ohne große Mühe und Anſtrengung. Wir wurden aber dafür belohnt; denn wir fanden unſern Anker wieder und auch über vierzig Klafter Tau, die auf der linken Seite der Kinnlade des Wallfiſches in einem hohlen Zahn ſteckten. Noch muß ich, der Wahrheit gemäß, berichten, daß das Unthier der Länge nach wenigſtens eine halbe Meile maß.

Um die ſämmtliche Mannſchaft aber und alle, die irgend auf dem Schiff, machte ich mich noch ganz beſonders verdient. Unſer Fahrzeug war leck geworden, und das Waſſer drang ſo gewaltig herein, daß gar kein Pumpen half. Ich entdeckte ein großes Loch, das etwa einen Fuß im Durchmeſſer hatte. Aber alle Mühe war umſonſt, es zu verſtopfen. Da half ich mir auf die leichteſte und natürlichſte Weiſe, und rettete dadurch vieler Menſchen Leben, die ohne mich alle jämmerlich ertrunken ſein würden. So groß auch das Loch war, ich füllte es dennoch aus mit meinem Liebwertheſten, ohne die Beinkleider auszuziehen, und das wird Keinem wunderbar vorkommen, da ich ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von holländiſcher Abſtammung bin. Mein Sitz war zwar ein wenig kühl, das geſteh' ich; aber ich wurde erlöſt durch die Kunſt des Zimmermanns, und dann — was thut man nicht, um ſo vieler Menſchen Leben und auch das ſeinige zu retten?

Zehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen ein gleiches Schicksal hatte mit dem Propheten Jonas.

Ueber nichts wundre ich mich mehr, als daß ich so mancher augenscheinlichen Lebensgefahr entgangen. Als ich mich einmal bei Marseille badete in dem mittelländischen Meer, schoß ein ungeheurer Fisch auf mich zu, mit weit aufgesperrtem Rachen. Ihm zu entkommen, war unmöglich. Ich mußte mich auf andere Weise zu retten suchen. Da drückte ich mich so klein zusammen, als möglich, zog die Füße herauf und schloß die Arme dicht an den Leib. So schlüpft' ich dem Fisch zwischen den Kiefern hindurch bis in den Magen hinab. Da war es nun, wie Jeder denken kann, stockfinster, und das gefiel mir ganz und gar nicht. Aber die Wärme war mir eben nicht unbehaglich. Ich mochte ihm nach und nach Magendrücken verursachen, denn er ward sehr unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als ich aus langer Weile anfing, einen schottischen Walzer zu tanzen. Da schrie der Fisch laut auf, und erhob sich mit seinem halben Leibe fast senkrecht aus dem Wasser.

Eben fuhren italienische Kauffartheischiffe vorüber. Die entdeckten den großen Fisch und tödteten ihn mit ihren Harpunen. Als er an Bord gebracht war, hört' ich ganz deutlich, daß die Mannschaft berathschlagte,

wie ſie den Fiſch aufſchneiden wollten, um die größte Quantität Thran zu gewinnen. Die Leute ſprachen zwar italieniſch, aber das verſtand ich ſo gut wie deutſch. Da ergriff mich eine furchtbare Angſt, und ich ſtellte mich in die Mitte des Magens, wo wohl noch für ein Dutzend Menſchen Platz geweſen wäre. Denn ich bildete mir ein, ſie würden den Anfang machen mit den Extremitäten des Fiſches. Meine Furcht verſchwand aber bald. Sie öffneten den Unterleib. Kaum ſah ich ein wenig Licht ſchimmern, ſo ſchrie ich ihnen entgegen aus voller Lunge: es wäre mir ſehr angenehm, die Herren zu ſehen und durch ſie befreit zu werden aus einer Lage, in der ich beinahe erſtickt. Als ich nun ſo ſprach, da erſtaunten die Leute höchlich, eine Menſchenſtimme zu hören in dem Bauche des Fiſches, und ihr Erſtaunen wuchs noch, als ich ganz ſplitternackt heraus ſpazierte. So viel ich mich erinnern kann, war ich drittehalb Stunden in dem Magen des Fiſches geweſen. Als ich nun einige Erfriſchungen zu mir genommen, ſprang ich in die See und ſpülte mich ab, und ſchwamm dann nach meinen Kleidern, die ich am Ufer wieder fand, an derſelben Stelle, wo ich ſie zurückgelaſſen.

Eilftes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen bei Constantinopel einen Luftballon herunter schoß.

Es gehörte, als ich noch in türkischen Diensten, oder vielmehr als Sklave verkauft worden, zu meinen Lieblingsergötzlichkeiten, dann und wann in einer Barke umherzufahren auf dem *Mare di Marmora*, wie es die Italiener nennen. Da hatt' ich die herrlichste Aussicht auf ganz Constantinopel und auf den Harem des Großsultans. Es begab sich aber, daß ich eines Morgens, ganz versunken in dem Anblick der schönen Gegend und des heitern Himmels, in der Luft ein rundes Ding erblickte, fast so groß, wie eine Billardkugel, und daran hing noch etwas andres herunter. Ich griff sogleich nach meiner Vogelflinte, die ich, als ein rüstiger Waidmann, immer bei mir hatte, und feuerte eine Kugel ab nach dem runden Dinge in der Luft. Ich wiederholte den Schuß mit zwei Kugeln, richtete aber immer nichts aus. Erst nach einem dritten Schuß sank das wunderbare Ding herab.

Zu meinem größten Erstaunen war es ein gar zierlich vergoldeter Wagen, der an einem ungeheuren Ballon hing. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß er größer war, als die größte Thurmkuppel, die ich jemals gesehen. In dem Wagen befand sich ein Mann und ein halbes Schaf; letzteres schien gebraten.

Der Mann sah aus wie ein Franzose, und das war er auch, aber so prächtig gekleidet, daß ich mich an ihm nicht satt sehen konnte. Auf seinen kostbaren Uhrketten mit Verlocken waren gar zierliche Bildnisse von hohen Herren und Damen zu schauen. Unter den goldnen Medaillen, von denen fast in jedem Knopfloche eine befindlich war die geringste unter Brüdern hundert Dukaten werth, und jeden seiner Finger schmückte ein kostbarer Brillantring. Die vollen Geldbörsen in seinen Rocktaschen zogen ihn fast zu Boden. Das muß ein wichtiger Mann sein, dacht' ich, und muß sich große Verdienste erworben haben, weil er so reichlich beschenkt worden; denn heut zu Tage sind die Menschen doch im Allgemeinen so knickerig, daß man sich mit Recht über eine solche Freigebigkeit wundern muß.

Aber der kleine Crösus schien noch ganz erschrocken und verwirrt von dem Herabfallen, daß er kaum zu sprechen vermochte. Mit Mühe stattete er folgenden Bericht ab: „Dies Luftfuhrwerk ist zwar nicht meine eigene Erfindung, aber der Lust, es zu besteigen, konnte ich nicht widerstehen. Es sind ungefähr acht Tage her, als ich auf der Landspitze von Cornwallis mich damit empor hob unter einer Menge von Zuschauern, die gar begierig waren auf die Kunststückchen, die ich von oben herab machen wollte mit dem Schafe, das ich mitgenommen. Der Wind drehte sich aber, und statt mich nach Exeter zu führen, wo ich mich wieder hinablassen wollte, trieb er mich seewärts, und wahr-

ſcheinlich hab' ich die ganze Zeit in der unermeßlichen Höhe über dem Waſſer geſchwebt."

„Es ward aber mein Hunger nach drei Tagen ſo groß, daß ich genöthigt war, das mitgenommene Schaf zu ſchlachten. Ich befand mich damals hoch, ſehr hoch über dem Monde, und kaum waren ſechzehn Stunden vergangen, ſo war ich der Sonne ſo nah, daß ich mir die Augenbraunen verſengte. Da legt' ich das todte Schaf an die Stelle im Wagen, wo die Sonne die meiſte Kraft hatte, und ſiehe da! in drei Viertelſtunden war es völlig gebraten. Das war nun für mich ein köſtlicher Biſſen, und ich habe ſeitdem davon gelebt."

So erzählte der Mann, ſchien aber ſehr beſtürzt, als ich ihm ſagte, die Gebäude, die er da vor ſich liegen ſähe, wären der Harem des Großſultans; denn er hatte geglaubt, ſich in einer ganz anderen Gegend zu befinden. „Wahrlich," fügte er nach einer Pauſe hinzu, „ich glaube, daß ich bis zum jüngſten Tage zwiſchen Himmel und Erde würde geſchwebt haben, wenn nicht auf den Ballon gefeuert und derſelbe dadurch aufgeriſſen worden wäre." Großmüthig ſchenkte er hierauf meinem Bootsmanne, der hinten am Steuer ſtand, den zierlichen Wagen, den Hammel aber warf er in's Meer, und ſo auch den zerriſſenen Luftballon, der gar nicht mehr zu brauchen war.

Zwölftes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen als türkischer Gesandter nach Cairo ging und unterwegs gar mancherlei nützliche Subjecte fand, darunter einen Läufer, einen Horcher und einen Windmacher; von dem Nilstrom aber auf einen Mandelbaum geschwemmt ward.

Geschäfte von großer Wichtigkeit, mit denen der Großsultan mich zu beauftragen geruhte, führten mich einst nach Cairo. Ich reiste zu Lande ab, begleitet von einem sehr zahlreichen Gefolge. Es bot sich mir aber bald Gelegenheit, dasselbe noch zu vermehren durch gar manche brauchbare Subjecte. Kaum war ich einige Meilen von Constantinopel entfernt, da sah ich einen kleinen schmächtigen Mann querfeldein laufen, der, seltsam genug, an jedem seiner Beine ein bleiernes Gewicht trug, das, wie ich mich nachher überzeugte, wohl funfzig Pfund schwer war. Ich gab darüber meine Verwunderung zu erkennen. „Wohin so schnell, Freund?“ sprach ich, „und warum erschwerst du deinen Lauf durch diese Last?“ Da antwortete der Fremdling: „Ich lief seit einer halben Stunde aus Wien, wo ich bisher bei einer vornehmen Herrschaft in Diensten stand, doch meinen Abschied genommen. Nun will ich mein Unterkommen suchen in Constantinopel, und um meine Schnelligkeit, die nun nicht mehr vonnöthen, ein wenig zu vermindern, hab' ich

die Gewichte da an meine Beine gehängt. Eile mit Weile, sagt das Sprüchwort." Der Mensch gefiel mir. Ich fragte ihn, ob er in meine Dienste treten wolle? Er wars zufrieden; und so zogen wir weiter.

Nicht weit von der Heerstraße sah ich einen Burschen, der so mäuschenstill auf dem grünen Rasen lag, daß ich glaubte, er schliefe. Dem war aber nicht so. Als ich ihn näher betrachtete, sah ich, daß er sein Ohr auf die Erde gelegt, und etwas sehr aufmerksam zu belauschen schien. Als ich mich erkundigt, was er da mache, sprach er: „Ei, da horch' ich zum Zeitvertreibe, wie das Gras wächst." — „Kannst du das?" fragt' ich erstaunt. „Pah! Kleinigkeit!" entgegnete der Fremde. „So tritt in meine Dienste," sprach ich, „wer weiß, was es da bisweilen zu horchen geben kann." Das ließ sich der Bursche nicht zweimal sagen. Er sprang auf, und folgte mir.

„Wonach schießt ihr denn, Waidmann?" fragt' ich einen Jäger, der von einem Hügel herab in die leere Luft knallte, „da ist ja weit und breit gar nichts zu sehen." „O ich versuche nur dies Gewehr," entgegnete der Waidmann. „Eben jetzt schoß ich einen Sperling herab von der Spitze des Münsters zu Straßburg." So ein vortrefflicher Schütze war mir noch gar nicht vorgekommen. Ich fiel ihm vor Freude um den Hals, und er mußte bei mir bleiben.

Daß man in der Welt immer was Neues lernen kann, davon überzeugte ich mich bald, als wir immer weiter gewandert von Stadt zu Stadt, von Land zu

Land, und endlich bis an den Libanon gekommen. Da sah ich einen derben, untersetzten Kerl, der aus Leibeskräften an einem Stricke zog, den er um einen großen Cederwald geschlungen. Mit Einem Ruck stürzten die mächtigen Bäume, die wohl einen Raum von einer Quadratmeile einnahmen, wie ein Busch von Schilfrohr. Gleichgültig äußerte der kräftige Mann: „Ich sollte Bauholz holen, und hatte meine Art vergessen. Da wußt' ich mir nicht anders zu helfen, als wie ihr hier seht." Den Kerl konnt' ich wahrlich nicht fahren lassen, und nahm ihn ebenfalls mit, wie die Andern.

Es begab sich aber, als ich mich schon auf ägyptischen Grund und Boden befand, daß sich ein furchtbarer Sturm erhob, der mich sammt allen meinen Wagen, Pferden und Gefolge in die Luft zu führen drohte. Links am Wege standen sieben Windmühlen, deren Flügel so schnell schwirrten, daß sie kaum zu sehen. Nicht weit davon, rechts, stand ein gar wohlbeleibter Mann von fast unmäßiger Dicke. Ich konnte mir's nicht erklären, warum er sein rechtes Nasenloch zuhielt mit dem Zeigefinger. Als er unsre Noth sah, wie wir uns aus Leibeskräften stemmten gegen den unbändigen Sturm, da drehte sich der dicke Mann halb um und zog ehrerbietig die Mütze. In dem Augenblicke aber regte sich kein Lüftchen mehr, und die sieben Windmühlen standen auf einmal still. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dacht' ich, und rief: Kerl, hast du den Teufel im Leibe, oder bist du der

Satan selbst? „Keins von beiden, Ew. Gnaden," entgegnete der Mensch; „ich mache nur meinem Herrn, dem Windmüller, ein wenig Wind, und um die sieben Windmühlen nicht ganz und gar umzublasen, muß' ich mir das eine Nasenloch zuhalten." Der Kerl ist wahrlich zu brauchen, dacht' ich, selbst für dich, wenn du einmal wieder heim kommst und dir's an Athem fehlt, alle die Wunderdinge zu erzählen, die du erlebt auf deinen Reisen zu Wasser und zu Lande. Wir wurden Handels einig. Der Windmacher ließ seine Mühlen stehen, und folgte mir.

Als ich nun in Cairo angekommen, da entließ ich mein ganzes unnützes Gefolge, und behielt blos die nützlichen Subjecte, die ich unterwegs gefunden. Das Wetter war herrlich, und der vor mir hinfluthende Nilstrom lockte mich, eine Barke zu miethen und den Weg nach Alexandrien zu Wasser zurückzulegen. Gedacht, gethan. Es hat aber bekanntlich der Nil die böse Gewohnheit, daß er von Zeit zu Zeit gewaltig anschwillt. Das that er, als wir kaum drei Tage unterwegs, und bald war links und rechts das ganze Land viele Meilen weit überschwemmt. Es begab sich aber, daß am fünften Tage, nach Sonnenuntergang unsre Barke an etwas hängen blieb, daß ich für Ranken und Gesträuch hielt. Ueberall umgaben uns, als es Tag geworden, Gebüsche mit Mandeln, die völlig reif und ganz vortrefflich schmeckten. Als wir das Senkblei auswarfen, fand sich, daß wir wenigstens sechzig Fuß hoch über dem Boden schwebten, und weder

vor- noch rückwärts konnten. Ein plötzlicher Sturm aber legte unsre Barke auf die Seite, so daß sie Waſſer ſchöpfte und unterſank. Glücklicherweiſe retteten wir uns, indem wir uns an den Zweigen der Bäume feſthielten. Da hingen wir drei Tage, und lebten ganz allein von Mandeln. Das Waſſer fiel endlich wieder ſo ſchnell als es geſtiegen war, und wir ſaßen wieder auf feſtem Lande. Da lag unsre Barke etwa zweihundert Klaftern weit von dem Orte, wo ſie geſunken. Es fand ſich aber, daß wir wohl hundert und funfzig Meilen weit hinweg getrieben worden über Gartenzäune und Gehege. In ſieben Tagen erreichten wir den Nil, der nun wieder ſtrömte in ſeinem alten Bette. Ein mitleidiger Bey, dem wir unſer Abentheuer erzählten, gab uns eine Barke und verſah uns mit den nöthigſten Lebensbedürfniſſen. So kamen wir in Alexandrien an und ſchifften uns ein nach Conſtantinopel, wo ich von dem Großſultan überaus gnädig empfangen, und dadurch einigermaßen entſchädigt ward für meine Leiden und Drangſale.

Dreizehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen mit dem Großſultan eine Flaſche Tokaier trank, an die Kaiſerin Maria Thereſia ſchrieb, und eine große Wette gewann.

Wie geſagt, der Großſultan empfing mich nach der Rückkehr von meiner ägyptiſchen Reiſe ungemein gnädig, und ich galt bei ihm Alles in Allem. Er konnte gar nicht leben ohne meine Wenigkeit, und jeden Mittag und Abend mußt' ich mit ihm ſpeiſen. Die Tafel war excellent, verſteht ſich, was die Speiſen anbelangt; denn die Getränke wollten mir nicht eben ſonderlich behagen. Ich hielt viel auf ein gutes Glas Wein, und den zu trinken verbot dem Großſultan bekanntermaßen Mahomets Geſetz. Aber er wußte ſich dafür heimlich zu entſchädigen, und in ſeinem Cabinet erwartete ihn nach aufgehobener Tafel gewöhnlich ein Fläſchchen, gefüllt mit dem edlen Saft der Reben. Einſt, als er gerade ungemein gnädig, gab er mir einen verſtohlenen Wink, ihm zu folgen. Da ſchloſſen wir uns ein in das Cabinet, und der Großſultan holte aus einem Schränkchen eine Flaſche und ſprach: „Baron, ich weiß, ihr verſteht euch auf ein gut Glas Wein. Aber einen Tokaier, wie dieſen hier, habt ihr doch in eurem Leben noch nicht getrunken." So ſprechend ſchenkte er mir ein Glas ein, und wir ſtießen mit einander an. „Nun, was ſagt

ihr?" fragte der Großſultan; „hab' ich nicht Recht?" — Ein gutes Weinchen, Eure Hoheit! entgegnete ich, aber halten Ew. Hoheit zu Gnaden, in Wien, an der Tafel des hochſeligen Kaiſers Carls IV., hab' ich ihn doch noch beſſer getrunken. Das wollte dem Großſultan gar nicht in den Kopf, und er behauptete, daß durchaus kein beſſerer Wein zu finden, als dieſer Tokaier. Ein ungariſcher Cavalier, der ihm nur dies eine Fläſchchen geſchenkt, habe gar rar damit gethan. Des langen Hin- und Herſtreitens müde, rief ich endlich: Was gilt die Wette, eh' eine Stunde vergeht, ſchaff' ich euch, damit ihr euch überzeugt, daß ich Recht habe, eine Flaſche Tokaier aus dem kaiſerlichen Keller zu Wien. Da machte der Großſultan große Augen und ſprach: „Münchhauſen, ihr wollt mich zum Beſten haben, und doch muß ich's mir ſehr verbitten. Wüßt' ich nicht, daß ihr ein ſo wahrheitsliebender Mann —" Es kommt nur auf die Probe an, fiel ich dem Großſultan in's Wort. Ich prahle nicht gern, aber Ew. Hoheit können mir den Kopf abſchlagen oder mich ſpießen laſſen, nach Belieben, wenn ich euch den Wein nicht ſchaffe, von dem ich ſprach, und zwar Punkt vier Uhr ſteht er hier auf eurem Tiſche. — „Gut," ſagte der Großſultan, „ich gehe die Wette ein, und verliere ich ſie, ſo mögt ihr euch aus meiner Schatzkammer ſo viel Gold, Silber, Perlen und Edelſteine ausſuchen, als euch beliebt; im andern Falle aber koſtets euch den Kopf; denn ich laſſe nicht mit mir ſpaßen."

Da bat ich mir Tinte und Feder aus, und erließ nachfolgendes Schreiben an die Kaiserin Maria Thereſia: „Ew. Majeſtät Huld und Gnade läßt mich hoffen, keine Fehlbitte zu thun, wenn ich es wage, durch Vorzeiger dieſes mir aus Höchſtdero Keller eine Flaſche des köſtlichen Tokaiers zu erbitten, den ich oft getrunken bei Ihrem Hochſeligen Herrn Vater. Geruhen aber Ew. Majeſtät mir ja vom Beſten zu ſenden, denn es gilt eine Wette. Ich danke im Voraus allerunterthänigſt, und erſterbe in tiefſter Ehrfurcht ꝛc.“ Es mochte etwa fünf Minuten nach drei Uhr ſein, als ich dies Schreiben abgefaßt, und es ſogleich meinem Läufer übergab, der ſeine Gewichte abſchnallte, um deſto ſchneller nach Wien zu kommen. Nun tranken wir, ich und der Großſultan, den Reſt der Flaſche aus, in Erwartung einer beſſern. Offen geſtanden, war es mir doch nicht wohl zu Muthe bei dem ganzen Handel, der mir, wenn es mißlang, den Kopf koſten mußte. Ich bat um Erlaubniß, ein wenig friſche Luft ſchöpfen zu dürfen auf einem Spaziergang durch den Garten. Mir folgten aber ein Paar Sklaven, die mich nicht aus den Augen ließen. Meine Unruhe und Angſt vermehrte ſich. Ich ſah nach meiner Uhr. Es fehlten nur noch fünf Minuten, ſo ſchlug es Vier. Da ſandt' ich ſchnell nach meinem Horcher und Schützen. Jener legte ſich platt auf die Erde, um zu hören, ob mein Läufer endlich ankäme. Er meldete mir aber zu meiner größten Beſtürzung: der faule Schlingel liege irgendwo, weit von hier, im

tiefſten Schlafe; denn er höre ihn laut ſchnarchen. Indeſſen hatte ſich der Schütze auf eine hohe Terraſſe geſtellt und ſich mit ſeinen Zehen noch mehr empor geſtreckt. „Wahrlich," rief er, „da liegt er unter einer Eiche bei Belgrad, und die Flaſche neben ihm. Wart' ich will dir Beine machen!" So ſprechend, legte der Schütze ſeine Flinte an den Kopf und ſchoß die volle Ladung in den Wipfel des Baumes. Da weckte ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern den ſorgloſen Schläfer. Er ſprang auf, und machte ſich ſo ſchnell auf die Beine, daß er gerade um 59½ Minuten in des Großſultans Cabinet anlangte, in der einen Hand die Flaſche, in der andern ein eigenhändiges Billet der Kaiſerin Maria Thereſia.

Das war eine Luſt! Wie behagte dem Großſultan der köſtliche Tokaier! „Münchhauſen," ſprach er, „nehmt mir's nicht übel, die Flaſche behalt' ich für mich. Ihr ſteht in Wien beſſer als ich, und könnt leicht zu einer andern kommen." Dann klingelte er, und ließ ſeinen Schatzmeiſter vor ſich kommen. „Meinem Freunde Münchhauſen hier," ſprach der Großſultan, „laßt ſo viel verabfolgen aus meiner Schatzkammer, als der ſtärkſte Mann wegzutragen vermag." Da neigte ſich der Schatzmeiſter bis zur Erde. Mir aber ſchüttelte der Großſultan treuherzig die Hand, und entließ uns dann beide. Da nahm ich meinen ſtarken Mann mit, den ich auf dem Libanon getroffen, als er eben den großen Cedernwald mit ſeinem hänfenen Strick umſchlungen. Ein Gleiches that er auch

in der Schatzkammer, und so mochte wohl, als er sein Bündel geschnürt, dort wenig übrig geblieben sein von allen Schätzen und Herrlichkeiten. Ich eilte nun mit meiner Beute geradewegs nach dem Hafen, nahm das größte Lastschiff, das irgend zu bekommen, in Beschlag, und ging dann wohl bepackt mit meiner ganzen Dienerschaft unter Segel, um meinen Fang in Sicherheit zu bringen.

Es verdroß aber den Großsultan gar nicht wenig, als ihm der bestürzte Schatzmeister meldete, welchen Gebrauch ich von der Gnade seines Herrn gemacht. Kaum war ich zwei Meilen weit in See, da sah ich, wie die ganze türkische Kriegsflotte hinter mir her kam, mit allen Segeln. Da tröstete mich einer der gar brauchbaren Subjecte, die ich unterwegs getroffen auf meiner Gesandtschaftsreise nach Cairo, und die seitdem sämmtlich bei mir geblieben. „Lassen Sie sich nicht bange sein, Herr Baron!“ sprach mein Windmacher. Da trat er auf das Hinterverdeck des Schiffs, so daß eins seiner Nasenlöcher nach der türkischen Flotte, das andere aber auf unsere Segel gerichtet war, und blies so furchtbar, daß jene an Masten, Segel und Tauwerk hart beschädigt, mein Schiff aber in wenigen Stunden glücklich nach Welschland getrieben ward. Ich ward aber demungeachtet meiner Schätze nicht sonderlich froh. Einen Theil derselben spendete meine Gutmüthigkeit den zahlreichen Bettlern, von denen ich ordentlich belagert ward auf allen Straßen

Italiens, und den Reſt nahm mir eine Räuberbande in der Nähe von Loretto.

Vierzehntes Capitel.

Von der größten Kanone in der Welt, und wie ſie verloren ging durch den Freiherrn von Münchhauſen.

Es war nicht allein die Art und Weiſe, wie ich mich an den Schätzen des Großſultans bereichert, was mir ſeine Gunſt entzog. Ich verdarb es ſchon früher mit ihm, weil er durch mich ein ſeltenes Geſchütz einbüßte, wie wohl kein ähnliches in der weiten Welt zu finden. Die Türken hatten dies Geſchütz aufgepflanzt unweit Conſtantinopel, über der Citadelle am Ufer des berühmten Fluſſes Simois. Es war ganz aus Kupfer gegoſſen, und ſchoß eine Marmorkugel, die wenigſtens eilfhundert Pfund wog. Geſehen hatte ich dies furchtbare Geſchütz nicht, aber davon geleſen und zwar in den *Memoires de Mr. T.* „Ich hatte große Luſt," erzählt jener berühmte Franzoſe, „das Geſchütz abzufeuern, um mich von ſeiner Wirkung zu überzeugen. Alles Volk um mich her zitterte und bebte, weil es ſicher glaubte, Schloß und Stadt würden davon über den Haufen ſtürzen. Endlich ließ doch die Furcht ein wenig nach, und mir ward erlaubt, das Geſchütz abzufeuern. Es waren nicht weniger als

dreihundert und dreißig Pfund Pulver dazu erforderlich, und die Kugel wog eilfhundert Pfund. Als der Kanonier mit dem Zünder ankam, zog sich die Menschenmenge, die mich umgab, so weit als möglich zurück. Mit genauer Noth überredete ich den Bassa, der aus Besorgniß hinzukam, daß gar keine Gefahr zu fürchten sei. Selbst dem Kanonier, der es nach meiner Anweisung abfeuern sollte, klopfte das Herz. Ich nahm meinen Platz in einer Mauerschanze, hinter dem Geschütz, gab das Zeichen, und fühlte einen Stoß, wie von einem Erdbeben. In einer Entfernung von dreihundert Klaftern zersprang die Kugel in drei Stücke; diese flogen über die Meerenge, prallten von dem Wasser empor an die gegenseitigen Berge, und setzten den ganzen Canal, so breit er war, in Schaum."

So lautete der Bericht des Herrn von T... über die größte Kanone in der Welt. Als ich nun in die Gegend von Constantinopel kam, ward mir das Abfeuern jenes ungeheuren Geschützes als ein Beispiel von außerordentlicher Unerschrockenheit und nicht gewöhnlichem Muthe gerühmt. Ich konnte es aber nicht ertragen, daß ein Franzose sich so hervorgethan haben sollte. Da nahm ich eben jenes Geschütz auf meine Schulter, und sprang, als ich's in seine wagerechte Lage gebracht, geradewegs in's Meer, und schwamm damit an das jenseitige Ufer. Da kam ich auf den unglücklichen Einfall, die Kanone auf ihre vorige Stelle zurückzuwerfen. Sie glitt mir ein wenig zu früh aus der Hand, gerade als ich zum Wurf ausholte. So

geſchah es, daß ſie mitten in den Canal fiel, und da liegt ſie wohl noch, und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach dort liegen bleiben bis zum jüngſten Tage.

Das konnte mir aber der Großſultan nie verzeihen, daß ich ihn auf dieſe Weiſe um ein Geſchütz gebracht, wie ſeines Gleichen wohl weit und breit nicht zu finden auf Erden.

Funfzehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen einen Sechsunddreißigpfünder mit einem Achtunddreißigpfünder parirte, und Gibraltar rettete.

Es begab ſich, daß ich während der Belagerung der eben genannten Feſtung meinen alten Freund, den General Elliot, beſuchte, der ſich ſo unverwelkliche Lorbeern erworben durch die tapfere Vertheidigung jenes Platzes. Von ihm begleitet, ging ich in der Feſtung umher, um den Zuſtand der Beſatzung und die Anſtalten des Feindes kennen zu lernen. Da ſah ich durch ein vortreffliches Spiegeltelescop, das ich mir in London bei Dollond gekauft, wie der Feind eben im Begriff, einen Sechsunddreißigpfünder nach dem Orte abzufeuern, wo wir ſtanden. Das ſagt' ich dem General Elliot, und er ſah auch durch das Perſpectiv, und fand, daß ich Recht hatte. Da ließ ich, mit

seiner Erlaubniß, einen Achtundvierzigpfünder bringen von der nächsten Batterie, und richtete ihn so genau, daß ich mein Ziel nicht leicht verfehlen konnte.

Als ich nun den Feind scharf beobachtete, ward ich gewahr, daß er die Zündruthe an das Zündloch seines Sechsunddreißigpfünders legte. Da gab ich ein Zeichen, daß unsere Kanone gleichfalls abgefeuert werden sollte. Es begab sich aber, daß beide Kugeln in der Mitte des Wegs mit furchtbarer Gewalt gegen einander anschlugen. Ungeheuer war die Wirkung. Die feindliche Kugel prallte so heftig zurück, daß sie nicht nur dem Manne, der sie abgeschossen, den Kopf wegnahm, sondern sechzehn andere Köpfe vom Rumpfe schnellte, die ihr im Wege standen auf ihrem Fluge nach der afrikanischen Küste. Ehe sie aber dort anlangte, fuhr sie durch die Hauptmaste von drei Schiffen, die in einer Linie hinter einander im Hafen lagen, und dann flog sie noch gegen zweihundert Meilen ins Land hinein, schlug in das Dach einer Bauernhütte, nahm einem alten Mütterlein, das mit offnem Munde auf dem Rücken schlief, ihre letzten Zähne, und blieb endlich stecken in der Kehle eines armen Weibes. Vergebens suchte ihr Mann die Kugel herauszuziehen, mußte sich endlich entschließen, sie seiner Liebsten in den Magen hinabzustoßen, wo sie dann auf dem natürlichen Wege wieder abging.

Ich muß sagen, unsere Kugel that vortreffliche Dienste. Sie trieb nicht nur die andere auf die eben beschriebene Weise zurück, sondern setzte auch, wie es

meine Abſicht, ihren Lauf fort. Da geſchah es, daß ſie dieſelbe Kanone, die gegen uns gebraucht worden, von der Laffette hob, und ſie mit ſolcher Heftigkeit in den Kielraum eines Schiffs warf, daß ſie den Boden durchſchlug. Da ward das Schiff leck und ging unter. Es fanden aber gegen tauſend ſpaniſche Matroſen und eine große Anzahl von Soldaten ihr Grab in den Fluthen. Das war allerdings eine außerordentliche That, obſchon ich weit entfernt bin, ſie ganz auf Rechnung meines Verdienſtes zu ſetzen. Meiner Klugheit gebührt zwar die Ehre der Erfindung, aber der Zufall war doch auch dabei im Spiele; denn bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß unſer Achtundvierzigpfünder durch ein Verſehen eine doppelte Portion Pulver erhalten, wodurch ſeine unerwartete Wirkung vorzüglich in Bezug auf die zurückgeworfene feindliche Kugel begreiflich wird. Die Offizierſtelle, die mir der General Elliot aus Dankbarkeit anbot, lehnte ich ab, und begnügte mich mit dem Danke, den er mir Abends an der Tafel reichlich ſpendete in Gegenwart des anweſenden Militärs.

Meine alte Vorliebe für die Engländer erhielt dadurch neue Nahrung, und es bot ſich mir bald eine Gelegenheit, ihnen abermals einen Dienſt zu leiſten. Es mochte gegen ein Uhr des Nachts ſein, als ich, in der Kleidung eines katholiſchen Geiſtlichen, mich aus der Feſtung Gibraltar ſchlich, und durch die Linien der Feinde mitten in ihrem Lager ankam. Da ging ich in das Zelt, wo der Graf von Artois und

mit ihm die ersten Befehlshaber und vornehmsten Offiziere einen Plan entwarfen, die Festung zu stürmen. Das sollte am nächsten Morgen geschehn. Niemand kannte mich in meiner Verkleidung, und so hört' ich ihr Gespräch mit an. Als sie sich zu Bette begeben, und das ganze Lager, selbst die Schildwachen, in tiefen Schlaf versunken, hob ich alle ihre Kanonen, gegen dreihundert Stück, von den Lafetten, und warf sie wohl drei Meilen weit in die See hinaus. Es war keine leichte Arbeit, denn ich hatte Keinen, der mir dabei half. Hierauf schleppte ich alle Lafetten und Karren mitten ins Lager, und trug sie unter dem Arme, um jedes Geräusch zu vermeiden, das durch das Rasseln der Räder entstehen konnte. Es war ein tüchtiger Haufen, wenigstens so hoch wie der Felsen von Gibraltar. Hierauf schlug ich mit dem abgebrochenen Stück eines eisernen Achtundvierzigpfünders an einen Kiesel, der in einer alten Mauer steckte, und setzte durch eine angezündete Lunte den ganzen Haufen in Brand. Ich habe vergessen zu sagen, daß ich noch alle Proviantwagen darauf geworfen. In einem Augenblicke war alles in Flammen, denn ich hatte klüglich unten hingelegt, was am brennbarsten war. Nun macht' ich Lärm, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Niemand konnte sich die Sache erklären. Man nahm an, die Schildwachen wären bestochen worden. Aber wenigstens sieben bis acht Regimenter, meinte man, müßten dazu gehört haben, um jene furchtbare Zerstörung zu bewirken. Der Graf von

Artois war so bestürzt, daß er auf und davon lief mit allen seinen Leuten, und es ist mir versichert worden, daß sie vierzehn Tage in einem fort gelaufen, bis sie Paris erreichten. Ebenso weiß ich aus zuverlässigen Nachrichten, daß sie vor Schreck drei Monate hindurch auch nicht das Mindeste genossen, sondern blos von der Luft gelebt.

Bemerken muß ich, daß ich nicht Zeit gehabt, den Kanonen der Feinde auch ihre Mörser nachzuschicken, und so begab es sich, als ich einst, wie gewöhnlich, mit dem General Elliot frühstückte, daß eine Bombe in das Zimmer flog und auf den Tisch niederfiel, an dem wir saßen. Erschrocken sprang der General auf und zum Zimmer hinaus. Ich aber ergriff die Bombe, ehe sie sprang, und trug sie auf die Spitze des Felsens. Von da erblickt ich auf einer Anhöhe an der Seeküste viele Leute. Ich konnte nicht unterscheiden, was sie eigentlich da machten. Mit Hülfe meines Telescops aber erkannte ich zwei unsrer Offiziere. Es war ein General und ein Obrister, die noch den vorigen Abend bei uns zugebracht, doch in der Nacht sich als Spione in das spanische Lager geschlichen, dort gefangen worden waren, und eben gehängt werden sollten.

Sechzehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen eine Bombe schleuderte in das spanische Lager, sammt beiläufigen Nachrichten von dem König David und Andern, auch von der Königin Elisabeth und Shakspeare.

Als ich nun, wie vorhin erwähnt, ein paar werthe Freunde in großer Lebensgefahr sah, hätt' ich gern, um sie zu retten, meine Bombe aus freier Hand geschleudert nach dem Hügel an der Seeküste. Aber die Entfernung war zu groß. Da fiel mir ein, daß ich die Schleuder in der Tasche hatte, die weiland David mit so glücklichem Erfolg gebraucht gegen den Riesen Goliath. Ich legte meine Bombe in die Schleuder und ließ sie in die versammelte Menschenmasse fliegen. Es begab sich aber, daß sie im Niederfallen zersprang, und alle Umstehenden tödtete, die beiden englischen Offiziere ausgenommen, die gerade an dem Galgen in die Höhe gezogen wurden. Weil diesen aber ein Stück der Bombe traf, so fiel er um. Unsere beiden Freunde aber erstaunten gar sehr, als sie sich umsahen, und Wachen, Henker, kurzum Niemand mehr vorhanden, sondern sämmtlich mausetodt waren. Da befreiten sie sich von ihren unbehaglichen Stricken, eilten nach dem Seeufer, sprangen in ein spanisches Boot und ließen sich durch die beiden Leute, die darin befindlich, sogleich fortrudern nach unserm Schiff. Als ich bald nachher

dem General Elliot die Sache erzählte, war er gar hoch erfreut, und wir feierten mit den beiden Gefangenen, die so eben ankamen, jenen denkwürdigsten Tag durch ein frohes Fest.

Nun möchte mancher eben wohl neugierig sein, zu erfahren, wie ich zu einem so großen Schatz, als die gedachte Schleuder, denn eigentlich gekommen war. Die Sache hängt ganz natürlich zusammen. Ich stamme nämlich von der Frau des Urias ab, mit der David bekanntlich in sehr enger Verbindung lebte. Es fügte sich aber, daß David, bald nach ihres Mannes Tode, merklich kälter gegen die schöne Bethseba ward, und sich sogar bitter mit ihr entzweite, als ihre beiderseitigen Meinungen sich nicht vereinigen konnten über den äußerst wichtigen Punkt, wo Noah's Arche gebaut worden, und wo sie stehen geblieben nach der Sündfluth. Er seinerseits konnte keinen Widerspruch ertragen, und sie war nicht frei von dem bekannten Fehler ihres Geschlechts, in allen Dingen Recht behalten zu wollen. So kam es zwischen Beiden zur völligen Trennung.

Es hatte aber Bethseba ihren vormaligen Geliebten oft sprechen hören von einer Schleuder, die er für den größten Schatz hielt. Sie hatte noch nicht sein Land verlassen, da ward die Schleuder vermißt, und nicht weniger als sechs Mann von des König Davids Leibwache setzten ihr nach. Bethseba aber wußte sich des mitgenommenen Instruments so gut zu bedienen, daß sie gleich den ersten ihrer Verfolger gerade auf

den Kopf traf. Er ſtürzte zu Boden, und als ſeine Gefährten das ſahen, hielten ſie für's Beſte, dieſen Umſtand zuvörderſt gehörigen Orts zu melden. Bethſeba aber glaubte ihrerſeits nichts Beſſeres thun zu können, als daß ſie mit friſchen Pferden ihre Reiſe nach Egypten beſchleunigte; denn dort hatte ſie angeſehene Freunde am Hofe.

Vorher hätt' ich ſchon ſagen ſollen, daß Seine Majeſtät, außer mehrern Kindern, auch einen Sohn mit der ſchönen Bethſeba zu erzeugen geruht, dem ſie durch einen beſondern Artikel in ihrem letzten Willen die berühmte Schleuder vermachte. So kam ſie in faſt gerader Linie endlich auf mich. Es fügte ſich aber, daß einer ihrer Beſitzer, mein Ur-Ur-Großvater, der etwa vor zweihundert und funfzig Jahren geſtorben, bei einem Beſuche in England mit einem Manne bekannt ward, der Shakſpeare geheißen, und ein großer Dichter war, aber faſt noch ein größerer Wilddieb. Der borgte nun manchmal jene Schleuder, und tödtete damit in Sir Thomas Lucy's Park ſo viel Wild, daß er mit genauer Noth dem Schickſal meiner beiden Freunde in Gibraltar entging. Der arme Poet ward in's Gefängniß geworfen. Mein Elternvater aber war es, dem er ſeine Freiheit verdankte; denn der galt gar viel bei der Königin Eliſabeth, und wußte ſie durch manchen Scherz zu erheitern, als ihr in den letzten Jahren ihrer Herrſchaft das Leben zu einer unerträglichen Laſt geworden durch das ewige Einerlei des Ankleidens, Auskleidens, Eſſens und Trinkens u. ſ. w.

Siebenzehntes Capitel.

Wie des Freiherrn von Münchhausen Vater auf einem Seepferde von England ritt, nebst einem merkwürdigen Aufschlusse über die Erzeugung der Hummern, Austern, Krebse u. s. w., und den gefährlichen Folgen der Eifersucht.

Aus meines Vaters Munde, von dem ich die früher erwähnte Schleuder geerbt, erinnere ich mich, folgende merkwürdige Anecdote gehört zu haben, deren Wahrheit Niemand bezweifeln wird, der den ehrlichen Alten gekannt. Auf seinen weitläufigen Reisen hielt er sich auch geraume Zeit in England auf. Es begab sich aber, als er einst an der Meeresküste, unweit Harwich, lustwandelte, daß ein grimmiges Seepferd in voller Wuth auf ihn losſprang. Er hatte nichts bei sich, als die Schleuder; aber damit warf er dem Unthier so geschickt zwei Kieselsteine an den Kopf, daß es geblendet ward auf beiden Augen. Da stieg er auf den Rücken des Thiers und trieb es in die See. Denn so wild es früher war, so zahm war es, seit es blind geworden. Die Schleuder legte mein Vater dem Seepferde in den Mund, wie einen Zaum, und ritt nun ganz gemächlich durch den Ocean. In weniger als drei Stunden hatte er das jenseitige Ufer erreicht, obschon es gegen dreißig Seemeilen entfernt. Ich glaube, es war zu Helvetsluys, oder wo es sonst gewesen sein mag: da verkaufte er das Thier für siebenhundert

Dukaten an den Wirth zu den drei Kelchen, der es als eine Seltenheit sehen ließ, und viel Geld damit verdiente.

So sonderbar auch diese Reise war, die Bemerkungen und Entdeckungen, die mein Vater bei dieser Gelegenheit machte, waren noch außerordentlicher. Das Thier, auf dessen Rücken er saß, schwamm eigentlich nicht, sondern lief mit unglaublicher Geschwindigkeit auf dem Grunde des Meers, und trieb Millionen von Fischen vor sich her, die zum Theil ganz verschieden von den gewöhnlichen. Einige hatten den Kopf in der Mitte des Leibes, andere an der Spitze des Schwanzes. Einige saßen beisammen in einem großen Kreise, gar wundersame Lieder und Chöre singend; andere bauten prächtige Gebäude auf, hell und durchsichtig, und umgeben von colossalen Säulen. Aus dem Innern dieser Gebäude aber strahlte etwas, das man für das reinste Feuer halten konnte; und dabei lief es hin und wieder in wellenförmiger Bewegung und mit dem wundersamsten Farbenspiel. Einzelne Zimmer waren auf eine höchst sinnreiche und bequeme Art zur Begattung der Fische eingerichtet; in andern ward der zarte Laich gepflegt und gewartet. Eine Reihe von Sälen war zur Erziehung der jungen Fische bestimmt, und mein Vater war immer der Meinung, jene Anstalt habe den meisten neuen Philontropinen zum Muster gedient.

Es begab sich aber, daß mein Vater auf seinem wundersamen Ritt durch die See unter andern über

eine ungeheure Gebirgskette kam, wenigstens so hoch wie die Alpen. Auf den Bäumen an der schroffen Felsenseite wuchsen gar viele Hummer, Krebse, Austern, Muscheln, Seeschnecken u. s. w., von denen bisweilen ein einziges Stück eine Ladung für einen Frachtwagen war, und an dem kleinsten dieser Geschöpfe hätte ein Lastträger zu schleppen gehabt. Alles, was von der Art an's Ufer geworfen und auf unsern Märkten verkauft wird, ist elendes Zeug, nicht viel besser, als das kleine schlechte Obst, das der Wind von den Bäumen schüttelt. Die Hummerbäume schienen am vollsten; die größten aber waren die Krebs- und Austernbäume. Die kleinen Seeschnecken wuchsen auf einer Art von Gesträuch, hart am Fuß der Austernbäume, und wanden sich an ihnen hinauf in ähnlicher Weise, wie der Epheu an der Eiche.

Gar viel pflegte mir mein Vater zu erzählen von der seltsamen Wirkung eines untergegangenen Schiffes, das gegen eine unter dem Wasser verborgene Felsenklippe gestoßen, und beim Sinken umgeschlagen. Dadurch war das Schiff auf einen großen Hummerbaum gestürzt und hatte mehrere Hummer abgestoßen, die auf einen darunter stehenden Krebsbaum fielen. Wahrscheinlich geschah die Sache im Frühjahr, und die Hummer, die noch ganz jung, vereinigte sich mit den Krebsen, und brachte eine neue Frucht hervor, die mit beiden viel Aehnlichkeit hatte. Mein Vater hätte gern ein Stück als Seltenheit mitgenommen. Aber es war ihm zu beschwerlich; auch wollte das Seepferd nicht

still halten. Ueberdieß hatte er schon die reichliche Hälfte seines Wegs zurückgelegt, und war gerade in einem Thal, wenigstens fünfhundert Klafter unter der Meeresfläche, wo er viel Unbequemlichkeit fühlte von dem Mangel an Luft. Aber auch in anderer Hinsicht war meines Vaters Lage nicht angenehm. Allerlei große Fische schienen, nach ihrem aufgesperrten Rachen zu schließen, nicht abgeneigt, ihn mir nichts dir nichts zu verschlingen. Diesen Hungerleidern aber konnte er allein entschlüpfen durch die vorsichtige Führung seines Rosses, das völlig blind. Da galoppirte er weidlich, um bald das trockene Land zu erreichen.

Mein Vater war schon der holländischen Küste ziemlich nahe, und das Wasser mochte kaum zwanzig Klafter hoch sein über seinem Kopfe, da dünkte es ihm, als sähe er ein Wesen vor sich liegen auf dem Sande. Er glaubte, einige Lebenszeichen zu bemerken an der Gestalt, und ihre eine Hand bewegte sich. Da faßte er sie und brachte die scheinbar Ertrunkene an's Ufer. Aus ihrem Munde, als sie wieder in's Leben kam, erfuhr mein Vater, daß sie die Ehehälfte eines Schiffscapitains, der, als er nach Helvetsluys gesegelt, in der Eile statt ihrer eine andere Person mitgenommen, und daß sie, dieses sehr verzeihlichen Irrthums wegen, den Tod in den Wellen gesucht. Ich weiß nicht, war es diese Erzählung oder die Person selbst, was einen so unwiderstehlichen Eindruck auf meinen Vater machte. Kurz, der Zufall, oder besser gesagt,

des Himmels Wille, führte Beide zusammen, damit noch ein glückliches Paar mehr sein sollte auf Erden.

So weit die Erzählung meines Vaters, an die ich durch die berühmte Schleuder erinnert ward, von der ich den letzten Gebrauch machte, als ich den Spaniern ihre Bombe wieder zurückschickte, und dadurch zwei gute Freunde vom Galgen rettete. Es begab sich aber, daß der größte Theil dieses wundersamen Geräths mit der Bombe wegflog, und daß mir nur ein kleines Stückchen in der Hand zurückblieb, das noch aufbewahrt wird in unserem Familienarchiv zu bleibendem Andenken.

Achtzehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen ohne sein Wissen aus einer Kanone geschossen ward, unschuldiger Weise Jemand todt schlug, und glorreiche Thaten verrichtete in der Gestalt eines weißen Bären.

Eine der sonderbarsten Vorfälle meines Lebens begegnete mir, als ich Gibraltar verließ und wieder heim kehrte nach England. Es begab sich, daß ich einst, sehr ermüdet von einer langen Wanderung, und halb gebraten von den glühenden Sonnenstrahlen, in eine der Kanonen hineinkroch, die bei Tower-Wharf aufgepflanzt, um ein wenig auszuruhen. Kaum war

ich drin, so fiel ich in den tiefsten Schlaf. Es fügte sich aber, daß um ein Uhr alle Kanonen abgefeuert wurden, denn es war gerade der vierte Juny und mithin unsers verehrten Königs Geburtstag. Die Kanonen waren sämmtlich am Morgen geladen worden, und da Niemand vermuthen konnte, daß ich in einer steckte, so ward ich über eine Häuserreihe hinweg geschossen in den Hof eines Pächters, zwischen Bermondsey und Deptford, wo ich auf einen großen Heuschober fiel, und, wie aus einer großen Betäubung leicht erklärlich, liegen blieb, ohne aufzuwachen.

Es begab sich aber, daß nach drei Monaten das Heu so im Preise stieg, daß der Pächter meinte, es sei jetzt die rechte Zeit, seinen Vorrath loszuschlagen. Zufällig war der Heuschober, auf dem ich lag, der größte im ganzen Hofe, und ward daher zuerst aufgeladen. Einige hatten Leitern angelegt nnd wollten hinaufsteigen. Da weckte mich der Lärm. Schlaftrunken, wie ich war, wollt' ich weglaufen, stürzte aber hinab auf den Pächter. Ich litt dabei auch nicht den geringsten Schaden, jener aber desto größern; denn er war mausetodt. Auf die unschuldigste Weise von der Welt hatt' ich ihm das Genick gebrochen. Indeß tröstete ich mich, als ich nachher hörte, daß der Mann ein abscheulicher Kornjude, der gar argen Wucher getrieben. Da wollte mir's bedünken, als sei sein Tod eine gerechte Strafe des Himmels und noch obendrein eine Wohlthat für die Welt.

Wie ſehr ich erſtaunte, als ich wieder zu mir kam, und wie groß die Verwunderung meiner Freunde in London war, als ich ihnen mein Abentheuer erzählte, kann ſich jeder leicht vorſtellen. Es war aber nicht lange nachher, als ich ſchon wieder gar ſeltſame Fata erlebte. Das geſchah auf einer Entdeckungsreiſe des Capitän P. Ich begleitete ihn, nicht als Offizier, ſondern als guter Freund. Wie gewöhnlich hatt' ich mein Telescop mitgenommen, das mir ſchon bei Gibraltar ſo gute Dienſte gethan. Wir befanden uns ſchon unter einem ziemlich hohen Grad nördlicher Breite, als ich, etwa in der Entfernung von einer halben Meile, ein Eisgebirge erblickte, das weit höher als die Maſten unſeres Schiffs. Da ſah ich zwei Bären, ſchneeweiß von Farbe, und, wie es ſchien, im heftigen Kampfe begriffen. Als rüſtiger Waidmann hing ich ſogleich mein Gewehr um, und machte mich auf nach dem Eisgebirge. Als ich aber den Gipfel erſtiegen, fand ich einen höchſt mühſamen und gefährlichen Weg. Ueber furchtbare Abgründe mußt' ich hinweg ſpringen, und an andern Stellen war die Oberfläche ſo glatt wie ein Spiegel. Meine ganze Bewegung war eigentlich ein fortwährendes Fallen und Wiederaufſtehen. Endlich aber kam ich ſo weit, daß ich die Bären erreichen konnte. Da ſah ich nun, daß ſie nicht mit einander im Kampf waren, ſondern nur ſpielten.

Was die beiden Thiere, wo jedes wenigſtens ſo groß, wie ein gut gemäſteter Ochſe, für koſtbare Felle hatten! Ich berechnete ſchon in Gedanken den un-

ſchätzbaren Werth. Als ich aber mein Gewehr abfeuern wollte, begab es ſich, daß ich ausglitt auf der ſpiegelblanken Fläche, und ſo heftig zu Boden fiel, daß ich eine halbe Stunde bewußtlos da lag. Als ich erwachte, befand ich mich in einer eben ſo wunderſamen als gefährlichen Lage. Eins von den Unthieren hatte mich herumgedreht auf mein Geſicht, und ich fühlte, wie der Bär meinen ledernen Hoſenbund packte, den ich mir unlängſt erſt in London gekauft. Der obere Theil meines Leibes ſteckte unter dem Bauche des Bären, und nur meine Beine guckten hervor. Was war zu thun in dieſer verdammten Situation? Ich entſchloß mich ſchnell, zog mein Taſchenmeſſer, packte den linken Hinterfuß des Bären und ſchnitt ihm drei von ſeinen Zehen ab. Da brüllte das Thier furchtbar vor Schmerz, und ließ mich los. Ich aber nahm mein Gewehr und feuerte es ab auf den Bären, der mir entſchlüpfen wollte, aber ſogleich todt zu Boden fiel. Dadurch hatt' ich mich nun zwar von meinem Feinde befreit, aber die Gefahr war noch nicht vorüber. Tauſende von Bären ſchlummerten in dem Umkreiſe einer halben Meile auf dem Eiſe, und erwacht durch das Geräuſch, kamen ſie alle ſpornſtreichs gelaufen.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, oder mein letztes Stündlein hatte geſchlagen. Ein glücklicher Einfall rettete mich. Für einen geübten Waidmann gehört aber nicht viel Zeit dazu, einem Haſen den Balg abzuſtreifen. Nicht viel mehr Zeit braucht' ich, als

ich dem todten Bären sein weißes Kleid auszog, mich hinein wickelte und meinen Kopf gerade unter den seinigen steckte. Kaum war ich fertig mit dieser Vermummung, als die Bären sich haufenweise um mich versammelten. Ich muß gestehen, mir ward heiß und kalt unter meinem Pelze, als sie mich, einer nach dem andern, berochen. Wahrscheinlich hielten sie mich für einen ihres Gleichen, denn mir fehlte nichts als die Größe. Indeß waren einige junge Bären auch nicht eben viel größer, als ich. Allmählig schienen wir, ich und die Bären, gar vertraut mit einander zu werden. Ich ahmte ihre Gebehrden nach, so gut ich konnte, nur im Brummen, Brüllen und Balgen blieben sie Meister. So sehr ich nun aber auch einem Bären glich, ich war doch ein Mensch, und als solcher überlegt' ich, wie ich das vertrauliche Verhältniß zwischen mir und diesen Thieren benutzen könnte zu meinem Vortheil.

Ich erinnerte mich, von einem alten Feldscheer gehört zu haben, daß eine Wunde im Rückgrat sogleich tödtlich.. Es kam auf einen Versuch an, ob sich das bewährte. Da nahm ich mein Taschenmesser und stieß es dem größten Bären dicht an den Schultern in den Nacken. Es war ein gewagter Streich, und ich gesteh' es, mir war nicht wenig bange. Ueberlebte die Bestie den Stoß, so war ich zerrissen. Aber der Bär sank auf der Stelle todt zu Boden. Da ereilte auch seine Brüder ein gleiches Schicksal, und sie zu tödten ward mir nicht schwer, denn obschon sie Freunde und

Blutsverwandte rechts und links fallen sahen, schienen sie doch gar kein Arg zu haben und völlig unbekümmert zu sein, sowohl über die Ursache, als über die Wirkung des Niedersinkens. Als ich nun so die Todten um mich her liegen sah, da kam ich mir vor wie Simson, der Tausende mit einem Eselskinnbacken erschlagen.

Nun begab ich mich nach dem Schiffe, und ein Drittel der Mannschaft war mir behülflich, die Felle abzustreifen und die Schinken an Bord zu tragen, von denen ich einige, im Namen des Capitäns, an die Admiralität sandte, andere an den Stadtrath zu London, auch einige an Handelscompagnien, und die übrigen unter meine guten Freunde vertheilte.

Neunzehntes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen durch freigebige Geschenke sich allgemein beliebt machte, und durch seinen Hühnerhund eine große Wette gewann.

Vielen Dank hatt' ich eingeerntet für meine im vorigen Kapitel erwähnten Schinkensendungen. Das Erfreulichste aber und zugleich Ehrenvollste war ein eigenhändiges Schreiben von Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland, Catharina II. Es enthielt die

huldreichsten Aeußerungen des Danks für die kostbaren Bärenfelle, die ich nach Petersburg geschickt. Durch einen außerordentlichen Gesandten ward mir jenes Schreiben eingehändigt, und mir sogar der überraschende Antrag gemacht, mich zum Thron und zu ihren kaiserlichen Gemahl zu erheben. Das lehnte ich nun aber ab in den feinsten Ausdrücken; denn was für tausend Andere viel Lockendes gehabt haben würde, hatte für mich wenig Reiz. Ein zweites Schreiben der Kaiserin Catharina überzeugte mich indeß bald nachher von der Stärke ihrer Leidenschaft und von der Erhabenheit ihres Geistes. Ihre letzte Krankheit soll, wie sie dem Fürsten Dolgorucki in einer Privataudienz zu erklären geruhte, einzig und allein davon hergerührt haben, daß ich grausam genug war, ihre Liebe zu verschmähen. Ich weiß nicht, ich muß überhaupt etwas Anziehendes gehabt haben für die Damen; denn dieß war nicht das erstemal, daß mir das schöne Geschlecht vom Thron herab die Hand gereicht.

Noch nicht lange war ich von jener Seereise heim gekehrt, als ich, der nie lange zu Hause bleiben konnte, schon wieder eine neue Reise unternahm in Gesellschaft des Capitäns Hamilton. Wir gingen nach Ostindien. Wir waren mitten in der See, und wenigsten noch dreihundert Meilen vom Lande entfernt, als mein Hühnerhund, den ich auf dieser Reise mitgenommen, nachdem er eine Weile starr hinaus geblickt in die See, plötzlich anschlug. Das erzählte ich dem Capitän Hamilton, und behauptete, wir müßten dem Lande

nahe sein, denn mein Hund wittere Wild. Da entstand ein allgemeines Gelächter. Ich aber ließ mich dadurch nicht irre machen in der guten Meinung von meinem Hunde, der im eigentlichsten Sinne des Worts nicht mit Geld aufzuwiegen war; denn er hatte mich noch nie betrogen.

Es ward aber gar viel hin und her gestritten, und ich erklärte endlich dem Capitän Hamilton, daß ich zu der Nase meines Hühnerhundes mehr Zutrauen hätte, als zu den Augen sämmtlicher Seeleute. Ich war sogar so kühn, vorzuschlagen, ich wollte wetten um hundert Guinen, wir würden in einer halben Stunde Wild finden. „Der Baron ist warlich nicht recht bei Sinnen," flüsterte der Capitän Hamilton dem Schiffschirurgus zu, der mir an den Puls gefühlt, und erklärt hatte, ich sei vollkommen gesund. „Es fehlt ihm ganz und gar nichts," sprach der Chirurgus. „Er scheint sich nur mehr zu verlassen auf den Geruch seines Hundes, als auf den Verstand sämmtlicher Offiziere, die wir hier am Bord haben. Er verliert die Wette, das ist keine Frage." „Eine Wette dieser Art," sprach der Capitän Hamilton, „halte ich nicht für ganz redlich von meiner Seite. Es ist um so rühmlicher für mich, wenn ich ihm das gewonnene Geld wieder zurückgebe."

Während dieses Gesprächs war mein Hühnerhund immer in derselben Stellung geblieben, und hatte mich dadurch noch mehr bestärkt in meiner Meinung. Ich brachte die Wette abermals in Vorschlag, und sie ward

angenommen. Es begab sich aber bald nachher, daß von einigen Matrosen, die in einem an dem Hintertheil des Schiffs befestigten Boote fischten, ein außerordentlich großer Hay erlegt ward, den sie sogleich an Bord brachten. Als sie nun den Fisch aufschnitten, fanden sie nicht weniger als sechs Paar lebendige Rebhühner in dem Magen des Thiers. Schon lange mochten die armen Geschöpfe dort zugebracht haben; denn die eine von den Hennen saß auf fünf Eiern, wovon eins geradeaus gebrütet, als der Hay geöffnet ward.

Da zogen wir den jungen Vogel mit mehrern kleinen Katzen auf, die eben zur Welt gekommen. Die alte Katze hatte ihn so lieb, wie eins ihrer Jungen, und that immer sehr ängstlich, wenn er zu weit weg flog. Unter den übrigen Rebhühnern hatten wir vier Hennen, und da immer eine saß, oft auch mehrere zugleich, so war auf der ganzen Reise die Tafel des Capitän Hamilton immer mit dem köstlichsten Wildprett besetzt. Ich aber war nicht unerkenntlich gegen meinen treuen Hühnerhund, durch den ich hundert Guinen gewonnen. Ich verpflegte ihn aufs sorgsamste und gab ihm täglich reichliche Knochen, auch dann und wann wohl ein ganzes Huhn.

Zwanzigstes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen in den Crater des Aetna sprang, und was er da für angenehme und unangenehme Entdeckungen machte.

Ich war schon viel gereist und hatte mich weit und breit umgesehen in der Welt. Aber den Berg Aetna hatte ich noch nicht besucht, und die Lust, auch ihn in Augenschein zu nehmen, erwachte in mir, als ich Brydone's Reise nach Sicilien gelesen. Auf meinem Wege dahin begegnete mir nichts Außerordentliches, wenigstens nichts, was der Mühe werth wäre, es wieder zu erzählen. In Sicilien aber ließ mir der Gedanke keine Ruhe, wenn es auch mein Leben kosten sollte, die innere Einrichtung des Berges Aetna zu untersuchen. Drei Stunden war ich mühsam gewandert, als ich mich auf dem Gipfel befand. Der weltberühmte Vulkan tobte gerade damals, und hatte schon über drei Wochen getobt. Das ist schon oft geschildert worden, und ich würde daher, wenn ich ein besseres Darstellungstalent besäße, als dies der Fall, doch jedenfalls mit meiner Beschreibung zu spät kommen. Genug, ich ging dreimal um den Krater herum. Da ich aber durch das Hinunterschauen in den ungeheuren Trichter um nichts klüger ward, so entschloß ich mich kurz und gut, hinein zu springen.

Kaum hatt' ich das gethan, so befand ich mich in einem ungeheuren Schwitzbade, und was das

Schlimmste war, durch die glühenden Kohlen, die fortwährend herauf schlugen, ward mein Körper an mehren edlen und unedlen Theilen gar jämmerlich verbrannt und beschädigt. Vermöge meiner Schwere aber sank ich immer tiefer und kam bald auf den Grund. Da umtobte mich ein abscheuliches Poltern, Lärmen, Schreien und Fluchen. Ich schlug die Augen auf und fand mich umgeben von Vulkan und seinen Cyklopen, die ich bisher immer für fabelhafte Geschöpfe gehalten. Es war aber merkwürdig, wie meine Erscheinung plötzlich Frieden und Eintracht wieder herstellte in der ganzen Gesellschaft. In wenigen Augenblicken waren meine Wunden geheilt durch die Pflaster und Salben, die Vulkan aus einem Schranke holte und mir auflegte mit höchsteignen Händen. Eine Flasche Nektar und andere köstliche Weine, die er mir vorsetzte, erfrischten und stärkten mich, und als ich mich etwas erholt, war Vulkan so artig, mich seiner Gemahlin vorzustellen, der Venus. Ihr gebot er, mir jede Bequemlichkeit zu verschaffen, die meine Lage forderte. Ueber alle Beschreibung schön war das Zimmer, in welchem ich neben ihr saß auf dem weichen Sopha, bezaubert von der unaussprechlichen Anmuth ihrer Reize, von der Zärtlichkeit ihres weichen Herzens, von — Mir schwindelt, wenn ich daran denke!

Vulkan gab mir eine sehr genaue Beschreibung von dem Aetna. Er sagte mir, dieser Berg sei nichts als eine Anhäufung von Asche, die herausgeworfen wurde aus seiner Esse. Gar oft sei er genöthigt,

seine Leute zu strafen, und würfe ihnen dann in seinem Zorn glühende Kohlen auf den Leib, die sie oft mit großer Gewandtheit parirten, und in die Welt hinaufschmissen. Zwist und Uneinigkeit dauern oft unter uns mehrere Monde, und die Erscheinungen, die sie auf der Oberwelt veranlassen, sind das, was man dort die Ausbrüche des Vesuv zu nennen pflegt. Der Berg gehört zu meinen Werkstätten, und der Weg, der mich dahin führt, läuft wenigstens dreihundert und funfzig Meilen unter dem Meere fort. Aehnliche Uneinigkeiten bringen auch ähnliche Erscheinungen hervor auf der See.

Gefiel mir Vulkans Unterricht, so behagte mir noch in höherem Grade seiner Gemahlin Gesellschaft, und ich gestehe offen, ich würde zeitlebens in diesem unterirdischen Palaste geblieben sein, wenn nicht schadenfrohe Schwätzer ein heftiges Feuer der Eifersucht zu entflammen gesucht, in Vulkans gutmüthigen Herzen. Da geschah es, daß er, ohne mir vorher den geringsten Wink zu geben, mich eines Morgens ergriff, als ich eben der Venus bei ihrer Toilette aufwarten wollte. Rasch ward ich in ein Zimmer getragen, das ich noch nie gesehen. Da hielt der erzürnte Vulkan mich über einen tiefen Brunnen, wie es mir vorkam, und rief mit furchtbarer Stimme: „Undankbarer Sterblicher, kehre wieder heim, wo du hergekommen!“

Ohne mir einen Augenblick Zeit zu gönnen, mich zu vertheidigen, ließ er mich hinabsinken in einen tie-

fen Abgrund. Ich fiel und fiel immer ſchneller, bis mit der zunehmenden Angſt mir gänzlich die Beſinnung ſchwand. Plötzlich ward ich wieder aufgeweckt aus meiner Ohnmacht. Ich befand mich in einem ungeheuren See, der eben erleuchtet ward von den Strahlen der Sonne. Von Jugend auf konnt' ich gut ſchwimmen, und ſo war meine jetzige Lage faſt beſſer zu nennen, als die frühere. Aber ſo weit ich mich umſah, überall erblickt' ich nichts als Waſſer.

Ein und zwanzigſtes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhauſen auf einem holländiſchen Schiffe in eine Milchſee und nach der Käſeinſel verſchlagen ward.

Das Klima, in dem ich mich befand, war ſehr unbehaglich im Vergleich mit Vulkan's Wohnung. Als ich nun überall umher ſpähte, entdeckt' ich in der Ferne etwas, das einem großen Felſen glich, und auf mich zuzukommen ſchien. Bald zeigte ſich's, daß es eins der ſchwimmenden Eisgebirge war. Nach langem Suchen fand ich eine Stelle, wo ich hinaufklimmen konnte. Aber auch von dem Gipfel des Eisberges konnt' ich nirgends Land entdecken, und meine Verzweiflung vermehrte ſich in der öden Waſſerwüſte, von der ich mich rings umgeben ſah. Es fing ſchon an,

dunkel zu werden, als ich in einiger Entfernung ein Schiff erblickte. Wie es näher kam, rief ich mit lauter Stimme. Die Antwort war holländisch. Ich sprang in die See, schwamm zu dem Schiffe hin, und ward an Bord gezogen. Als ich mich erkundigte, wo wir wären, erhielt ich zur Antwort: in der Südsee. Da löste sich mir auf einmal das ganze Räthsel. Von dem Berge Aetna war ich mitten durch die Erde in die Südsee gefallen, jedenfalls ein kürzerer Weg, als der um die Welt. Sollt' ich je wieder diese Reise machen, so werd' ich gewiß sorgfältigere Beobachtungen anstellen.

Ich ließ mir einige Erfrischungen geben und ging zu Bette. Es verdroß mich zwar nicht wenig, daß die Holländer, denen ich mein Abentheuer erzählt, an meiner Wahrhaftigkeit zweifelten. Aber das mußt' ich schon ertragen, denn sie hatten mich doch freundlich aufgenommen, und ich mußte von ihrer Gnade leben. Als ich wieder mein Bette verlassen, fragte ich, wohin ihre Reise ginge. Sie antworteten, sie wären ausgesegelt, um neue Entdeckungen zu machen, und wenn sich alles so verhielte, wie ich's ihnen erzählt, so sei ihre Absicht jedenfalls erreicht. Wir befanden uns gerade auf dem Wege, den der berühmte Capitän Cook gemacht hatte, und kamen am andern Morgen nach Botany Bay. Da blieben wir drei Tage. Am vierten aber entstand, bald nachdem wir abgereist, ein furchtbarer Seesturm, der in wenig Stunden alle unsre Segel zerriß und unsere Masten zersplitterte. Es begab sich aber, daß die große Bramstange gerade auf

das Käſtchen fiel, worin der Compaß verſchloſſen, und ihn in tauſend kleine Stücke zerſchlug.

Wer je zur See geweſen, weiß gar wohl, was das für ein unerſetzlicher Verluſt. Nun wußten wir weder aus noch ein. Endlich legte ſich der Sturm, und es erhob ſich ein anhaltender muntrer Wind. Drei Monde mochten wir gefahren ſein, und mußten in dieſer Zeit offenbar eine ungeheure Strecke Weges zurückgelegt haben, als wir ſowohl an uns ſelbſt, als an unſern Umgebungen eine erfreuliche Veränderung ſpürten, die uns allen ein Räthſel. Es war uns gar leicht und wohl zu Muthe. Vielleicht kam das zum Theil daher, weil unſere Naſen fortwährend mit den angenehmſten Balſamdüften erfüllt wurden. Aber auch die See hatte gänzlich ihre Farbe verändert, und war nicht mehr grün, ſondern weiß.

Bald nach dieſer wunderſamen Veränderung ſahen wir Land. Nicht weit von uns lag ein Hafen; wir ſegelten, ſo raſch wir konnten, erreichten ihn und fanden ihn ſehr geräumig und tief. Das Seltſamſte aber war, daß er, ſtatt Waſſer, Milch enthielt, und zwar die vortrefflichſte, die ich je getrunken. Unſer Erſtaunen wuchs aber, als wir landeten, und uns überzeugten, daß die ganze Inſel aus einem großen Käſe beſtand. Eine Matroſe, der gegen dieſe Speiſe eine ganz entſchiedene Abneigung hatte, fiel, als er kaum an's Land getreten, in Ohnmacht, und bat, wir möchten doch den Käſe unter ſeinen Füßen wegnehmen. Dadurch entdeckten wir erſt, daß die ganze In-

sel, wie gesagt, nichts anders war, als ein ungeheurer Käse. Davon lebten auch die Einwohner größtentheils, und sie waren vor jedem Mangel geschützt, weil Nachts immer wieder zuwuchs, was sie am Tage verzehrt. Mit schönen großen Trauben sahen wir viele Weinstöcke; aber sie gaben, wenn gekeltert wurde, nicht Wein, sondern Milch. Auf ihre Oberfläche spazierten die Einwohner umher, mit dem zierlichsten Anstande, ohne zu sinken, wie wir etwa auf einer Wiese lustwandeln. Es waren aber die Käse-Insulaner gar hübsche Leute, meistens neun Fuß hoch, aber darin von andern Menschenkindern unterschieden, daß sie drei Beine und einen Arm hatten, und wenn sie völlig erwachsen, auf der Stirn ein Horn, das sie mit vieler Geschicklichkeit zu brauchen wußten.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen noch viel Wunderſames ſah auf der Käſeinſel, und was er ſonſt dort für Abentheuer gehabt.

Es wuchs auf der mehrfach erwähnten Insel oder auf dem ungeheuren Käse, aus dem sie eigentlich bestand, eine Menge Korn mit Aehren, die wie Erdschwämme aussahen, und in denen Brode lagen, bereits gebacken und von vortrefflichem Geschmack. Auf

unſern Streifzügen durch die Inſel entdeckten wir ſieben Flüſſe mit Milch und zwei mit Wein. Auch ſtießen wir auf große Strecken von bläulichem Käſe, fanden aber keine Milben darin, wie wir anfangs vermutheten. Vielmehr wuchſen in dieſem bereits in Fäulniß übergegangenen Käſe die herrlichſten Obſtbäume, Pfirſiche, Aprikoſen und andere Früchte, von denen mir manche gar nicht bekannt. Auf den Bäumen, die meiſtens ſehr hoch, befanden ſich viele Vogelneſter, und darunter das Neſt eines Eisvogels, das im Umkreiſe wenigſtens fünfmal ſo groß, als das Dach der St. Paulskirche zu London. Dies Neſt war künſtlich zuſammen geflochten aus hohen Bäumen, und es lagen wenigſtens fünfhundert Eier darin, jedes ungefähr ſo groß wie ein Orhoft. Die Jungen konnten wir nicht nur ſehen, ſondern ſie auch pfeifen hören. Mit nicht geringer Mühe öffneten wir eins dieſer Eier. Da kam ein kleines unbefiedertes Vögelchen heraus, um ein gutes Theil größer, als ein ausgewachſener Geier.

Es begab ſich aber, als wir eben das Thierchen betrachteten, daß der alte Eisvogel herabgeflogen kam aus ſeinem Neſt, unſern Capitän packte und ſich mit ihm eine Meile weit in die Luft erhob. Heftig ſchlug ihn der Vogel mit den Flügeln und ließ ihn dann herabfallen in die See. Kaum ſahen das die Holländer, als ſie in die Fluth ſprangen und den Capitän glücklich wieder zurückbrachten nach dem Schiffe. Wir ſegelten nun weiter, ſchlugen aber nicht den alten Weg ein, und ſahen daher noch viel Neues und Wun-

derſames. Unter andern ſchoſſen wir zwei wilde Ochſen, die nur ein Horn hatten und zwar zwiſchen den beiden Augen. Wir hörten nachher, daß von den Einwohnern jene Ochſen zum Reiten und Fahren gebraucht wurden, wie wir uns der Pferde bedienen. Daher that es uns leid, daß wir die beiden Thiere getödtet. Ihr Fleiſch ſoll gar vortrefflich ſchmecken, iſt aber einem Volke ganz überflüſſig, das von nichts weiter lebt, als von Milch und Käſe.

Wir waren kaum zwei Tagereiſen entfernt, als wir drei Leute ſahen, die an hohen Bäumen aufgehängt waren. Als ich mich erkundigt, womit ſie eine ſo harte Strafe verdient, erfuhr ich, daß es Fremde geweſen, die bei ihrer Heimkehr ihre Freunde belogen und ihnen Plätze beſchrieben, die ſie nie geſehen, und Dinge erzählt, die ſich nie zugetragen. Ich geſtehe, ich fand die Strafe ſehr gerecht, denn es iſt eines Reiſenden und überhaupt jedes Menſchen Schuldigkeit, ſich der ſtrengſten Wahrheitsliebe zu befleißigen. Ein gar wunderſamer Anblick war es auch, daß an dem jenſeitigen Ufer, wie wir deutlich ſehen konnten, ſich alle Bäume, große und kleine, vor uns neigten, genau in einem Tempo, und ſogleich wieder ihre gerade Stellung einnahmen.

Eben drei Tage mochten wir geſegelt ſein — denn genau kann ich das nicht beſtimmen, da wir noch immer keinen Compaß hatten — da kamen wir in eine See, die ganz ſchwarz ausſah. Neugierig koſteten wir das Waſſer, und fanden zu unſern Erſtaunen, daß es

gerade so schmeckte, wie der köstlichste Wein. Nun hatten wir genug zu hüten, daß die Matrosen sich nicht alle einen Rausch tranken. Aber unsere Freude dauerte nicht lange, und ein furchtbares Schicksal erwartete uns.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen mit seinem Schiffe und sämmtlicher Mannschaft von einem Wallfisch verschlungen ward, und wie er sich wieder befreite.

Während mancher unter uns den köstlichen Wein, der so schwarz aussah wie Dinte, sich wohlschmecken ließ, sahen wir uns zu unserm Schrecken von Wallfischen und andern Unthieren umringt. Eins von diesen Thieren war so groß, daß wir selbst mit Hülfe aller Fernröhre es nicht übersehen konnten. Leider bemerkten wir das Ungeheuer erst, als wir ihm schon ziemlich nahe waren. Auf einmal ward unser Schiff, sammt den Masten und Segeln, hineingezogen in den aufgesperrten Rachen des Unthiers. Da lagen wir nun eine Zeitlang, bis der Fisch eine ungeheure Menge Wasser verschluckte, und uns auf diese Weise mit unserm Schiff hinabschwemmte in seinen Magen. Was unsern neuen Aufenthalt betraf, so war die Luft etwas

warm und unbehaglich. Wir fanden Anker, Taue, Boote, selbst mehrere beträchtliche Schiffe, die der Wallfisch bereits verschlungen. Alles was wir thaten, mußte bei Fackellicht geschehen, denn für uns gab es keine Sonne mehr, keinen Mond und keine Sterne. Meistens befanden wir uns zweimal des Tages auf hohem Wasser, und zweimal auf dem Grunde. Das erstere war der Fall, wenn das Thier trank, das zweite, wenn es sein Wasser ließ. Nach einer ziemlich genauen Berechnung, die einer meine Freunde angestellt, nahm der Wallfisch gewöhnlich mehr Wasser zu sich als der Genfersee hält, der doch dreißig Meilen im Umfange hat.

Am zweiten Tage unsrer Gefangenschaft, in diesem Reiche der Nacht, wagt' ich, als das Schiff eben auf dem Grunde saß, mit einigen Offizieren einen kleinen Streifzug. Wir hatten uns mit Fackeln versehen, und fanden gegen zehntausend Menschen von allen Nationen in dem Bauch des Wallfisches. Sie berathschlagten sich eben, wie sie sich wohl wieder befreien möchten. Einige hatten, wie sie mir erzählten, schon mehrere Jahre in dem Magen des Thiers zugebracht. Indem wir noch so sprachen, ward der verfluchte Fisch durstig, und fing an zu trinken. Da strömte das Wasser mit solcher Heftigkeit herein, daß wir uns alle retiriren mußten nach unsern Schiffen, um nicht zu ertrinken. Viele retteten sich nur mit genauer Noth durch Schwimmen. Sobald sich das Unthier wieder ausgeleert, versammelten wir uns wieder.

Man erzeigte mir die Ehre, mich zum Präsidenten zu wählen. Allgemeinen Beifall fand mein Vorschlag, zwei der größten Mastbäume zusammen zu fügen und dieselben zwischen den Rachen des Unthiers zu stemmen, in dem Augenblicke, wo es denselben öffnete. Hundert starke Männer wurden zur Ausführung dieses Vorhabens gewählt, und die zwei Mastbäume in Bereitschaft gehalten, um sie bei der ersten Gelegenheit zu brauchen. Plötzlich jähnte das Ungeheuer. Sogleich keilten wir unsre zusammengefügten Mastbäume zwischen den Rachen des Thiers, und zwar das eine Ende durch die Zunge gegen den untern Gaumen, das andere gegen den obern. Da konnte der Wallfisch den Rachen nicht wieder zumachen. Sobald nun alles in dem Magen flott war, bemannten wir unsre Böte und ruderten hinaus, nach einer etwa vierzehntägigen Gefangenschaft, wieder das Licht der Sonne begrüßend. Es waren, genau gezählt, fünf und dreißig Schiffe von allen Nationen, die sich auf diese Weise wieder in Freiheit setzten. Die Mastbäume ließen wir stecken in dem Rachen des Ungeheuers, um Andere zu sichern vor einem ähnlichen Unglück, eingesperrt zu werden in einen so furchtbaren Abgrund.

Wir waren in gänzlicher Ungewißheit, wo wir uns denn eigentlich befänden. Ich fand nach mehrfachen Beobachtungen, daß wir in dem caspischen Meere waren. Mochten wir indeß sein, wo wir wollten, so freuten wir uns doch, daß wir gerettet, und machten, daß wir so schnell als möglich an's Ufer

kamen. Ich war einer der ersten, der landete. Kaum hatte ich aber den Fuß aufs Trockene gesetzt, als ein dicker Bär gegen mich angesprungen kam. Du kommst mir eben recht! dacht' ich, und packte mit jeder Hand eine seiner Vorderpfoten, und drückte sie so, daß er furchtbar zu heulen anfing; dann aber hielt ich ihn so lange in dieser Stellung, bis er sich zu Tode gehungert. Dadurch setzte ich mich für immer bei allen Bären in Respect, und ich kann mich nicht entsinnen, daß mir je wieder einer in die Quer gekommen.

In Petersburg, wohin ich mich nun begab, erwartete mich ein sehr angenehmes Geschenk. Es war ein hübscher Jagdhund, der in gerader Linie von der berühmten Hündin stammte, die, wie ich schon einmal erzählt, Junge warf, während sie einen Hasen jagte. Leider ward mir der Hund bald nachher durch einen ungeschickten Jäger erschossen. Ich ließ mir aber aus dem Felle des Thiers eine Weste machen, die die wundersame Eigenschaft hat, daß sie mich, wenn ich auf die Jagd gehe, immer dahin bringt, wo Wild vorhanden. Bin ich nun nahe genug, um schießen zu können, so fliegt ein Knopf von meiner Weste weg, und fällt da nieder, wo das Wild ist, und da ich immer meinen Hahn gespannt, und Pulver auf der Pfanne habe, so entgeht mir nichts. Ich muß aber wahrlich bald für eine neue Reihe von Knöpfen sorgen, denn es sind nicht mehr an meiner Weste als drei, was bei meiner großen Liebe zur Jagd leicht erklärlich ist.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Wie der Freiherr von Münchhausen eine zweite Reise nach dem Monde unternahm, und wie er da viel wundersame Dinge sah.

Schon früher hab' ich erzählt, wie ich, um eine silberne Art wieder zu holen, die mir sehr werth, eine kleine Ausflucht nach dem Monde machte. Auf eine viel angenehmere Weise reiste ich noch einmal dahin, und blieb lange genug dort, um sich gehörig zu unterrichten von den verschiedenartigsten Dingen. Ich begleitete nämlich einen guten Freund, der mich zu seinen Erben eingesetzt, aus Gefälligkeit auf einer Entdeckungsreise in die Südsee. Ich könnte eben nicht sagen, daß uns unterwegs etwas Merkwürdiges begegnet, außer einigen fliegenden Männern und Weibern, die in der Luft Menuet tanzten oder Springerkünste machten, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr gewesen sein mögen.

Den achtzehnten Tag, als wir eben bei der Insel Otaheiti vorbei gekommen, erhob sich ein furchtbarer Orkan, der unser Schiff wenigstens tausend Meilen von der Oberfläche des Wassers hinwegführte, und es eine geraume Zeit in dieser Höhe hielt. Endlich füllte ein frischer Wind unsere Segel, und nun gings fort mit unglaublicher Schnelligkeit. Sechs Wochen mochten wir über den Wolken gereist sein, als wir

ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, einer schimmernden Insel vergleichbar. Wir liefen in einen bequemen Hafen ein und traten an's Land. Tief unter uns sahen wir Städte, Bäume, Berge, Flüsse, Seen u. s. w. Das war, wie wir vermutheten, die Welt, die wir verlassen.

Gar wundersame Gestalten sahen wir nun im Monde — denn das war die schimmernde Insel, an der wir gelandet. Jene Wesen ritten auf dreiköpfigen Geiern von furchtbarer Größe. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß die Entfernung von dem einen Ende ihres Flügels bis zu dem andern sechsmal so lang war, als das längste Segeltau. Eigentlich reiten die Mondbewohner nicht, sondern sie fliegen vielmehr.

Es begab sich, als ich im Monde eintraf, daß der König eben in einem Kriege begriffen mit der Sonne. Er bot mir eine Offiziersstelle an, die ich aber bescheidentlich ablehnte, mit unterthänigstem Danke für die mir zugedachte Ehre. Ich gestehe, daß ich lieber meiner Muße leben wollte in einem Reiche, wo so viel Wundersames zu schauen. Außerordentlich groß war alles, was ich im Monde sah. Eine gewöhnliche Fliege war nicht viel kleiner als eins unsrer Schafe. Die Hauptwaffen, welche die Bewohner des Mondes in ihren Kriegen brauchen, sind Rettige, deren sie sich so bedienen, wie wir unsrer Wurfspieße. Wen ein solcher Rettig berührt, ist auf der Stelle des Todes. Ihre Schilde sind aus Pilzen gemacht, und

wenn die Zeit der Rettige vorüber, vertreten Spargelstengel ihre Stelle.

Ich sah auch einige von den Eingebornen des Sirius, die Gesichter haben wie große Bullenbeißer. Ihre Augen stehen zu beiden Seiten der Spitze oder vielmehr des untern Endes ihrer Nase. Sie haben keine Augenlieder, sondern bedecken die Augen, wenn sie schlafen, mit der Zunge. Gewöhnlich sind sie zwanzig Fuß hoch, von den Mondbewohnern aber ist keiner unter sechs und dreißig Fuß. Sonderbar ist die Art, wie diese Leute essen. Sie brauchen dazu weit weniger Zeit als wir; denn sie öffnen die linke Seite und schieben die Speisen auf einmal in den Magen. Dann schließen sie ihn wieder zu, bis nach Verlauf eines Monats derselbe Tag wieder kommt. Sie haben daher das ganze Jahr hindurch nicht mehr und nicht weniger als zwölf Mahlzeiten.

Wovon man im Monde ganz und gar nichts weiß, das sind die Freuden der Liebe, sowohl unter Menschen als Thieren; denn es giebt nur ein einziges Geschlecht. Alles wächst auf Bäumen, sehr verschieden in ihrer Größe und auch in ihren Blättern. Diejenigen, auf denen Menschen wachsen, sind größer und schöner als die übrigen, haben fleischfarbige Blätter und Nüsse mit sehr harten Schalen, meistens sechs Fuß lang. Sind diese Nüsse reif, so werden sie sorgfältig gepflückt und aufgehoben. Will man nun den Samen lebendig haben, so wirft man sie in einen großen Kessel mit kochendem Wasser, und in wenigen Stunden

öffnen sich die Schalen, und das Geschöpf springt heraus.

Es ist seltsam, daß der Geist dieser Geschöpfe, noch ehe sie in die Welt kommen, schon von der Natur seine besondere Bestimmung erhalten. Aus der einen Schale kriecht ein Soldat, aus der andern ein Philosoph, aus einer dritten ein Theolog, aus der vierten ein Jurist, aus der fünften ein Kaufmann, aus der sechsten ein Bauer u. s. w., und jeder übt sich sogleich in dem, was seines Amtes ist. Der Schale mit Gewißheit anzusehen, was darin stecke, ist schwer, und ziemlich allgemein ward einer von den Mondtheologen verlacht, als er behauptete, im Besitz dieses Geheimnisses zu sein.

Wenn die Leute im Monde alt werden, so sterben sie nicht, sondern lösen sich auf in Luft oder verfliegen wie Rauch. Das Merkwürdigste ist, daß sie gar nicht zu trinken brauchen, denn es findet gar keine Ausleerung bei ihnen statt, ausgenommen durch das Aushauchen. Sie haben nur einen Finger an jeder Hand; aber sie können damit alles thun, so gut und noch besser wie wir. Den Kopf haben sie unter dem rechten Arm, und gehen sie auf Reisen oder an eine Arbeit, bei der sie sich stark bewegen müssen, so lassen sie ihn gewöhnlich zu Hause. Denn der Kopf der Mondbewohner hat das Eigenthümliche, daß sie ihn um Rath fragen können, sie mögen von ihm so weit entfernt sein, als sie wollen.

Vollkommen ähnlich unserm Hagel sind die Traubenkerne im Monde, und ich bin fest überzeugt, wenn sie von ihren Stielen herabgeschlagen werden durch einen Sturm, so fallen sie herab auf unsere Erde und bilden den Hagel. Aber wieder auf die Mondbewohner zurückzukommen, so muß ich noch bemerken, daß ihr Bauch ihnen ähnliche Dienste thut, wie uns ein Ranzen. Sie stecken da hinein, was sie eben brauchen, und schließen ihn nach Belieben eben so auf und zu, wie ihren Magen; denn mit Gedärmen, Leber, Herz und andern Eingeweiden sind sie nicht beschwert, so auch nicht mit Kleidern. Indeß haben sie auch an ihren ganzen Körper kein Glied, das die Schamhaftigkeit ihnen zu bedecken geböte. Ihre Augen können sie nach Gefallen herausnehmen und einsetzen, und gleich so gut damit sehen, sie mögen sie nun im Kopfe haben oder in der Hand. Geht eins verloren oder beschädigen sie's zufälligerweise, so können sie ein anderes borgen oder kaufen.

Das klingt seltsam, wird mancher sagen. Aber Jedem, der die Wahrheit meiner Worte auch nur im Geringsten bezweifelt, stelle ich's frei, selbst nach dem Monde zu gehen, wo er sich dann überzeugen wird, daß wenige Reisende so wahrhafte Berichte geliefert, als meine Wenigkeit.

Letztes Capitel.

Münchhauſens Reiſe in die Sonne.

Ich habe Euch, werthe Freunde, nun meine Abentheuer und ſeltenen Lebensereigniſſe bis auf mein größtes Letztes erzählt; wollt ihr mir noch wenige Minuten willig Gehör leihen, ſo glaube ich dadurch einen guten Schluß zu bilden und für die Mittheilung deſſelben mir euren Dank zu erwerben. Ich weis nicht genau, ob ich euch bereits vorhin erzählt habe, wie der Sultan mich meiner ausgezeichneten Kenntniſſe im Feuerwerkswesen halber zum General-Feuerwerker-Commandeur ſeines ganzen Landes ernennen wollte, ſo wie daß ich einige Zeit mit einem Genie, das ſich in großen Städten als Feuermann u. dergl. ſehen ließ, reiſ'te. Nun kurz und gut ich kann, ohne mir dadurch ein Compliment machen zu wollen, wohl mit ziemlicher Beſtimmtheit ſagen, daß ich der größte aller lebenden Feuerwerker bin. Von meiner Reiſe in den Mond heimgekehrt, wurde ich von meinen Freunden in der Reſidenz allenthalben mit der Frage beſtürmt, ob ich nicht auch in der Sonne geweſen ſei. — Dies verneinen zu müſſen crepirte mich ganz infam, zumal da ſich bei meinem Aufenthalte im Monde einmal die Gelegenheit koſtbar dar-

bot, auf die Sonne kommen zu können. Es war dies bei der partiellen Sonnenfinsterniß im Jahre 1835. Da ging die Sonne so nahe am Monde vorbei, daß es eines einzigen gewagten Schrittes bedurft hätte, um hinüber zu kommen. Ein kleiner Sprung, wie über eine Straßengosse, hätte mich auf den berühmtesten Weltkörper versetzt.

Genug, es ließ mir keine Ruhe, ich mußte in die Sonne, mochte es gehen wie es wollte. Nach einigen hundert schlaflosen Nächten fällt mir, dem sonst so hellen Kopfe, der stets Rath wußte für jede scheinbare Unmöglichkeit, ein herrliches Mittel ein. Wie, dachte ich, wäre es, wenn du eine Rakete anfertigtest, deren Feuerstrahl dich bis über den Luftkreis der Erde hinausträgt, wo also die Anziehungskraft der Erde nicht mehr wirksam? alsdann wäre es ein leichtes dich nach der Sonne hin auf der gepolsterten Hülse der Rakete reitend, den Raketenstock als Steuer gebrauchend, zu dirigiren? Gesagt, gethan. — In zweimal vier und zwanzig Stunden war die Rakete fertig. — Ich wartete einen hellen Sontag Mittag ab, schlich mich mit meiner Rakete unterm Mantel, die beiläufig gesagt, gut und gern ihre drei bis viertehalbhundert Centner wiegen mochte, hinaus vor's Thor nach dem Schießplatz, und hing sie an der Vogelstange auf. Mit der brennenden Lunte in der Hand saß ich erwartungsvoll auf dem an der Rakete angebrachten Sitz. Wie die Glocke zwölfe brummte, und die Sonne mit mißtrauischem Gesicht gerade über mir

stand, zündete ich und Rrrrrrrr — gings durch die Luft.

Keine fünf Minuten dauerte es, und ich sah die Erde wie eine Haselnuß mir zu Füßen. Da fühlte ich wohl, daß ich bereits im Bereich des Sonnenkreises angekommen war, denn meine Rakete verlöschte plötzlich und neigte in einem Winkel von 90 Grad der Sonne zu. Es ging ein guter Ostwind und ehe es anfing dunkel zu werden war ich in der Sonne. Euch ein Näheres und Umständlicheres von der Sonne zu erzählen, dazu reichen die wenigen Abendstunden, welche uns vergönnt sind, nicht aus, nur das muß ich bemerken, daß die Menschen in der Sonne viel geläuterter und verständiger als wir armseligen Erdenwürmer sind. Dort quälen sie nicht beständig ihre Vorgesetzten mit Fragen, sie sind zufrieden mit dem Bestehenden und schreien nicht ewig nach Preßfreiheit und Constitution, sie leben nicht in gemischten Ehen und geben dadurch nicht wie bei uns Anlaß zu Aergerniſſen und Ruhestörung. Dort in der so vollkommenen Sonne giebt es weder Neid noch Aristokratismus, weder Mißgunst noch Jesuitismus, und wie das ganze Heer der arroganten und schleichenden Uebel heißen mag. Ein Jeder, er mag es verdient haben oder nicht, trägt ruhig und in Geduld den ihm aufgebürdeten Orden erster, zweiter und dritter Größe. Auch wird in der Sonne nicht so unbändig viel gelogen wie bei uns, und ich, als der erste Verfechter der Wahrheit, wurde mit offenen

Armen empfangen. Ich werde euch binnen kurzem eine umständlichere Beschreibung der Sonne mittheilen; für jetzt muß ich damit schließen, daß ich nach einem Aufenthalt von so und so viel Wochen, mit einer Retourgelegenheit über Naumburg wieder glücklich auf der Erde anlangte.

Druck von Fr. Knick in Erfurt.

Hanna und Sulamith.

Allegoriſcher Jugendſpiegel

oder

Lehren der Weisheit und Tugend

in bildlichem Gewande
und in ſyſtematiſch geordneten Beiſpielen

für Schule und Haus.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Doering.

Zwei Mächte ſind im Menſchen tief verſchlungen,
Die der Verſtand ſelbſt anerkennen muß:
Die Tugend fordert Opferungen,
Die Sinnlichkeit bringt auf Genuß.

C. A. Tiedge.

Mit 8 illuminirten Bildern.

Berlin.
Winckelmann & Söhne.

1883

Vorwort.

Ueber keinen Gegenſtand iſt ſo viel Treffliches, Mittelmäßiges und völlig Verwerfliches geſchrieben worden, als über die Bildung der Jugend. Es dürfte daher für den erſten Augenblick überflüßig, ja zwecklos erſcheinen, die ſehr beträchtliche Zahl jener Schriften noch durch eine neue zu vermehren. Dieſem Vorwurf, den man ſeinem Buche machen könnte, muß der Herausgeber im Voraus begegnen. Auf eine bloße Sichtung und Auswahl des Beſſern, was zur Belehrung und ſittlichen Veredlung der Jugend geſchrieben worden, wollte der Herausgeber ſich nicht beſchränken. Er zog es vor, bei der Abfaſſung ſeines Buchs einen eigenthümlichen Standpunkt zu verfolgen, auf den ſchon der Titel hindeutet. Dieſer allegoriſche Jugendſpiegel macht es ſich zur Aufgabe, in kurzen Erzählungen, durch ein an und für ſich ſelbſtſtändiges Bild, irgend eine inſtructive Idee zu veranſchaulichen. Die ernſten Lehren des Lebens, zu einer klarern Ueberſicht unter einzelne ſyſtematiſch geordnete Rubriken gebracht, ſind in dem vorliegenden Werke

in das heitere Gewand anmuthiger Gleichniſſe gehüllt. Der Herausgeber kann irren, aber immer hat es ihm bedünken wollen, die Weisheit, wenn ſie von der Jugend geſucht und verſtanden werden ſoll, müſſe ſich auch kindlicher Worte und Bilder bedienen. Zu den Schriftſtellern, aus deren Werken vorzugsweiſe Beiſpiele gewählt worden, gehören Brückner, Bürde, Campe, Falk, Feddersen, Agnes Franz, Fulda, Gellert, Hagedorn, Herder, Jakobs, Kretſchmann, Krummacher, Langbein, Leſſing, Meißner, Pfeffel, Richter, Schlez, Schütze, Wilmſen u. a. Möge nun, was dieſer allegoriſche Jugendſpiegel in intellectueller und moraliſcher Beziehung oder, mit andern Worten, für Geiſt und Herz ſpendet, überall reichen Samen ausſtreuen zu gedeihlicher Frucht, inſonderheit aber zu einem wahrhaft religiöſen Sinne, den der Herausgeber auch ſchon in der Wahl der Beiſpiele berückſichtigt zu haben glaubt durch das oftmalige Hindeuten auf eine allwaltende Vorſicht in dem dunkeln Gange des Erdenlebens.

Jena, den 8. Auguſt 1845.

Dr. Heinrich Doering.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Frömmigkeit und Gottvertrauen.

	Seite
Vertrauen auf Gott. Von C. A. Tiedge.	3
Das erste Dankopfer. Von Agnes Franz.	5
Adam und der Engel. Von F. A. Krummacher.	6
Die Winde. Von Agnes Franz.	7
Die Schäfchen. Von F. A. Krummacher.	8
Der ewige Freund. Von H. Doering.	10
Die Thautropfen. Von F. A. Krummacher.	11
Der Weinstock. Von J. G. v. Herder.	12
Der Charfreitag. Von Agnes Franz.	13
Treue und Untreue. Von J. D. Falk.	15
Die sieben Kindlein. Von F. A. Krummacher.	17
Die Kunst, fröhlich zu sein. Von F. E. v. Rochow.	18
Kindesdank. Von G. Brückner.	19
Des Knaben Traum. Von Agnes Franz.	20
Gottvertrauen. Von S. A. Mahlmann.	23
Der Hirt. Von F. E. v. Rochow.	24
Der Reif. Von F. A. Krummacher.	25
Die Erbauung. Von St. Schütze.	26
Die leuchtenden Sterne. Von F. A. Krummacher.	28
Meine Wünsche. Von G. W. Burmann.	30
Der Blinde. Von F. A. Krummacher.	31

Seite
Vertrauen auf Gott. Von J. G. Jacobi. 32
Der junge Landmann. Von J. W. Streithorst. 33
Hanna und Sulamith. Von F. A. Krummacher. 35
Abraham's Tod. Von F. A. Krummacher. 37
Vertrauen. Von A. v. Nordstern. 37
Die Reise in's Vaterhaus. Von Agnes Franz. 38
Das Ackerwerk Gottes. Von F. A. Krummacher. 41
Gott hilft! Von H. Doering. 42

II. Verstand und Lebensklugheit.

Der Weg der Pflicht. Von J. F. Schlez. 47
Die Wachtel und ihre Kinder. Von A. F. E. Langbein. 48
Der Stier und der Hirsch. Von G. E. Lessing. 50
Das Schilfrohr. Von Agnes Franz. 50
Die Drossel und der Specht. Von K. F. Kretschmann. 53
Salomo's Geist. Von G. E. Lessing. 54
Das Testament. Von C. F. Gellert. 54
Die Pappel und der Apfelbaum. Von A. G. Meißner. 56
Der Hirsch und der Fuchs. Von G. E. Lessing. 57
Das Meer. Von Agnes Franz. 58
Das Wasser. Von K. F. Kretschmann. 60
Herkules. Von G. E. Lessing. 61
Die Wachtel und die Lerche. Von K. F. Kretschmann. 61
Die Wanderer. Von H. Doering. 62
Die Bäumchen. Von K. F. Kretschmann. 63
Das Kleinod. Von Agnes Franz. 64
Die Lehre der Mutter. Von A. F. E. Langbein. 67
Alcibiades und Sokrates. Von F. A. Krummacher. 68
Der Pachter und sein Sohn. Von K. F. Kretschmann. 70
Die Dryas. Von G. E. Pfeffel. 71
Das Vorlegeblatt. Von J. F. Schlez. 72
Der Thiere Angstreit. Von G. E. Lessing. 73

Seite
Der Arme und das Glück. Von C. F. Gellert. 74
Der Richter. Von F. L. Wagner. 75
Die Fahrt über den Strom. Von J. F. Schlez. 76
Der Krebs und die Schlange. Von A. F. E. Langbein. 77
Die Rinder und der Hirt. Von K. F. Kretschmann. 77
Die Grille und die Ameisen. Von K. F. Kretschmann. 78
Die junge Schwalbe. Von G. E. Lessing. 78
Der Irrthum. Von F. E. v. Rochow. 79
Phylax und Tiras. Von K. F. Kretschmann. 80
Till Eulenspiegel. Von C. F. Gellert. 80
Der Löwe und die Krähe. Von G. E. Lessing. 81
Der Hahn und die Rosse. Von A. F. E. Langbein. 81
Reichthum und Armuth. Von K. F. Kretschmann. 82
Die ungleichen Brüder. Von J. H. Campe. 83
Der Greis und der Jüngling. Von F. A. Krummacher. 85
Die Jünglinge. Von J. A. Alberti. 85
Der Blinde und der Lahme. Von C. F. Gellert. 86
Die Schwerter. Von K. F. Kretschmann. 87
Die beiden Biber. Von S. G. Bürde. 88
Elisabeth Hill. Von J. J. Engel. 90
Der Braumeister Lebrecht. Von St. Schütze. 93
Aesop. Von H. L. v. Nicolay. 95
Der Hase. Von H. Doering. 95
Der Maler. Von O. Goldsmith. 98
Der Fuchs und der Krebs. Von H. F. Maßmann. 99

III. Mitleid und Herzensgüte.

Das Kind der Barmherzigkeit. Von J. G. v. Herder. 103
Das Angebinde. Von F. A. Krummacher. 104
Die Orangen. Von Agnes Franz. 105
Saul und Jonathan. Von F. A. Krummacher. 108
Der Kinder Opfer. Von Agnes Franz. 109

Seite

Der Schutzengel. Von G. Brückner. 111
Das Bäumchen. Von F. A. Krummacher. 113
Diogenes. Von G. E. Pfeffel. 114
Die Sternthaler. Von G. Brückner. 115
Die Pfirſchen. Von F. A. Krummacher. 116
Philemon. Von K. F. Kretſchmann. 117
Eraſt. Von C. F. Gellert. 118
Edelmuth. Von E. Simon. 119
Der Wilde. Von J. F. Feddersen. 120
Das Gebet. Von G. E. Pfeffel. 122
Das arme Mädchen. Von F. E. v. Rochow. 123
Der Krieg. Von F. Jacobs. 124
Lebensgebrauch. Von C. A. Tiedge. 131
Der Fiſcher und der Schatz. Von F. v. Hagedorn. 131
Das Schaf. Von G. E. Leſſing. 132
Myrtill. Von S. Geßner. 133
Zeus und das Schaf. Von G. E. Leſſing. 134
Die Blume. Von J. H. Campe. 135
Der Dienſtfertige. Von F. E. v. Rochow. 136
Der beſchämte Verbrecher. Von J. F. Feddersen. 137
Der Mantel. Von G. Simon. 139
Werny. Von Agnes Franz. 140
Die Feuersbrunſt. Von J. H. Campe. 142
Die Henne und der Hahn. Von K. F. Fulda. 143
Die Roſe. Von F. A. Krummacher. 143
Das Gewitter und die Sonne. Von K. F. Kretſchmann. . . . 144
Der Greis. Von J. F. Schlez. 144
Das Rothkehlchen. Von F. A. Krummacher. 148
Die Martinsgans. Von J. M. Glatz. 149
Der Gotteskaſten. Von F. A. Krummacher. 153

IV. Fleiß und Thätigkeit.

Seite

Lob der Thätigkeit. Von A. F. E. Langbein. 157
Der Paradiesvogel. Von K. F. Kretschmann. 158
Der Magnet. Von Agnes Franz. 159
Die Schatzgräber. Von G. A. Bürger. 161
Der Seidenwurm. Von Agnes Franz. 162
Der Hausbau. Von J. H. Campe. 165
Demosthenes. Von G. Brückner. 167
Die Brautgabe. Von Agnes Franz. 168
Die Lehre der Natur. Von F. A. Krummacher. 169
Licht und Liebe. Von J. G. v. Herder. 171
Der Kaiser in der Schule. Von G. Brückner. 172
Die alte Schwalbe und die junge. Von K. F. Kretschmann. . . 173
Die Biene und die Henne. Von C. F. Gellert. 173
Der gute Rath. Von J. F. Hahn. 175
Tag und Nacht. Von K. F. Kretschmann. 176
Die Feierstunde. Von Agnes Franz. 177
Der Einsiedler. Von A. F. E. Langbein. 179
Die Aehre und die Distel. Von F. A. Krummacher. 182
Die Ameise. Von J. G. v. Herder. 183
Adam und der Cherub. Von F. A. Krummacher. 184
Das Pferd und das Füllen. Von H. L. v. Nicolay. 185

V. Demuth und Bescheidenheit.

Das erste Erröthen. Von F. A. Krummacher. 189
Das Veilchen und die Tulpen. Von F. A. E. Langbein. . . . 190
Die Aexte. Von A. G. Meißner. 191
Der Specht und die Taube. Von G. Brückner. 192
Die Moosrose. Von F. A. Krummacher. 192

Seite
Der welſche Hahn und der Schwan. Von C. A. Tiedge. . . . 193
Der Tempel zu Memphis. Von F. A. Krummacher. 193
Die Roſen. Von Agnes Franz. 194
Der Canarienvogel. Von G. C. Pfeffel. 197
Die Lilie. Von Agnes Franz. 198
Werth der Unſchuld. Von K. F. Kretſchmann. 199
Lilien und Veilchen. Von J. Koch. 199
Der Libanon. Von F. A. Krummacher. 200
Die Knospe. Von K. Streckfuß. 202
Der Streit der heiligen Berge. Von J. G. v. Herder. 203
Das Veilchen. Von F. A. Krummacher. 204
Die Aehren. Von H. L. v. Nicolay. 205
Die Schmeichler. Von O. Goldſmith. 206
Des Abends Triumph. Von Agnes Franz. 207
Der Stieglitz. Von J. Kind. 209
Der Reſedaſtrauch. Von Agnes Franz. 211

VI. Thorheit und Uebereilung.

Vipertus Kückindiewelt. Von J. D. Falk. 217
Der Reiſende. Von C. F. Gellert. 220
Die Jahreszeiten. Von J. H. Campe. 221
Das Nelkenbeet. Von F. A. Krummacher. 223
Die falſche Roſe. Von Agnes Franz. 224
Das Mädchen und die Weihnachtsruthe. Von A. G. Meißner. . 226
Das bittere Blümchen. Von F. A. Krummacher. 226
Der Diamant. Von K. F. Kretſchmann. 227
Zeus und das Pferd. Von G. E. Leſſing. 228
Die Uhr. Von A. G. Meißner. 229
Das Bäumchen und der Schnee. Von A. Rodnagel. 230
Der Knabe und die Sonne. Von A. G. Meißner. 230
Der Truthahn und der Haushahn. Von K. F. Kretſchmann. . . 231
Die Maus. Von G. Brückner. 232

Seite
Der Zaunkönig und der Adler. Von A. G. Meißner. 232
Cotill. Von C. F. Gellert. 233
Die Sonne und die Wolke. Von A. G. Meißner. 234
Die Kohlpflanzen. Von E. Simon. 235
Der Karpfen und die Waſſermaus. Von K. F. Kretſchmann. . 235
Die Spinne. Von F. A. Krummacher. 236
Die zwei Reiſenden. Von A. G. Meißner. 237
Der Schmetterling. Von F. A. Krummacher. 238
Die Hühner und der Fuchs. Von K. F. Kretſchmann. 239
Ruſchel. Von J. D. Falk. 239
Der Gemſenjäger. Von J. F. Schlez. 241
Die beiden Bienen. Von A. G. Meißner. 242
Die Nachtigall und der Gimpel. Von G. Brückner. 243
Der blühende Weinſtock. Von F. A. Krummacher. 244
Der Bach. Von F. A. Krummacher. 245
Der Knabe am Bach. Von A. G. Meißner.. 246
Die Centifolie. Von K. F. Kretſchmann. 247
Die Krabbe. Von J. D. Falk. 247
Die Bäume des Paradieſes. Von J. G. v. Herder. 249
Die Quelle und der Wanderer. Von A. G. Meißner. 250
Die Wünſche. Von H. Doering. 251
Der Schneider und der Taſchenſpieler. Von O. Goldſmith. . . 256
Der Reifrock. Von A. F. C. Langbein. 257
Der Goldfaſan. Von G. C. Pfeffel. 262

VII. Stolz und Eitelkeit.

Die Korallen und die Perlenmuſchel. Von Agnes Franz. . . . 265
Der Hamſter und die Ameiſe. Von G. E. Leſſing. 266
Der Beſen. Von A. F. C. Langbein. 267
Das Schachſpiel. Von A. G. Meißner. 267
Der Maler und ſein Meiſter. Von F. A. Krummacher. . . . 268
Die Eulen. Von F. v. Hagedorn. 269

Seite
Die Pfauen und die Krähe. Von G. E. Leſſing. 269
Der Sago. Von K. F. Kretſchmann. 270
Der Apfelbaum. Von G. E. Leſſing. 270
Der Epheu. Von K. F. Kretſchmann. 271
Der Pfau und die Krähe. Von C. A. Tiedge. 271
Der Rabe und der Fuchs. Von G. E. Leſſing. 272
Die Nachtigall. Von A. G. Meißner. 272
Der Wolf. Von A. G. Meißner. 273
Der Kukuk. Von C. F. Gellert. 273
Der Mond und die Sterne. Von K. F. Kretſchmann. 274
Der Weinſtock und die Fruchtbäume. Von A. G. Meißner. . . 275
Die Gans. Von G. E. Leſſing. 275
Der Komet und die Rakete. Von K. F. Kretſchmann. 276
Der Mond. Von G. C. Pfeffel. 276
Raphael's Pinſel. Von A. G. Meißner. 277
Der Schüler des Phidias. Von A. G. Meißner. 278
Die Grille und die Nachtigall. Von G. E. Leſſing. 278
Der Singvogel und der Tiger. Von A. G. Meißner. 279
Die Spinne. Von C. F. Gellert. 280
Der Frühlingsſchnee. Von A. G. Meißner. 281
Das Pferd und das Füllen. Von G. C. Pfeffel. 281
Die Falken. Von A. G. Meißner. 282
Das Kutſchpferd. Von C. F. Gellert. 282
Die Statue. Von A. G. Meißner. 283
Sammael. Von J. G. v. Herder. 283
Der Wanderſtab des Propheten. Von J. G. v. Herder. . . . 284
Die wohlthätige Stadt. Von St. Schütze. 285
Der Ziegenbock. Von H. Doering. 287
Der Ueberwinder der Welt. Von J. G. v. Herder. 289
Die Gans und der Hund. Von O. Goldſmith. 290
Der Hahn und die Gans. Von H. Doering. 291
Der Gelehrte. Von O. Goldſmith. 293

VIII. Undank und Neid.

Seite

Sonne und Mond. Von J. G. v. Herder. 297
Die Roßdecke. Von A. F. E. Langbein. 298
Der Rabe Noah's. Von J. G. v. Herder. 302
Der Geizige. Von G. E. Leſſing. 302
Der Fuchs. Von F. v. Hagedorn. 303
Der Pudel und die Lachtaube. Von A. F. Kretſchmann. . . . 304
Der Knabe und die Schlange. Von G. E. Leſſing. 304
Die geſtürzte Eiche. Von A. G. Meißner. 305
Der Igel und der Dachs. Von A. F. E. Langbein. 306
Der Marder und die Tauben. Von A. G. Meißner. 308
Das Pferd und die Fliege. Von A. F. Fulda. 308
Die Nachtigall und der Pfau. Von G. E. Leſſing. 309
Japhet. Von A. G. Meißner. 309
Oſiris und der Weinſtock. Von A. G. Meißner. 310
Die Bildſäule. Von G. E. Leſſing. 310
Das Streitroß und die Ackergäule. Von A. G. Meißner. . . . 311
Der Bauer und die Schlange. Von F. v. Hagedorn. 312
Die Kornähre. Von L. Bechſtein. 312
Der Gärtner und das Schwein. Von H. Doering. 314
Polykarpus. Von F. A. Krummacher. 315

IX. Reue und Beſſerung.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. Von J. P. Fr. Richter. . 319
Die Reue. Von F. A. Krummacher. 321
Der Gärtner. Von G. Brückner. 322
Der trübſinnige Sohn. Von F. A. Krummacher. 323
Der doppelte Schwur der Beſſerung. Von J. P. Fr. Richter. . 325

Seite

Duſchmanta. Von F. A. Krummacher. 330
Die beiden Wege. Von F. A. Krummacher. 332
Holien. Von G. C. Pfeffel. 334
Salomo und Nathan. Von F. A. Krummacher. 335
Der alte Großvater. Von G. Brückner. 336
Der gerettete Jüngling. Von J. G. v. Herder. 337
Selbſtprüfung. Von F. A. Krummacher. 339
Der Bettler. Von C. F. D. Schubart. 340
Uri's Traum. Von F. A. Krummacher. 342
Der Mönch. Von S. G. Bürde. 344
Die Bergwanderer. Von F. A. Krummacher. 345
Des Königs Münſter. Von Hoffmann v. Fallersleben. . . 347
Der Prophet und der König. Von F. A. Krummacher.. . . . 348
Der ſterbende Fuchs. Von H. Doering. 349
Der Kuhhirt. Von F. A. Krummacher. 351

Allegoriſcher Jugendſpiegel.

I.

Frömmigkeit und Gottvertrauen.

Vertrauen auf Gott.

Groß ist der Herr! die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorübergeht;
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus,
Der Leben giebt, und Freuden schafft!
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm ist deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht,
Der so viel giebt, und mehr verheißt;
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten!
Mit Demuth nahe dich dem Herrn.
In trauervollen Mitternächten
Iſt dir der Ewige nicht fern;
Mit deinem Frieden, deinem Harm,
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm!

O ſchwinge dich empor vom Staube,
Verfinſtern deine Tage ſich!
Zu ihm blick' auf, und bet' und glaube!
Verſagend ſelbſt erhört er dich;
Doch nie enthüllt dir Ungeduld
Das heil'ge Dunkel ſeiner Huld.

Gott fehlet nicht! o Seele thue,
Was dir gebührt, ſei fromm und gut!
Verſage dir nicht dieſe Ruhe!
Aus ihr erwächſt der hohe Muth,
Der, wenn das Unglück uns umſtürmt,
Uns rettet, tröſtet, hebt und ſchirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmſten Wunſch verſagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruhn im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

E. M. Tiedge.

Das erste Dankopfer.

Die kleine Annette war lange krank, und dem Tode sehr nahe gewesen. Nur der unermüdeten Sorgfalt der Mutter war es endlich gelungen, das schwankende Leben des Kindes zu erhalten. Annette genas, und begrüßte das Licht und den wiederkehrenden Frühling mit seligem Lächeln. An einem warmen Maientage trug die liebende Mutter die Kleine zum erstenmal hinaus unter die blühenden Bäume. Zahllose Blumen glänzten auf den Beeten des Gartens, und entfalteten ihre schimmernden Sterne im Strahl der Sonne. Mitten in der blühenden Schöpfung ließ sich die Mutter nieder, und drückte das jubelnde Kind mit stillen Freudenthränen an ihre Brust. Aber die Kleine wandte den Blick immer wieder auf die bunten Beete, und jauchzte und rief: „O wie schön! Wie so gar herrlich ist es hier überall!" — „Weißt du aber auch, mein Kind," fragte die Mutter, „wer diese wunderbare Pracht so unnachahmlich bereitet und dir so große Freude gemacht hat?" — „Wer denn anders, als du?" antwortete liebkosend das Kind. „Liebt mich denn wohl eins auf Erden gleich dir, du liebe, freundliche Mutter?" — „Keins auf Erden!" rief die Mutter. „Aber über der Erde lebt noch eine höhere Liebe, als die meine. Ihr verdankst du dein Leben, all' deine Freuden. Lerne sie in ihrer großen Schöpfung anbeten!" Da hob das Kind den Blick wie suchend empor. Aber das Licht blendete die schwachen Augen, und es seufzte und sprach: „Ach, Mutter, ich vermag noch nicht zu fassen, was du sagtest." Die Mutter drückte die Kleine inniger an's Herz, und sprach: „Gräme dich deshalb nicht, mein Kind! Einst wirst du heller sehen. Dem unsichtbaren Wesen ist es genug, daß du ihm unbewußt das erste Dankopfer brachtest, indem du die

höchſte Liebe als die Schöpferin dieſer reichen Natur anerkannteſt, und nur im kindlichen Irrthum die Mutter umarmteſt, indem Gott deine dankbare Seele erfüllte.

Agnes Franz.

Adam und der Engel.

Als Abel in ſeinem Blute lag, und Adam bei dem Erſchlagenen ſtand und weinte, da trat der Engel des Paradieſes zu dem Vater des Menſchengeſchlechts, und ſtellte ſchweigend ſich neben ihn, und ſeine Stirn war ernſt. Adam aber erhob ſein Antlitz und ſprach: „Iſt das ein Bild des Geſchlechts, das aus mir entſproſſen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergoſſen, die Erde beflecken?“ Der Engel antwortete: „Du ſagſt's!“ — „Ach, mit welchem Namen wird man die ſchreckliche That benennen?“ fragte Adam. Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmliſche: „Krieg!“ Da ſchauderte der Vater des Menſchengeſchlechts, ſeufzte und ſprach: „Ach, warum mußte denn der Gerechte durch die Hand des Ungerechten fallen?“ Der Engel verſtummte. Adam aber fuhr fort in ſeinen Klagen, und ſprach: „Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde?“ Der Engel antwortete und ſprach: „Der Blick nach Oben!“ Darauf verſchwand er. Adam aber ſtand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren, da breitete er ſeine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: „O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr ſo ſchweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen, o ſo redet

von dem Lande, das jenseits ist, und von Abel, dem Geliebten!“ Da ward es noch stiller ringsumher, und Adam warf sich auf sein Antlitz und betete an. Und er vernahm in seinem Herzen ein leises Wort: „Siehe, Abel, dein Sohn lebet!“ Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

F. A. Krummacher.

Die Winde.

„O sieh, meine Mutter, welch eine Blume dort am Weidenstamme hängt!“ rief Alwine, auf eine weiße Winde zeigend, die ihren Kelch so eben der Sonne geöffnet hatte. „O dürft' ich sie pflücken und mit mir nehmen!“ — „Sie ist sehr zart, Alwine!“ entgegnete die Mutter. „Die leiseste Berührung zerstört das reine Weiß ihrer Blätter.“ — „Ich will sie vorsichtig fassen und gar nicht antasten,“ sprach die Kleine mit bittendem Blick. Lächelnd gewährte die Mutter, und bald trug Alwine die schöne, weiße Blume mit sorglichen Händen vor sich her. „Wie klar, wie rein!“ rief sie entzückt, die schimmernde betrachtend. „Sie ist ein Bild der Jugend,“ sprach die Mutter. „So glänzt auch deine Stirn, Alwine. Gleich der Weide am Bach, die diese Blume vor Wetter und Sonne geschützt, hielt Mutterliebe bis jetzt jeden Sturm von dir fern, und das Leben warf noch keinen Schatten auf dein Angesicht. O, möchte es stets freundlich an dir vorüberziehen, und kein rauher Hauch dich berühren!“ — „Nicht wahr, in meinem Stübchen steht die Blume auch vor Sturm und Sonne geschützt?“ fragte Alwine nach kurzem Nachdenken. Fröhlich hüpfte sie davon. Als sie aber kaum die Hälfte

des Weges zurückgelegt, und wieder auf die Blume blickte, ſtand ſie plötzlich ſtill, beſtürzt und tief betrübt. Der Kelch der Blume hatte ſeinen reinen Glanz verloren, und der ſchnelle Luftzug ihre Geſtalt zerſtört. „Ach, wie konnte das geſchehen?“ rief ſie betrübt. „Behütete ich nicht die Blume vor jedem Unfall? Was hat ſie ſo verwandelt?“ — „Bis jetzt ſtand die Blume im Schatten, und war vor Wind und Sonne gedeckt,“ ſprach die Mutter. „Jetzt hat ſie zum erſtenmal der rauhe Luftzug getroffen und ſeine Spuren ihrer Geſtalt eingedrückt. So fern du ſie jedem Unfall hielteſt, du konnteſt ſie den Eindrücken von außen nicht entziehen. Allmälig verwandelte ſich ihre Geſtalt, gleich dem Menſchengemüth, an welchem Zeit, Beiſpiel und Erfahrung mit trübendem Hauch vorüberziehen.“ „Die arme Blume!“ ſeufzte das Kind. „Ach, Mutter, giebt es kein Land, wo milde Lüfte wehen, und ſolche Blumen ganz rein bleiben?“ Da warf die Mutter einen ſtillen Blick gen Himmel und ſprach: „Wahrlich, es giebt ein Land, wo alle Blüthen, für welche das Leben zu rauh war, ſich in voller Lieblichkeit entfalten werden. Einſt, Alwine, werden wir hinüberziehn. Möge bis dahin Gottes Vaterhand dein Leben beſchirmen.“

Agnes Franz.

Die Schäfchen.

Es war ein ſtiller, heiterer Sommerabend. Die Mutter ſaß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und ſang ihn in den Schlummer. Da kam die kleine Adelheid mit ſtrahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. „O liebe Mutter,“

rief sie, „komm! Draußen ist viel Schönes zu sehen.“ — „Nun, was ist es denn?“ fragte die Mutter. „O etwas sehr Schönes!“ erwiederte die Kleine, „aber du mußt kommen und sehen.“ — „Das möchte ich wohl gern,“ antwortete freundlich die Mutter, „aber siehe! das Brüderchen muß schlafen.“ Da versetzte das Mägdlein bittend: „Liebe Mutter, nimm du das Brüderchen mit hinaus, daß es auch sehe und sich freue.“ Da gedachte die Mutter in ihrem Herzen der kindlichen Einfalt, die des Guten nicht allein sich freuen mag, sondern jede Freude zu theilen begehrt. „O,“ sagte sie heimlich, „noch ist deine Seele dem Himmelreich nahe; wie könnte ich länger mich weigern!“ Die Mutter stand auf und blickte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Darauf nahm sie die Hand des hüpfenden Mädchens und sprach: „Nun soll es mich wundern, was du mir denn Schönes zeigen wirst.“ Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: „Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! nicht wahr? wie schön und wie lieb!“ Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf grünem Anger gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Strahl des schönen vollen Mondes. Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte der kindlichen Unschuld, die das Irdische mit himmlischer Schönheit bekleidet, und die Kluft nicht ahnet, welche den Himmel von der Erde trennt. So sah Adelheid in den Wölkchen des Himmels die Lämmer der Erde. „O wohl dir!“ dachte die Mutter, und drückte das Mägdlein an ihre Brust.

F. A. Krummacher.

Der ewige Freund.

Ich bin — das fühl' ich im Innerſten klar —
Beſtimmt, hier glücklich zu werden;
Und doch, wie iſt Alles ſo wandelbar
Und ſo vergänglich auf Erden!

Ich ſah in der ſchwachen Menſchennatur
Die treuſte Freundſchaft erkalten;
Wie feierlich war der Lippe Schwur!
Wie ſelten ward er gehalten!

Was ſtill und freudig das Herz gehofft,
Es ſchien zu täuſchen, zu trügen.
Ach, ſah ich nicht leider die Unſchuld oft
Im Kampf mit dem Laſter erliegen?

Es hielt die Welt ſich für weiſe genug,
Und ließ ſich nicht rathen, noch warnen.
Ich ſah durch Bosheit, durch Liſt und Trug
Die reinſte Tugend umgarnen.

Wie kam's, daß ich ſelber den Netzen entging,
Die ſchlaue Verführung gewoben?
Dir dank' ich's, an dem ich vertrauend hing,
Du himmliſcher Vater dort oben!

Du warſt von jeher mit mir vereint,
Wirſt nimmer dich von mir trennen;
So kann ich wohl meinen ewigen Freund
Mit vollem Rechte dich nennen.

Du biſt die Wahrheit, du biſt das Licht,
Dich täuſcht kein trüglicher Schimmer;
Und wenn mir hienieden auch alles gebricht,
Der ewige Freund bleibt mir immer.

W. Döring.

Die Thautropfen.

Selia, der Sohn frommer Eltern, am Berge Tabor im heiligen Lande, hatte oft von den Engeln gehört, die von Jehovah geſendet zur Erde hernieder ſchweben und um die Kindlein wandeln, ihnen Freude und das freundliche Wort der Lehre zu bereiten. Darum ſprach Selia in ſeinem Herzen: „Gewiß haben auch die Blumen des Feldes ihren Engel, der ſie verpflegt. O könnt' ich einmal ſeine freundliche Geſtalt ſehen!“ Und er ging oft heimlich an den Berg, ob er nicht das Säuſeln ſeines Flügels vernähme, und ſein großes blaues Auge blickte dann gen Himmel, oder es ruhte ſinnend auf dem blumigen Hügel. Aber umſonſt; der Blumenengel erſchien ihm nicht. „Er thut unſichtbar wohl,“ ſagte der Knabe, „und bei Nacht pflegt er die Blumen, daß ſie am Tage blühn, und geußt den Thau darüber; und wenn die Morgenröthe kommt, geht er von dannen. O ich möchte ihm ſo gerne danken!“ Nach dieſen Worten ging Selia und pflückte die ſchönſten Blumen des Thals und flocht ſie in einen Kranz. Und als es Abend wurde und die Sonne ſich neigte, da ging er und legte leiſe die Blumen an den Hügel und gedachte des Engels. Nachdem er dies vollbracht hatte, kehrte er zur Heimath zu ſeiner Mutter Salome, und war ſtill in ſeinem Herzen. Und als er in ſein Schlafkämmerlein ging, da fragte Salome: „Mein Selia, was haſt du gethan? Biſt du wieder unter den Blumen ge-

weſen?“ Der Knabe antwortete: „Ja, meine Mutter, ich habe die ſchönſten des Thals geſucht und ſie in einen Kranz gewunden, daß dieſe Nacht der Engel des Frühlings ihn finde.“ Da lachte ſein Bruder, der ältere, und ſprach: „Du Thor, wenn der Engel die Blumen bildet, ſo hat er deren ja ſelber genug, und bedarf der deinigen nicht.“ Da ward Selia bekümmert in ſeinem Herzen und verlegen, und er ſah ſeine Mutter an. Die Mutter aber ſprach: „Sei nur getroſt, mein lieber Selia! der Engel ſchauet nicht allein auf die Blumen, ſondern er ſiehet das Herz an, mit dem du ſie zu einem Kranze wandeſt und ihm weiheteſt. Er wird ſie gern empfahen.“ Da war Selia getröſtet und ſchlief ein, und im Traum erſchien ihm der Engel der Blumen, und ſah ihn freundlich an. Und am andern Morgen in der Frühe ging Selia hinaus, und kam fröhlich vom Felde und rief: „Siehe, Mutter, er hat es wohl gern geſehen und meine Gabe nicht verſchmäht. Denn auch auf meinem Kranze lagen funkelnde Thautropfen.“

F. A. Krummacher.

Der Weinſtock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über ſich ſelbſt. „Mich hat der Herr gepflanzt,“ ſo ſprach die erhabene Ceder; „Feſtigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint.“ — „Jehovah's Huld hat mich zum Segen geſetzt,“ ſprach der umſchattende Palmbaum; „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählt.“ Der Apfelbaum ſprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieſes.“ Und die Myrthe ſprach: „Wie unter den

Dornen die Roſe, ſtehe ich unter meinen Geſchwiſtern, dem niedrigen Geſträuch.“ So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, ſelbſt die Fichte und Tanne rühmten ſich. Der einzige Weinſtock ſchwieg und ſank zu Boden. „Mir,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ſcheint Alles verſagt zu ſein, Stamm und Aeſte, Blüthen und Frucht. Aber ſo wie ich bin, will ich noch hoffen und warten.“ Er ſank danieder, und ſeine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er. Siehe, da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Menſch, zu ihm. Er ſah ein ſchwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter ſich ſank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und ſchlang den zarten Baum an ſeine Laube. Froher ſpielten jetzt die Lüfte mit ſeinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang ihre harten grünenden Körner, bereitend in ihnen den ſüßen Saft, den Trank für Götter und Menſchen. Mit reichen Trauben geſchmückt, neigte bald der Weinſtock ſich zu ſeinem Herrn nieder, und dieſer koſtete ſeinen erquickenden Saft, und nannte ihn ſeinen Freund. Die ſtolzen Bäume beneideten jetzt die ſchwanke Ranke; denn viele von ihnen ſtanden ſchon entfruchtet da. Er aber freute ſich ſeiner ſchlanken Geſtalt und ſeiner harrenden Hoffnung. Darum erfreut ſein Saft noch jetzt des Menſchen Herz, und hebt empor den niedergeſunkenen Muth, und erquickt den Betrübten. — Verzage nicht, Verlaſſener, und harre duldend aus! Im unanſehnlichen Rohr quillt der ſüßeſte Saft; die ſchwache Rebe gebiert Begeiſterung und Entzückung.

J. G. v. Herder.

Der Charfreitag.

Die Kirchenglocken verhallten allmälig. Die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshauſe, und ein tiefes, ernſtes Schweigen ver-

kündete die Feier des Charfreitag-Abends. Düster und schwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulse der kaum erwachten Natur schienen von neuem zu stocken in Furcht und banger Erwartung. Aengstlich trat die besorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauses, um nach dem emporziehenden Wetter zu sehen. Da gewahrte sie Minona, die zart aufblühende Tochter; die stand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen. „Was betrübt dich also, Liebe?" sprach die freundliche Mutter, und faßte die Hand des trauernden Mägdleins. Aber Minona sprach: „Laß mich weinen, daß meine Thränen die Erde benetzen, die einst das unschuldige Blut der heiligsten Liebe trank. Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menschlicher Gestalt, jener Zeit des unendlichen Segens, wo das Ewige sich kund gab dem irdischen Blick. Tief anbetend versank da mein Geist in die Größe des Opfers, dessen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menschlicher Verstand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte selige Thränen!" Die Mutter drückte schweigend ihr Kind an's Herz, und Minona fuhr fort: „Laß uns, liebe Mutter, noch länger hier verweilen! Mein Geist ist voll Wehmuth und Sehnsucht, und hier oben ist es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns so unendlich geliebt hat." Und sie setzten sich neben einander, und sahen schweigend hinaus in die Gegend. Dichter und dichter ballten sich die Wolken zusammen, und eine schwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattlosen Bäume. „Welch düstre Stille!" begann Minona. „So mag der Himmel getrauert haben, als sie den Unschuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha." Immer schwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finstre Wolkennacht. Flammen sprühten, und der Donner rollte in ernster Majestät durch die Gewölke des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. „Der Heilige ſtirbt!“ ſeufzte ſie; „die berſtenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!“ Furchtbarer wurden die Donnerſchläge, raſtlos tobte der Kampf am Firmamente. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schooß. Große Tropfen fielen zur Erde, und es löſte ſich der Zorn des Himmels, und die Donner verſtummten. Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den ſäuſelnden Regen, wie ein Wort himmliſchen Troſtes in die Thränen der Pein. „Es iſt vollbracht!“ ſprach Minona, und ihr Antlitz erhob ſich betend zum Himmel. Da zertheilte ſich das Gewölk, und die Sonne trat ſiegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein ſüßer Duft, gleich dem Odem des Frühlings. „Siehſt du das himmliſche Licht?“ ſprach die Mutter. „Die Nacht des Wetters iſt vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren.“ — „Die Wahrheit ſteigt triumphirend aus der Nacht des Grabes auf ihren ſtrahlenden Thron!“ rief Minona; „gewonnen iſt uns ihr himmliſches Reich!“ — „Amen!“ ſprach der Pfarrherr, der leiſe hinzugetreten war. Und ſie reichten ſich einander die Hände, und es war ihnen ſo wohl und ſelig im Herzen, als vernähmen ſie den Gruß des Erlöſers: Friede ſei mit euch!

Agnes Franz.

Treue und Untreue.

Du ringſt, o Menſch, vergebens,
Und ſchaffſt dir Sorg' und Müh';
Die Ruhe dieſes Lebens
Erringeſt du doch nie.

Den Bettler, wie den König,
Ereilt der bange Schmerz;
Drum hoffe nur ein wenig,
Und dulde, o armes Herz!

Was ſehnſt du dich mit Weinen
Aus dieſer Welt hinweg?
Flammt Gottes Herz in Steinen
Nicht, wie im Wolkenſteg?
Was birgt im Meeresgrunde
Des Kieſels Flammenkleid?
Gott iſt in dieſer Stunde,
Gott in der Ewigkeit.

Und wollt' ich Flügel borgen
Vom roſ'gen Sternenchor,
Gen Abend oder Morgen,
Und flög' ich über's Meer,
Wo Sonn' und Mond erblaſſen
Mit nicht'gem Purpurroth —
Doch würde dort mich faſſen
Dein Arm, allmächt'ger Gott!

Laß Ruh' in dir mich finden,
Du Urquell ew'gen Lichts!
Des Erdengeiſt's Erblinden
Zerſtieb' in's alte Nichts!
Dein iſt das Reich der Treue!
Was Menſch am Menſchen übt,
Schafft nichts als Scham und Reue —
Beglückt, wer Gott geliebt!

J. D. Falk.

Die ſieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob ſich ein frommer Hausvater mit ſeinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und ſie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenroth aber ſtrahlte in das Kämmerlein, und ſieben Kindlein lagen in ihren Betten und ſchliefen. Da ſahen ſie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter ſprach: „Es ſind ihrer ſieben an der Zahl. Ach, es wird uns hart halten, ſie zu ernähren.“ Alſo ſeufzte die Mutter. Denn es war eine Theurung im Lande. Der Vater aber lächelte und ſprach: „Siehe, liegen ſie nicht und ſchlummern alle ſieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über ſie her, daß ſie noch ſchöner erſcheinen, wie ſieben blühende Röslein. Mutter, das zeuget ja, daß er, der das Morgenroth ſchafft, und den Schlaf ſendet, getreu iſt und ohne Wandel.“ Und als ſie nun aus dem Kämmerlein traten, da ſtanden an der Thür vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da ſah die Mutter ſie an, daß ihrer ſo viele waren, und ſie weinte. Der Vater aber antwortete und ſprach: „Mutter, was weineſt du? Haben ſie doch alle ſieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie ſollten wir denn um die Hüllen uns ängſten? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie ſollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir bitten und verſtehn? Siehe, ſeine Sonne kommt. Wohlan, laß uns auch unſern Tagelauf, wie ſie, mit fröhlichem Antlitz beginnen!“ Alſo redeten ſie, und wirkten, und Gott ſegnete ihre Arbeit, daß ſie genug hatten ſammt den Kindern. Denn der Glaube erhebt das Herz, und die Liebe gewährt Stärke.

A. A. Krummacher.

Die Kunſt, fröhlich zu ſein.

Anton konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen ſehen, Nachtigallen ſchlagen hören, die ſchönſten Wieſen und Kornfelder durchwandeln, und ihm kam dabei kein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er vergnügt ſein ſollte, ſo mußte Bier, Wein oder Kaffee und Kuchen da ſein; er mußte im Spiel gewinnen oder den beſten Rock in der Geſellſchaft anhaben, oder es mußte ein einfältiger Menſch zugegen ſein, den er necken konnte. Nur bei ſolchen Gelegenheiten pflegte Anton zu lachen. Einſt, als er über ein kleines Feld an einem andern Orte zu Gaſte ging, und, wie gewöhnlich, gedankenlos vor ſich hinſah, fand er ſeinen armen Vetter Carl unter einem wilden Apfelbaum ſitzen, der eben in voller Blüthe ſtand. Mit leiſer, gerührter Stimme ſang Carl den Vers:

„Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Gebt unſerm Gott die Ehre!“

Dabei weinte er vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannſt du dich über einen Baum ſo freuen?“ ſagte Anton mürriſch zu Carl, der ihn mit frohem und wohlwollendem Herzen grüßte. „Ei, lieber Vetter,“ antwortete Carl, „wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann kein Vergnügen bezahlen. Aber darum habe ich Gott ſo lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat, denn ich kann ohne Koſten und ohne Reue fröhlich ſein. Aber es iſt eine ordentliche Kunſt.“ — „Nun, was iſt denn das für eine?“ fragte Anton. „Da iſt ſie, wenn du mich hören willſt,“ antwortete Carl. „Ich ſehe Alles recht an, was da iſt, Großes und Kleines, was Gott gemacht hat; und da finde ich alle Tage etwas Neues und Schönes.

Dann denke ich nach, warum und wozu wohl dieſes da ſein, oder wozu es nützen mag; und wenn ich dabei der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eigenen Worten zu ihm beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin; und ſo geh' ich denn, mit Vorſätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit." — „Leb' wohl!" ſprach Anton, und ging weiter. Aber der fromme, vergnügte Sinn und die herzlichen Worte ſeines Vetters blieben bei ihm nicht ohne wohlthätige Wirkung.

A. E. v. Rochow.

Kindesdank.

Ein Fürſt traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeſchäft an, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht ſein Eigenthum ſei, ſondern daß er als Tagelöhner um funfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürſt, der für ſein ſchweres Regierungsgeſchäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte in der Geſchwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich ſei, täglich mit funfzehn Kreuzern auszureichen, und noch ſo frohen Muthes dabei zu ſein. Er verwunderte ſich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiederte: „Es wäre ſchlimm, wenn ich ſo viel brauchte; mir muß ein Drittheil davon genügen. Mit einem Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Drittheil lege ich auf Capitalien an." Das war dem Fürſten ein neues Räthſel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und ſagte: „Ich theile meinen Verdienſt mit meinen armen Eltern, die nicht

mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erſt lernen müſſen. Jenen vergelte ich die Liebe, die ſie mir in meiner Kindheit erwieſen haben, und von dieſen hoffe ich, daß ſie mich einſt in meinem Alter auch nicht verlaſſen werden.“ War das nicht ſchön geſagt, und noch ſchöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürſt belohnte die Rechtſchaffenheit des wackern Mannes, und ſorgte für ſeine Söhne, und der Segen, den ihm ſeine ſterbenden Eltern gaben, wurde ihm in ſeinem Alter von ſeinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterſtützung redlich entrichtet.

W. Brückner.

Des Knaben Traum.

Der ſchwüle Tag war heimgegangen, und mit ihm ſein buntes, regſames Leben. Die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Hains ward es ſtill und ſtiller. Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor ſich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: „Wohin ſoll ich mich wenden, ich armer, verwaiſter Knabe? Bin ich denn ſo ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das ſich meiner annähme, und kein Auge, das freundlich und ſorgend auf mich blickte? Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab geſunken! Dann dürft' ich nicht mehr ſo einſam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der ſpärlichen Broſamen. Ach, ich bin doch ein gar verlaſſenes Kind! Keiner wird fortan meiner ſorgend gedenken.“ Betrübten Sinnes ſetzte er ſich unter einen Baum nieder, denn ſeine Füße waren wund von dem heißen Sande, und ſein mattes Haupt ſank erſchöpft auf einen mooſigen Stein, der ihm zur

Des Knaben Traum.

Seite lag. Da ward ihm auf einmal recht ſeltſam zu Sinn. Die dämmernde Flur ſchien ſich um ihn her in immer engerem Kreiſe zuſammenzuziehen, und er ſah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel. Da zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber, und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter Schooß, ein ſtilles, glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe. Leiſe flüſterte es im Gebüſch, und es wehte wie leichter Flügelſchlag um die nahen Blumen. Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Augen, und ihm ward, als höbe ſich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor. Es ging vor ihm auf, wie morgenrother Tag; tauſend leuchtende Geſtalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde; alle waren leicht beſchwingt, und regten ſich in holder Geſchäftigkeit. Aus dem ſtrahlenden Himmelsthor ſchritt es wie ein leuchtender Triumphzug. Aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, ſah er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuſchauen; die ſtreuten Roſen um den Himmel, und ſchöpften aus der Wolken duftigem Born den ſtärkenden Thau, und träufelte ihn herab auf die Fluren. Und wie tauſend Hände ſich bewegten, den Himmel zu ſchmücken, ſo begann das geſchäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern. Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie ſah vertrauend zu ihrem Schutzgeiſt empor, der ſeine Hand über ihre zarten Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Roſe erblühte unter freundlichem Schutz. Selbſt das allerkleinſte Blümchen ſtand unter liebender, wartender Hand. Das Veilchen bekam ſeinen Thautropfen, und die Erdbeere ward mit Ambroſia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch; hier durfte es ſich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe ſah nun auch nahe bei ſich im Gebüſch einen Engel; der trat leiſe zu den ſchlummernden Vöglein, und ſtreute Futter in ihre Neſter, ging dann geſchäftig zu dem zarten Schmetterling, der ſeine

Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn ſorgſam auf ein weiſſes Roſenblatt, wo ſtärkender Thau ihn erquickte. Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor, und hob ſich behutſam von einer Knospe zur andern. Ueberall waltete und webte die ſorglichſte Liebe, und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend. Und der Knabe hob ſeinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten ſeine Augen einem unbeſchreiblich milden Angeſicht, das ſich über ihn hinneigte und lächelnd ſprach: „Wie konnteſt du dich doch verlaſſen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin, und als dein ſchützender Engel von Anbeginn um dich gewacht habe? Steht nicht Alles unter dem Schutz der Liebe? Wie kannſt du doch klagen und weinen, als wäreſt du allein verlaſſen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer ſorgt für ſie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie ſollte denn der Menſch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ocean; was da lebt und webt, iſt gezählt und aufgeſchrieben in dem Buche des Lebens. Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Bruſt. Ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!“ — „Ich glaube an dich, du holder, freundlicher Engel!“ rief der Knabe, und hob ſeine Arme zu dem himmliſchen Freunde empor. Aber da fiel der Schleier wieder über ſeine Augen immer dichter und dichter, und er ſah nicht mehr die ſchönen Geſtalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder. Aber in ſein Herz war ein ſchöner Glaube gekommen; der ſtand wie ein ſanfter Mond über ſeine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finſteren Verſchleierung. Schon war die Sonne emporgeſtiegen, da erwachte der Knabe aus ſeinem wonnigen Schlummer. Langſam hob er den Blick dem jungen Lichte entgegen. Es war nicht die ſchöne, blumenreiche Aue,

die er im Schlaf erblickte. Vor ihm lag die bekannte Flur. Kein Engel war mehr zu ſehen, aber ſtatt deſſen gewahrte er einen alten, ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm ſtand und ihn ſchweigend betrachtete. „Willſt du mit mir gehen?“ fragte er ihn mit milden Blicken. „Vater!“ rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen. „Ja, ich will dein Vater ſein, wenn du verlaſſen biſt,“ entgegnete freundlich der Alte. „Folge mir zu meiner Hütte.“ Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand, und ſchritt mit ihm hinab in das Thal. Aber im Herzen gedachte er des Traums, und der Glaube an eine ewig waltende Liebe ſchlug feſte Wurzel in ſeiner Seele, daß er ſtark ward an freudiger Hoffnung, und jeder bange Zweifel ſich löſte in tiefes, inniges Gottvertrauen.

Agnes Franz.

Gottvertrauen.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirſt du Blumen brechen!
O, dein Vater iſt voll Huld,
Kindlich darfſt du zu ihm ſprechen.
Auf dein gläubiges Vertrau'n
Wird er gnädig niederſchau'n.

Wolken kommen, Wolken gehn;
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnenhöhn
Führen ſtürmiſch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht im Sturm der Nacht!

Ankre du auf Felſengrund,
Schwinge dich zu Gottes Herzen,
Mach' ihm deine Leiden kund,
Sag' ihm deine tiefſten Schmerzen;
Er iſt gütig und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Faſſ' im Glauben kühnen Muth;
Kraft wird dir ein Helfer ſenden!
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er iſt lauter Lieb' und Huld;
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

E. A. Mahlmann.

Der Hirt.

An einem ſchönen Morgen ſah ein Hirt ſeine Heerde vor ſich weiden. Die Pracht der aufgehenden Sonne, die Schönheit der Gegend, der Reichthum aller Wieſen und Felder um ihn her, die Munterkeit der Heerde, die unter Sprüngen und Scherzen ihr Futter ſuchte, der jubelnde Geſang der Lerchen hoch in der Luft — das Alles rührte ſein Herz. Er dachte an Gott, der ſo vielen Geſchöpfen das Daſein gab, ſie alle erhält und ihnen ſo mannigfaltige Freuden beſcheert; und lebhaft erinnerte er ſich an das, was am vergangenen Sonntage der Prediger ſo ſchön geſprochen hatte von der Güte und dem Geiſte Gottes. In ſeinem Gemüth erwachten fromme Gedanken und Vorſätze. „Gott," ſprach er bei ſich ſelbſt, „Gott, Du biſt herrlich und ſehr gnädig! Wie ſchön iſt Alles, was du ge-

macht haſt, und wie glücklich bin ich, daß ich dich erkennen und preiſen kann! Ich bin hier ganz allein; aber du, Herr, ſieheſt und kenneſt mich, und haſt dein Wohlgefallen, wenn ich auch in der Stille deinen Willen thue. Nun, ſo will ich auch in meinem Berufe treu ſein, Schaden verhüten und Gutes thun; denn das iſt ja Gottes Wille, und womit kann ich Armer meinen Dank gegen Gott beſſer beweiſen, als durch einen aufrichtigen Gehorſam?" Nun ging er hin, reinigte die jungen Saßweiden von Waſſerzweigen, und trat diejenigen feſt, die zu locker ſtanden; ſuchte ſich Zweige, um den ſchadhaften Zaun auszubeſſern, vertilgte ſchädliches Unkraut, und ſuchte heilſame Kräuter für die Kranken im Dorf; kurz, er benutzte mit allem Fleiß jede Gelegenheit, Gutes zu thun und ſeinen Nebenmenſchen zu nützen. Das gefiel den Leuten im Dorfe ſehr wohl; ſie gewannen ihn alle herzlich lieb, und ließen ihn keine Noth leiden, als er alt und ſchwach ward. — So kann man auch im geringſten Stande fromm ſein, Gutes thun und ſich um ſeine Nebenmenſchen verdient machen.

F. E. v. Rochow.

Der Reif.

„Liebe Mutter," fragte Bertha eines Morgens, „wo kommt doch der Reif über Nacht her, der ſo ſchön und prächtig flimmert, wenn die Sonne darüber hinſcheint?" — „Erinnerſt du dich nicht mehr," antwortete die Mutter, „des Engels, der im Frühling allmälig eine Menge buntſchimmernder und ſüßduftender Blumen bildete?" — „Gewiß!" verſetzte Bertha. „Die Geſchwiſter haben mir ja oft davon erzählt. Aber der iſt nun weggezogen in ein

anderes Land, wo er die Gärten und Wieſen auch mit Blumen ſchmückt." — „Weggezogen?" fragte die Mutter; „wie kommſt du auf den Gedanken?" — „Ei," war Bertha's Antwort, „ich meinte, weil er keine Blumen mehr bringt, ſo müſſe er den Nachtigallen, die ſeinetwegen des Nachts ſingen, in jene Gegenden gefolgt ſein, wo ſie ſich jetzt hören laſſen." — „Nein, liebes Kind," ſagte die Mutter, „der Engel iſt treulich bei uns geblieben. Freilich hat ergegenwärtig ganz andere Geſchäfte, als früher, aber —" „Streut er vielleicht," fiel Bertha ihr lebhaft ins Wort, „jetzt den Reif auf die Wieſen und auf die Zweiglein der Bäume? Das wäre ja gar ſchön!" — „So iſt's!" bejahte die Mutter, „und wenn er ſeinen ganzen Vorrath von Reif verbraucht hat, dann bemalt er die Fenſter mit Eisblumen, läßt Schneeflocken in der Luft ſpielen, hängt Eiszapfen an die Dächer der Häuſer." — „Der muß uns Menſchen aber doch recht lieb haben," rief Bertha freudig, „daß er immer da bleibt!" — „Die Liebe der Engel iſt unwandelbar, wie die Liebe Gottes," ſprach die Mutter. Da war Bertha hoch erfreut, und ſprang zu ihren Geſchwiſtern, und erzählte ihnen die Rede der Mutter. Und dieſe freuten ſich mit ihr, und ließen ihr den ſchönen Glauben an den Engel, der Blumen und Reif ausſtreut.

F. A. Krummacher.

Die Verbannung.

Ein alter Mann ſtand in tiefer Betrachtung auf dem Gottesacker, wies mit ſeinem Stecken nach der Kirche und ſagte: „Gott, es iſt doch das nicht mehr! Sonſt, in meiner Jugend, wenn ich bedenke, wie wir da alle ſchon früh geputzt nach der Kirche giengen, wie mir

ward, wenn die Orgel uns entgegenrauſchte, und ich bekannte Töne, Engelſtimmen zu vernehmen glaubte. Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'! Und wie wir alle ſtill aufſtanden, wenn der Text geleſen wurde. Schon des Sonnabends hieß es: was haben wir morgen für ein Evangelium? Und wie das Hauptlied immer ſo ſchön dazu paßte! Wie in des Liedes Melodie ſchon der Tag, das Feſt, Geburt und Paſſion uns ſo erbaulich entgegen klangen! In den unveränderten Terteswortен ſahen wir einen alten Freund, der immer auf derſelben Stelle ſtand, wenn wir des Weges kamen, und der uns ſtärkend die Hand reichte. Die Jahreszeit, das Blühen der Bäume, die Reife der Ernte, Wetter und Froſt ging mit uns in das Haus Gottes, mit uns in die Andacht des Evangeliums hinein. So hatten Natur und Gottesfurcht mit einander einen Bund geſchloſſen, und der Sonntage Namen ſchwebten durch die Geſchäftstage wie fromme Erinnerungen, wie künftige Freuden. Jetzt — ſchöne Worte, Modetand, Neues und Altes durch einander, viel für den Verſtand, noch mehr für die Sinne, wenig für das Herz; kein Glaube, kein Troſt, keine Frömmigkeit, keine Erbauung, keine Erhebung. Da iſt die Welt ein Maſchinenwerk, leere Thätigkeit, ungeſtillte Sehnſucht nach dem Einen, das Alles umfängt, Alles durchdringt. O daß ich doch noch einmal, wie ſonſt, im Einklange der Gemeine ſeiner Gegenwart mich erfreuen, in frommer Einfalt mich ihm nahen und in ſeinem Schutz fühlen könnte." Da trat der Paſtor zu ihm, berührte leiſe ſeine Hand und ſagte: „Ich erkenne es nun, wir haben gefehlt, ich zuerſt, daß ich ſo ſchnell, ſo unbedingt deinen irdiſchen Wünſchen nachgab, manches im Gottesdienſt abzuändern. Nun möchten wir zurück und können nicht. Kann auch ein Menſch neu geboren werden? Etwas Großes und Einfaches muß in der Religion ſein und bleiben. Alt und ehrwürdig, wie ſie urſprünglich iſt und war, darf ſie nicht nach dem veränderlichen Sinne des Menſchen ſich richten.

Schwebt Unvermeidliches über ihr, ſtürzt ſie von ſelbſt in ihre Form mit der Zeit zuſammen, ſo wollen wir es als eine Schickung Gottes betrachten, wohl wiſſend, daß Gott ſeine Kinder doch nicht verlaſſen werde. Es iſt Abend, es iſt ſpät." Der Wetterhahn krächzte auf dem Thurm. Ein kalter Wind fuhr über den Kirchhof. Beide ſchloſſen ſich feſter an einander an, und ſchwanden um die Kirche hin, wie dämmernde Schatten.

Ch. Schütze.

Die leuchtenden Sterne.

Es war eine kalte, dunkle Winternacht, da ging der alte Hermann mit ſeinem Sohn über die Haide. Den ganzen Tag über hatten ſie gewandert, und kehrten jetzt fröhlich und wohlgemuth zu ihrem heimathlichen Dorfe zurück. Graue Nachtwolken waren am Himmel dicht über einander geſchichtet, ſo daß kein einziger Strahl eines freundlichen Lichts den einſamen Pfad erhellte. Hermann, des Weges kundig, ſchritt freudig vor ſeinem Sohne her; aber auf einmal dünkte es ihn, als ob er verirrt ſei. Ungewiß ſchwankte ſein Fuß auf dem nur halb ausgetretenen Wege, und als ſie nun an einen Bach kamen, deſſen Lauf er nicht kannte, und an ein Gebüſch, das er noch nie geſehen hatte, da war es ihm gewiß, daß ſie ſich immer weiter von der Heimath entfernten. Aengſtlich und mit bangem Herzklopfen hielt ſich Emil an ſeines Vaters Hand, denn er fürchtete, daß ſie in der Haide übernachten müßten. Aber der Vater ſprach zu ihm mit tröſtenden Worten: „Laß uns nur vorwärts ſchreiten, daß wir an eine gaſtfreie Hütte kommen, wo man uns Obdach und Herberge gebe, bis der Morgen naht." Darauf eilten ſie vor-

wärts. Aber ſie gelangten an keine gaſtfreie Hütte, und immer wilder wurde der Weg, immer unſicherer der Gang. Siehe! da ſtürmte auf einmal von Oſten her ein ſcharfer, ſchneidender Wind in die grauen Wolkenmaſſen, und die Wolken zertheilten ſich alsbald, ſo daß der geſtirnte Himmel mit allen ſeinen Lichtern auf die Wanderer hernieder blickte. „Nun, Gott ſei geprieſen!“ ſagte Hermann. „Jetzt werden wir den Weg wohl finden.“ — „Wie denn alſo?“ fragte der Knabe. „Sieheſt du denn dort nicht den Sirius leuchten? Er ſteht in unſerer Jahreszeit gerade über unſerm Dorfe. Wohlan, wir müſſen uns zur Rechten wenden, dann werden wir noch heute die Heimath erreichen.“ Da ſtaunte Emil, und ſagte: „Das hätt' ich doch nimmer gedacht, daß wir unſern Weg am Himmel finden würden!“ Und der Vater antwortete: „Der Wandersmann mag die Sterne nicht entbehren in der dunkeln Nacht; ſie ſind ihm die Führer ſeines Weges, und leiten ihn, wenn er ſich verirrt hat, wieder zurück zu dem geſuchten Ziele. Ich will dich die Zahl und den Gang dieſer himmliſchen Lichter lehren, daß du ſicher einhergehſt auf deinen Pfaden, wenn ich nicht mehr dein Führer bin. Und bald will ich dir noch andere Sterne zeigen; du kannſt ſie nicht ſehen mit dem Auge des Leibes, aber im Geiſte ſollſt du ſie ſchauen, und ſie ſollen dich ſicher hinüberleiten zur himmliſchen Heimath.“ — „Deute mir dein dunkles Wort, mein Vater!“ ſagte der Knabe. — „Siehe, mein Sohn, es geht dem Menſchen eine innere herrliche Welt auf, und leuchtende Sterne glänzen an derſelben: das ſind die Sterne des Glaubens. Sie werfen glühende Lichtfunken in die Nacht des Lebens, und in ihrem Strahl findet der Menſch die hohe unſichtbare Welt, wo er ſeine Heimath ſchauet in Gott, und ſein Vaterland in der ewigen Liebe. Wem dieſe Sterne erloſchen ſind, in dem iſt eine dunkle Mitternacht, wo er pfadlos umher irrt auf ungebahnten Wegen, und ſich immer weiter verirrt von dem fern liegenden Ziele.

Aber wehl dem frommen Pilgersmann, der sie im betenden Herzen trägt; sie sind die Führer, an die er sich einzig hält, und sie leuchten ihm friedlich hinüber in das ersehnte Vaterland.“ Also sprachen die Beiden auf dem Wege mit einander, und ehe die Mitternachtsstunde vorüber war, standen sie klopfend vor der Thür der heimathlichen Hütte.

F. A. Krummacher.

Meine Wünsche.

Nicht Gold und Schätze wünsch' ich mir;
Ein frommes Herz allein
Erbitt' ich mir, o Gott, von dir,
Mich deiner zu erfreu'n.

O laß mich doch von Kindheit auf
Der Frommen Pfade gehn,
Und mache meinen Lebenslauf
Durch stille Tugend schön.

Gieb in der Kindheit schon mir Kraft,
Zu dir empor zu schau'n,
Und edel, fromm und tugendhaft,
Dir immer zu vertrau'n.

Verleih' mir Weisheit und Verstand
Und wahren Edelmuth,
Daß stets mein Herz und meine Hand
Nach deinem Willen thut.

Laß mich im wahren Chriſtenthum
Das Glück der Seele ſchau'n,
Und meinen Troſt und meinen Ruhm
Auf Gottesfurcht nur bau'n.

Erzieh' mich früh in jeder Pflicht,
Daß ich ſie leiſten kann,
Und führe mich in deinem Licht
Auf immer eb'ne Bahn.

H. W. Burmann.

Der Blinde.

Ein Blinder ſtand mit aufgerichtetem Haupt in den Strahlen der milden Frühlingsſonne. Ihre Wärme durchſtrömte ſeine Glieder, und ihr Glanz ſenkte ſich auf die verſiegten Lichtquellen ſeines Angeſichts, das er unverwandt ihr darbot. „O du unbegreifliches Lichtmeer!" rief er aus, „du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erſchuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir ſtrömt ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie verſiegt deine Kraft. Wie groß muß der ſein, der dich gebildet!" So ſprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm ſtand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden. Deshalb begann er und fragte: „Wie kannſt du das Geſtirn des Tages bewundern, und ſieheſt es nicht?" Da antwortete der Blinde und ſprach: „Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verſchloſſen ward, wohnet ſie in meiner Seele. Jedes Gefühl ihrer Nähe läſſet ſie in mir ſelbſt

aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber ſchaut ſie nur, wie Alles, was ihr täglich ſehet, mit leiblichem Auge!“

J. M. Krummacher.

Vertrauen auf Gott.

Es kann der Tag vergehen,
Der Morgen wieder grau'n;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich ſicher trau'n.
Und wenn ich ſchlafen werde,
Deckt einſt mein Auge Nacht,
Dann wird in ſeiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preiſen deine Güte
Die Vögel über mir;
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich, ſonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben,
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei dir iſt Leben,
Iſt Liebeskraft und Licht.

Du ſiehſt der Schöpfung Enden,
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen;
Empfange meinen Geiſt!

J. G. Jacobi.

Der junge Landmann.

Ein junger Landmann, der beſſere Sohn eines leichtſinnigen Vaters, hatte noch bei deſſen Lebzeiten den äußerſt verſchuldeten Bauerhof übernommen. Verpfändet waren die Ländereien bis auf wenige Aecker, verſchuldet das ganze Gehöft. Die Zinſen drückten die Familie, und nur ſeiner Mutter Bitten vermochten den Sohn, eine ſolche Laſt auf ſich zu laden. Mit Kummer erwachte er am Morgen, mit Sorgen legte er ſich Abends nieder. Er ſah nicht ein, wie er durchkommen würde. Nur der Mutter wollte er nicht ungehorſam ſein. Es kam die Zeit der Ausſaat des Wintergetreides. Kein Geld war da, Korn zur Ausſaat zu kaufen, kein Geld, die Beſtellung zu bezahlen. Mitleidig gab ein Nachbar ihm ein Stück Land zu beſäen, das mit Weizen beſtellt werden ſollte, und überließ es ihm ſelbſt, den Samen auszuſtreuen. Woher aber ſollte er die Ausſaat nehmen? Kein Körnchen war auf dem Boden, kein Thaler im Schranke. Gleichwohl war es die höchſte Zeit, die Saat unter die Erde zu bringen. Er ſann hin und her. Zu borgen ſchien ihm bedenklich; er wußte nicht, wovon er es wieder bezahlen ſollte, und der Schulden waren zu viel. „Vielleicht," dachte er, „findeſt du Vorrath bei einem Hamſter!" Er ſuchte und fand glücklich das Magazin eines Hamſters, und darin Weizen, ſo viel er brauchte. Noch waren die Körner unverſehrt und zum Keimen tauglich. Wer

war froher, als der arme bekümmerte Jüngling! Er eilte zum Nachbar, verkündete ſein Glück, und bat, die Saat ihm unterzueggen. Jetzt begab er ſich auf ſein Feld, den Weizen auszuſtreuen. Vor ſeiner Seele ſchwebten traurige Bilder. Der Vater hatte ſein Gut durch Trunk und Spiel vergeudet. Er ſaß zu Hauſe und litt Mangel an Allem. Die unglückliche Mutter beklagte den Verluſt ihres eigenen Vermögens. Brüder und Schweſtern waren in Armuth, ohne eine Ausſicht auf künftige Verſorgung. Der junge Mann fing an zu ſäen, und jeder Handvoll, die er auswarf, folgte ein Thränenſtrom nach. „Wie arm biſt du," ſprach er, „daß du Hamſterkorn ſäeſt, wie arm ſind Mutter, Brüder und Schweſtern! Was wird aus dir werden, wenn deine Ausſaat nicht geräth? Dir wäre wohl beſſer, du dienteſt bei guten Leuten, als daß du ein Gut beſitzeſt, deſſen Schuldenlaſt dich zu Boden drückt!" Dieſe Gedanken drückten ihn noch mehr, als die Bürde, die er trug, und er war nahe daran, darunter zu erliegen. Er ging eine Furche hinab und die andere herauf; ihm folgte die Egge. Schön und heiter war der Herbſttag, aber in ſeiner Seele war es trübe. Da glaubte er in ſeinem Innern eine Stimme zu vernehmen, die ſo zu ihm ſprach: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten!" Wäre ein Engel vom Himmel herabgeſtiegen, er hätte ihn nicht mehr geſtärkt, nicht beſſer getröſtet. „Ja," dachte er, „ich ſäe, Gott weiß es, mit Thränen. Aber der die Ausſaat gab, kann auch helfen zur Ernte, und die Thränen in Freude verwandeln. Ich will ihm vertrauen bei Arbeit und Fleiß." Von dem Augenblicke an hatte er einen Muth, den nichts niederſchlagen konnte. Täglich erinnerte er ſich des Spruchs: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten." Nie vergaß er ihn wieder, und nie verließ ihn ſein Muth. Er arbeitete unermüdet, hielt das Seinige zu Rathe, und beſeelte den Fleiß ſeiner Brüder und Schweſtern. Weit mehr, als er erwartet, erntete

er von dem ausgesäeten und mit Thränen befeuchteten Weizen. Bald war er so glücklich, ein Pferd anschaffen zu können. Damit bearbeitete er das wenige unverschuldete Land, und im Winter that er damit Fuhren für Lohn. Bald konnte er sich ein zweites anschaffen. Ein verschuldeter Acker nach dem andern ward eingelöst, eine Schuld nach der andern bezahlt. Er erwarb sich nach und nach ein kleines Vermögen. In seinem Wohlstande pflegte er, wenn er die Geschichte seines Lebens erzählte, gewöhnlich zu sagen: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten."

J. M. Streithorst.

Hanna und Sulamith.

Im Lande Israel, am Fuße des lieblichen Berges Tabor, lebte eine Wittwe, Namens Hanna, mit ihrem einzigen Töchterlein, die hieß Sulamith. Und sie waren sehr arm, und die Hütte, worin sie wohnten, war klein. Aber ihr Herz war fröhlich und heiter, und ihre Tage flossen sanft dahin. Denn sie lebten fromm und fürchteten Gott, und Hanna unterwies das Herz ihres Kindes in allem Guten, und lehrte Sulamith, wie der liebe Gott die Pflanzen aus der Erde hervorbringt, und den Thau darauf geußt und seine Sonne über alles, was da lebet, aufgehen läßt, und wie er den Menschen so viel Gutes giebt mit jedem Tage. Dazu erzählte sie aus den heiligen Schriften viele schöne Geschichten und Lehren. Und wenn die Mutter also redete, dann kamen ihr wohl die Thränen in die Augen. Dann sagte Sulamith zu ihrer Mutter Hanna: „Mutter, du weineſt ja!" Aber die Mutter antwortete lächelnd und sprach: „O mein Kind, seine Güte und Liebe iſt zu groß, als daß ein Menschenherz sie fassen möchte." Also redeten sie oftmals unter einan-

der, und ſo wie die Worte, ſo waren auch die Thaten. Gott aber ſegnete ſie, und ihr kleines Gärtchen brachte vielfältige Frucht, ſo auch die Bäume, die rings um das Hüttchen ſtanden und über das Dach hervorragten, alſo, daß ſie auch Andern mittheilen und die Kranken und Dürftigen laben konnten von ihrem Ueberfluß. Da ſagte Hanna: „Sieheſt du wohl, Sulamith, daß Geben ſeliger iſt, denn Nehmen? O wohl uns, daß wir auch unſer Scherflein zum Opfer bringen dürfen, und keiner es verſchmähend ſich von uns wendet!“ Alſo lebten ſie heiter und fröhlich im ſtillen Hüttchen, und ſchmückten es, und bauten das Gärtchen mit fleißigen Händen. Siehe, da kam eine böſe Seuche, und Hanna ward ſehr krank und lag darnieder. Und Sulamith, ihr Töchterlein, ward auch krank vor Kummer und Aengſten. Da merkte die Mutter, daß ſie ſterben ſollte, und ſie ſprach mit lächelndem Antlitz und leiſer Stimme alſo: „Liebes Kind, mein Stündlein iſt nun vorhanden. Aber verzage nicht und ſei getroſt! Der Vater droben wird es wohl mit dir machen.“ Alſo ſprach ſie, und vermochte nicht weiter zu reden; denn ihre Kräfte hatten abgenommen. Sulamith aber weinte herzlich, und kniete nieder und hob die Hände empor und betete: „O du lieber Vater im Himmel, laß mir doch meine einzige liebe Mutter! Wie ſollte ich denn allein dahinten bleiben!“ So betete die kleine Sulamith, und die Engel trugen das Gebet der Unſchuld vor Gott in den Himmel. Da kam die Morgenröthe, und die Sonne ging auf, und der röthliche Glanz des neuen Tages ſtrömte mild und lieblich in das Kämmerlein. Sulamith aber ſchmiegte ſich an den Schooß ihrer Mutter, und erwärmte ſie. Siehe, da nahte ſich der Todesengel im goldnen Strahl des Morgenlichts, und löſte ihre Seelen. So ſchwebten Hanna und Sulamith im Glanz der Morgenſonne zu der ſchönen Welt empor.

F. A. Krummacher.

Abraham's Tod.

Als die Tage Abraham's ſich neigten, da legte er ſich alt und lebensſatt auf ſein Ruhebett, und rief ſeine Kinder und Kindeskinder. Und ſie ſtellten ſich in einem Kreiſe um ihn her. Da ſprach der Greis mit heiterem Antlitz: „Kindlein, jetzt ruft mich der Gott, an welchen ich geglaubt habe!“ Und er ſegnete ſie. Seine Kinder aber weinten und ſprachen: „Ach, daß die Stunde noch einmal vorüberginge!“ Da antwortete er: „Nein, meine Lieben! Hab' ich alle Tage meines Lebens kindlich vor ihm gewandelt in Wahrheit und Liebe, wie ſollte ich denn nun, da er ruft, zögern, zu ihm zu wandeln?“ Und als er dies geſagt, neigte er ſein Haupt und verſchied. Und die Geſtalt des Todten war wie die eines Schlummernden.

J. A. Krummacher.

Vertrauen.

Was ein Jahr dem andern kündet,
Sagt ein Tag dem andern an:
Daß des Vaters Huld nicht ſchwindet
In des Weltbeglückers Plan!
Daß ſein Blick ſich ſegnend nieder
Auch auf unſre Pfade ſenkt,
Wie im Lenz das Zuggefieder
Er zum fernen Himmel lenkt.

Fremde Noth und eigne Sorgen
Blieben, ſchweigend oder laut,
Unſern Herzen unverborgen,
Auch nicht ihm, der ſie durchſchaut!

Das mag ſtärken, das mag tröſten!
Auch daß nichts ſie ihm entrückt,
Der den Kleinſten, wie den Größten,
Stets nach rechtem Maß beglückt.

A. v. Nordſtern.

Die Reiſe in's Vaterhaus.

Alfried, der Sohn biederer Eltern, war mehrere Jahre von denſelben entfernt unter der Aufſicht eines frommen Lehrers geweſen. Die lebhafteſte Sehnſucht im Herzen, kehrte er jetzt zu ſeiner Heimath zurück. Es waren aber mehrere Tagereiſen bis zu dem Landgute ſeines Vaters, und die Wege dahin führten bald über ſteile, wilde Gebirge, bald durch anmuthige Thäler, ſo daß ſich bald Furcht und Bangen, bald lebhaftes Entzücken des Knaben bemächtigte. Der Lehrer aber, der ihn begleitete, beachtete das empfängliche Gemüth ſeines Zöglings mit den Augen der Liebe. Er ſah, wie oft unwillkürliches Grauen ſeinen Fuß zurückhielt, wenn ſich der Pfad am Rande dunkler Abgründe dahin wand. Aber immer bezwang er dies Gefühl mit dem Ausruf: „Es iſt dies der Weg zum Vaterhauſe, er muß zurückgelegt ſein.“ Wanderten ſie darauf durch die Ebene dahin, ſo ſchien es wohl zuweilen, als würden die herrlich blühenden Wieſen und die duftenden Beeren, die am Wege ſtanden, den Knaben verlocken und ihn feſthalten. Aber ſobald ſein Begleiter der Heimath gedachte, ließ Alfried alles Schöne willig zurück, und folgte jenem ohne Widerſpruch, den Blick hinaus nach dem theuren Ziel gewandt. Als ſie nun endlich das heimathliche Schloß erreicht, und

Alfried an dem Herzen seiner Eltern lag, und alle die Seinen sich bemühten, den Erschöpften zu erquicken, und sich in liebender Sorge um ihn drängten, da rief er einmal über das andere: „O der Freude! Was ist die Beschwerde der Reise gegen das Widersehn! Und wie kommt jenes vorübergehende Ungemach und jener flüchtige Genuß, nun gegen eure Liebe und die Reize der Heimath gehalten, in keinen Betracht!“ Er mußte hierauf allen von seiner Reise erzählen, und von den Fährlichkeiten, die er bekämpft. Als er aber derselben gedachte, da war es, als erhöhte die überstandene Gefahr den Genuß seines Glücks, und er schmiegte sich nur noch seliger und zufriedener an die Herzen der Seinen. Als nun endlich die Nacht gekommen und Alfried, nachdem Alles zur Ruhe gegangen, sich mit seinem Lehrer allein befand, da sank er voll Rührung an seine Brust und dankte ihm mit Inbrunst, daß er ihn so gut und sicher geleitet. Die Augen des frommen Mannes füllten sich mit Thränen, und er sprach: „Die kleine Reise, die wir gemeinschaftlich gemacht, ist ein Vorbild der großen Wanderung, auf der wir uns alle befinden. Du hast dich auf jener treu und beharrlich gezeigt. Möge dieser Sinn dich ferner begleiten; denn du, wie ich und wir alle, wir sind ja eigentlich von Jugend an bis zu dem letzten Tage des Lebens auf dem Wege zum Vaterhause.“ Alfried wurde ernst, denn er verstand den Sinn dieser Rede, und daß er von der himmlischen Heimath sprach. Jener aber fuhr fort zu erzählen von den mancherlei Wegen, die zu derselben geleiten, und wie viele von des Unerforschlichen Hand gar dunkel und geheimnißvoll gezeichnet wären, so daß des Menschen Herz zage und nicht wisse, wo aus noch ein. Dabei sprach er von mancherlei Gefahren, die den harmlosen Wanderer bedrohten, und vielen unsicheren Begleitern, die sich ihm zugesellten, und ihn bald auf Abwege verlockten, bald ihn festhalten wollten auf den breiten, bequemen Stegen, um ihm den Gang zum Ziel zu erschwe-

ren. „Dies alles," ſchloß er, „kannſt du überwinden, wenn du dein Auge, wie heut, feſt auf den Führer gerichtet haltſt, der dich zur Heimath geleitet." — „Ach," ſeufzte der Knabe, „ſagteſt du nicht, daß du ferner nicht mit mir gehen könnteſt? Wie ſoll dich mein Auge erreichen?" — „Wie könnte ich mich ſelbſt meinen," verſetzte der Lehrer mit ſanftem Vorwurf, „da ich dich längſt auf einen Führer verwies, deſſen Leuchte nie untergeht, und deſſen Wort, allen Landen verſtändlich, zu nahen und fernen Herzen ſpricht? Hab' ich dir nicht das Geheimniß ſeiner göttlichen Liebe vertraut, und erkannteſt du nicht der Menſchen erſten und ewigen Freund?" Da erröthete der Knabe, und er gedachte der herrlichen Lehren des Chriſtenthums und der Zuſage des Herrn. Als aber der Lehrer fortfuhr in ſeinem Gleichniß, und von der Zärtlichkeit der Eltern auf die unendliche Liebe des himmliſchen Vaters, von dem irdiſchen Wiederſehn auf das Verſammeln in den Wohnungen des Friedens überging, und aus ſeinen Worten die Ahnung von der Unermeßlichkeit zukünftiger Welten in des Knaben Herz ſank, da erglühte er in ſtillem Entzücken und rief: „O mein geliebteſter Lehrer, wie ſind die Menſchen beglückt, daß ihnen allen die himmliſche Heimath offen ſteht, und daß es einen Führer giebt, zu derſelben zu leiten! Ich will ja nicht bitten, ſtets auf ebenen Wegen zu wandeln, aber das will ich flehen, daß mich nie jener ſelige Führer verläßt, und daß ich, es ſei nun auf dunklem oder lichtem Pfade, gewißlich eingehe in's Vaterhaus!" Da umarmte der Lehrer ſeinen Zögling, und ſein emporgehobener Blick ſprach: „Herr, hilf, daß es alſo geſchehe!"

Agnes Franz.

Das Ackerwerk Gottes.

Otto, ein Landwirth, ſprach eines Tages zu ſeinem Nachbar Gotthold: „Ich habe ſeit vielen Jahren deinen Wandel und Weſen beobachtet, aber eins dünkt mich vor allen köſtlich und zugleich befremdend. Obwohl deine Schickſale oft wunderlich wechſelten, und viel und mancherlei Leid und Trübſal dich und dein Haus betroffen haben, ſo bleibſt du dennoch gleich heiter und ſtill in deinem Angeſicht und Weſen, an dem böſen, wie am guten Tage. Lehre mich, wie du ſolches vermögeſt.“ Da lächelte Gotthold, und ſprach zu Otto: „Das läßt ſich mit wenig Worten ſagen. Mich lehrt es mein eigener Beruf und die tägliche Arbeit. Siehe, ich betrachtete mich ſelbſt und mein Leben als ein Ackerwerk.“ Als bei dieſen Worten Otto ihn anſah, als ob er Gotthold nicht verſtände, fuhr dieſer fort: „Siehe, mein Bruder, wenn ein Trübſal kommt, ſo denke ich an den Pflug und an die Egge, die den Erdboden aufreißen, damit das Unkraut erſterbe, und das Samenkorn Wurzel faſſen möge. So forſche ich nach dem wüſteſten Fleck in meinem Innern und nach dem Unkraut, das in mir wohnen möge. Dieſes muß vertilgt oder jenes bearbeitet werden, wenn die Frucht wachſen und gedeihen ſoll. Zuweilen ſehe ich auf meine Trübſale, wie auf ein Gewitter, welches ſchwarz und drohend herauf zieht, hernach aber Regen bringt und die Luft abkühlt, und denke dabei: wenn es vorüber iſt, wird die Sonne wieder ſcheinen. Siehe, ſo betrachte ich mich ſelbſt und mein Leben als Ackerwerk. Darf auch der Acker zu dem Pflüger ſagen: Was macheſt du?“ — „Und wer iſt deines Ackers Herr und Pflüger?“ fragte Otto. — „Wer anders,“ antwortete Gotthold, „als Er, der den Reif und Schnee und Thau und Regen und Sonnenſchein auf meine Aecker ſendet? Wen er züchtiget, den hat er lieb.“

F. W. Krummacher.

Gott hilft!

Veit nährte ſich mit Weib und Kindern,
Bei reger Thätigkeit, nur kümmerlich.
Durch Zufall pflegte wohl mitunter ſich
Sein dürftiger Erwerb noch zu vermindern.
Doch wenn es auch am Nöthigſten gebrach,
Hing er nicht troſtlos der Verzweiflung nach,
Und pflegte, mit nie wankendem Vertrauen,
Stets auf den Spruch: Gott hilft! zu bauen.
Und neue Kraft und Feſtigkeit gewann
Sein Glaube dadurch, daß den Biedermann
In ſeiner Noth die Menſchen nicht verließen.
Ein reicher Nachbar pflegte dann und wann
Gutherzig ihm ein Sümmchen vorzuſchießen.
Veit half dem dringendſten Bedürfniß ab,
War doppelt fleißig, ohne zu ermatten,
Um, was ihm jener huldreich gab,
So ſchnell als möglich wieder zu erſtatten,
Und bracht' es dann, mit dankerfülltem Blick
Und mit dem Wort: „Gott hilft!" zurück.
Ob dieſem feſten Gottvertrau'n
Pflegt' ihn der Nachbar dann und wann zu necken:
Er möge nicht mit einer gar zu kecken
Und blinden Zuverſicht auf dieſe Hülfe bau'n.
Veit aber konnte ſich in dieſem Fall
Der Anſicht ſeines Gönners nie bequemen,
Und ließ ſich ein für allemal
Den alten Troſt: Gott hilft! nicht nehmen.
Einſt war er, wie er es ſchon oft gethan,
In ſeines Nachbars Haus geſchritten,
Um einen kleinen Vorſchuß ihn zu bitten;

Doch achſelzuckend ſah ihn dieſer an,
Und ſprach: „Es thut mir leid, daß ich nicht helfen kann!
Erſchöpft iſt augenblicklich meine Kaſſe,
So daß ich füglich nicht — darum verlaſſe
Auf Gottes Hülfe dich, die kein Geſchöpf verläßt,
Und halt' an deinem alten Glauben feſt!"
Veit ſah ihn mit Befremden an, und ſchied,
Den Vorfall ſeinem Weibe zu erzählen.
Sie konnte ihren Kummer nicht verhehlen,
Den tiefbewegt ein Thränenſtrom verrieth.
Veit aber war auf's zärtlichſte bemüht,
Den alten Spruch: Gott hilft! ihr zu empfehlen.
Bei ſeinem kargen Mittagsmahle ſaß
Er Tags darauf mit ſeinem Weibe,
Wo Jeder, halb gefaßt, ſein Leid vergaß.
Da klirrte plötzlich eine Scheibe
Des obern Fenſters, brach entzwei,
Und durch die Oeffnung, wie in einem Bogen
Geſchleudert, kam — ein Papagei
Zu ihnen auf den Tiſch geflogen.
Starr auf den todten Vogel ſahn
Die beiden hin, doch keiner griff ihn an.
Begleitet ward von einem dumpfen Laute,
Von einem Klingen, wie Metall,
Des wunderſamen Vogels Fall.
Und als Veit endlich näher ihn beſchaute,
Da ſah er, daß ſein Leib geborſten war.
Nebſt mehreren Dukaten wies, zur Freude
Der beiden Hocherſtaunten, gar
Noch ein Demantring ſein Eingeweide.
Beſchämt nahm dieſen Fund die Gattin wahr,
Und laut erſcholl aus Herzensgrunde
Ein freudiges: „Gott hilft!" aus Beider Munde.

Der Nachbar ſtellte ſich am andern Tage
Im Hauſe der Beglückten wieder ein,
Und nach dem Gruße folgte ſeine Frage:
„Ob Gott geholfen?“ eilig hinterdrein.
Doch wie erſtaunt' er, als mit frohem Ja!
Das Ehepaar ſich zu ihm wandte,
Und er den eignen Papagei erkannte,
In jenem Vogel, den er vor ſich ſah.
Wahrſcheinlich hatt' er die metall'ne Maſſe
Verſchlungen, und fand ſeinen Tod daran.
Man warf herauf den Vogel auf die Gaſſe,
Und Knaben, die ihn dann dort liegen ſahn,
Die ſchleuderten, zu loſem Zeitvertreibe,
Ihn nach des Armen Fenſterſcheibe.
Erſchüttert nahm der Nachbar jetzt die Hand
Des Gläubigen, und rief, halb weggewandt:
„Es hat euch ſeine Hülfe Gott geſandt!
Verzeiht, wenn ich, wie es ſich nicht gebührte,
Euch diesmal in Verſuchung führte.
Behaltet dieſen Ring und dieſes Gold,
Das euch ein Höherer, als ich, gezollt.
In Zukunft aber mögt ihr mit Vertrauen,
So ihr's bedürft, auf meine Hülfe bauen.“

H. Doering.

II.

Verſtand und Lebensklugheit.

Der Weg der Pflicht.

Ein Vater ging mit seinem Sohne nach der Stadt auf den Jahrmarkt. Der Weg aber zog sich durch ein langes Wiesenthal. Vor und hinter ihnen wandelte das Volk in Schaaren, und Jeder wählte trotz der an den Weg gesteckten Pfandzeichen, den bequemsten Pfad. Ein verständiger und fleißiger Wiesenbesitzer hatte indeß, um Schaden zu verhüten, den Fußweg durch sein Eigenthum mit Erde und Kies erhöht. Der Weg aber war noch neu und uneben. Da wichen die Wanderer zu beiden Seiten aus, und zertraten die Wiese noch schlimmer als zuvor. Nur der Vater trat geflissentlich auf den erhöhten Pfad, und ebnete mit kurzen und festen Schritten die gröbsten Schollen. Das gefiel seinem kleinen Sohn, und er trampelte hinter ihm her, als träte er Beete im Garten ab. Hinter ihnen aber lachten die Marktgäste, die bequemer auf dem Grase wandelten. Das hörte der Knabe und sagte: „Vater, die Leute hinter uns lachen. Gewiß gilt es uns, weil wir allein den unebnen Pfad gehen.“ — „Wohl möglich!“ versetzte der Vater. „Unter den Lachern ist

aber gewiß der Eigenthümer dieſer Wieſe nicht, und wahrſcheinlich ſehen in dem Augenblicke ſich unſere Lacher nach dem Flurſchützen um; denn der betretene Weg iſt nicht immer der erlaubte. Wir aber gehen getroſt den Pfad, den alle betreten ſollten." Auf dem Rückwege kamen Vater und Sohn etwas ſpäter als die übrigen Marktgänger an dieſe Stelle. „Vater," ſprach der Sohn, „jetzt lacht Niemand mehr hinter uns her. Laß uns nun den Pfad ganz eben treten; dann werden ihn auch Andere gehn, und nicht mehr den ſchädlichen Nebenweg einſchlagen." Zu ihrer beiderſeitigen Freude wurden ſie aber gewahr, daß ſchon eine Menge Menſchen, und unter dieſen gewiß auch mancher Lacher, ihnen zuvor gekommen war. „Siehſt du," ſprach der Vater, „was ein gutes Beiſpiel vermag? Laß uns nur immer auf der ganzen Lebensreiſe den Weg einſchlagen, und wär' er auch noch ſo rauh, auf welchem wir keinen Wächter über, neben und in uns ſcheuen dürfen!" — „Vater, wie könnt' ich etwas anders wollen, da mir dein Beiſpiel überall vorleuchtet?" — „Und wie wohl wird dir ſein," fuhr der Vater fort, „wenn auch du immer ſo handelſt, daß du wünſchen kannſt, die ganze Welt befolgte dein Beiſpiel!"

J. A. Schlez.

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldne Weizenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einſt früh in Geſchäften aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.

Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir ſchweben in großer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Der Weizen iſt reif, die Mahd muß geſchehn,
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n."

„O," ſagte die Wachtel, „dann iſt es noch Zeit!
Nicht flugs ſind die Nachbarn zu Dienſten bereit."
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir ſchweben in neuer Gefahr!
Der Herr des Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Uns ließen die treuloſen Nachbarn im Stich!
Geh' rings nun zu unſern Verwandten, und ſprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth ſehn,
So helfet ihm morgen ſein Weizenfeld mäh'n!"

„O," ſagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs iſt die Sippſchaft zur Hülfe bereit."
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder zu Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir ſchweben in höchſter Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Uns ließen auch unſre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wenn morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüſten, den Weizen zu mäh'n."

„Ja," ſagte die Wachtel, „nun iſt's an der Zeit!
Macht ſchnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit.
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand."
Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geſchwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

A. J. C. Langbein.

Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten zuſammen auf einer Wieſe. „Hirſch," ſagte der Stier, „wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für Einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen." „Das muthe mir nicht zu," erwiederte der Hirſch. „Warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſicherer entlaufen kann?"

G. E. Leſſing.

Das Schilfrohr.

Von ſeinen Enkeln geführt, begab ſich Leander hinaus auf die herbſtliche Flur. Zärtlich hatten ſich die Knaben um ihn gedrängt; denn wie ſie auch unter einander oft unverträglichen, widerſpenſtigen Sinnes waren, alle begegneten ſich in der Liebe zu dem ehrwürdigen Alten, und der Beifall deſſelben ſchien einem jeglichen das

höchſte Ziel ſeines Strebens. Es geſchah aber, als ſie aus den Thoren der Stadt traten, daß ein jeder der Knaben einen andern Weg einſchlug; denn alle wollten den Greis zu ihren Lieblingsſtellen geleiten, und da dieſer nicht alle Wünſche zu erfüllen vermochte, ſo erhob ſich ein Streit unter ihnen, und einer kränkte den andern mit feindſeligen Reden, ſo daß zuletzt alle in ſtummem Unmuth des Weges dahergingen. Leander, der dies bemerkte, war darüber von Herzen betrübt. Er beſtimmte nun ſelbſt den Weg, um den Zwiſt zu beenden, und führte die grollende Schaar zu einem nahe gelegenen Hügel hinan, der weit über die Ebene hinausſchaute. Als ſie denſelben erſtiegen, und Leander ſich niedergelaſſen hatte, lagerten ſich die Knaben zu ſeinen Füßen. Allmälig verſchwand ihr Unmuth beim Anblick der herrlichen Ausſicht, und ſie begannen wiederum ihre Augen zu erheben, und lauſchten erwartungsvoll den Worten ihres väterlichen Freundes. Dieſem aber war, als er in die weite Ebene hinausſchaute, als überblicke er das Leben von dem letzten Hügel der Laufbahn, und all die Stürme, die er überſtanden, und die Freuden und Leiden vergangener Zeit zogen an ſeiner Seele vorüber, und er gedachte mancher treuen Hand, die ſeine Laſten erleichtert, und manches befreundeten Herzens, das der Tod von dem ſeinen gelöſt. Seine Seele war voll Wehmuth, und er blickte gedankenvoll auf ſeine Enkel herab, und dachte, wie ſie noch am Eingang ſtänden des ſturmbewegten Lebens, und wie die Zeit ſo kurz ſei, in der er ſie zu leiten vermöchte; und der Gedanke, daß ſie noch nicht eins waren im Geiſt der Liebe und Eintracht, beunruhigte ſein Gemüth. Als er dies dachte, und in tiefes, ernſtes Nachdenken verſunken hinabſchaute, fiel ſein Blick auf einen nahegelegenen Weiher, in deſſen Schilfrohr der Wind ſpielte, und es in ſanften Wellen bewegte. Es gemahnte ihn aber daſſelbe an die jugendliche Schaar, die ihn umgab, und er erhob ſein Antlitz und ſprach: „Nicht um-

ſonſt, meine Kinder, ward unſer Fuß auf dieſen Hügel geleitet. Seht dort das Schilfrohr zu unſern Füßen! Iſt es nicht ein Bild eurer zarten, ſchutzbedürftigen Jugend? Leicht bewegt ſchwanken die feinen Stäbchen, ſobald ein Windſtoß darüber hinwegfährt. Sollte man nicht befürchten, daß er ſie knicken werde, da die Natur ihnen in ſich ſelbſt ſo wenig Widerſtand gab?" — „Ich würde es glauben," entgegnete einer der Knaben, „wenn ich nicht geſehen, wie jenes gebrechliche Rohr ſchon ſtärkere Stürme beſtanden, und dennoch unverſehrt geblieben iſt, wenige Stäbchen ausgenommen, die ich geknickt am Ufer fand." — „Und warum mußten dieſe unterliegen?" fragte der Greis. — „Sie ſtanden allein und abgetrennt von den andern," erwiederte jener. „Darum konnte ſich der Sturm ihrer bemächtigen. Dort aber, wo das Rohr dichter iſt, ſtützt ein Stäbchen das andere, und wie der Wind ſie auch gemeinſchaftlich beugt, kann er doch keins zerbrechen, weil das Ganze das Einzelne hält, und dem Sturm Widerſtand leiſtet." — „Und ſollte uns nicht hierin eine geheime Lehre verborgen ſein?" verſetzte Leander. „Was iſt es denn, was das Glück der Völker, das Wohl der Familien ſichert? Iſt es nicht, nächſt dem höhern Schutz, der friedliche Verein einzelner Kräfte, das Band der Liebe und Eintracht, das demſelben Dauer verleiht?" Da errötheten die Knaben, denn ſie gedachten ihres Streits und öftern Unfriedens, und wagten nicht, ihre Blicke zu erheben. Leander aber ſah, was in ihrem Herzen vorging, und winkte einem der Knaben, daß er eine Handvoll des Rohrs herbeibringe. Als aber das geſchehen, vertheilte er es unter die Brüder, und ſprach: „Gedenket, wenn ich heimgegangen, gedenket mein beim Anblick des Rohrs. Haltet zuſammen, ſo wie der Schöpfer dieſe zarten Stäbe dicht an einander gepflanzt hat. Vereint nur vermögt ihr die Stürme des Lebens zu beſtehen, wie es dieſes Bild euch gelehrt hat. Und wenn einer ſich losſagen will von dem brüder-

lichen Bunde, ſo erinnert euch des Rohrs, das der Sturm geknickt. Dem vereinzelten Daſein drohen die Schläge des Geſchicks doppelt Gefahr. Liebe und Eintracht aber ſind die Stützen des Lebens, und im Unglück entfaltet ſich zwiefach ihre himmliſche Kraft.“ Da wurden die Knaben ergriffen von den Worten des Greiſes. Er aber ſegnete ſie unter Thränen, und alle legten in ſeine Hand das Gelübde ab, zu thun, wie er ihnen durch dieſes Gleichniß gelehrt.

Agnes Franz.

Die Droſſel und der Specht.

„Du noch hier?“ fragte ein Specht eine Droſſel, die er ſpät im December ſah. „Du hätteſt längſt mit deinen Geſpielen fortwandern ſollen.“ — „Das würde ich gethan haben,“ ſprach ſie, „wenn ich nicht krank geworden wäre.“ — „Du dauerſt mich,“ verſetzte der Specht. „Ich fürchte, du wirſt unſern rauhen Winter nicht aushalten, und wovon willſt du leben?“ — „Leben doch auch die Meiſen und die Zaunkönige! Hab' ich nicht viel, ſo hab' ich wenig. Es bleibt nicht immer Winter.“ — „Aber der Frühling iſt noch fern.“ — „Doch kömmt er gewiß, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“ — „Die Hoffnung hält aber nicht allemal, was ſie der Zukunft verſprochen.“ — „Nun, ſo tröſtet und verſüßt ſie doch wenigſtens die Gegenwart.“

K. J. Kretſchmann.

Salomo's Geiſt.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und Hitze, ſein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand den Samen in den lockern Schooß der Erde zu ſtreuen. Plötzlich ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde ein göttliche Erſcheinung vor ihm. Der Greis ſeufzte. „Ich bin Salomo!“ ſagte das Phantom, mit vertraulicher Stimme. — „Wenn du Salomo biſt,“ verſetzte der Alte, „wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner Jugend zu der Ameiſe; ich ſah ihren Wandel, und lernte von ihr, fleißig ſein und ſammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch.“ — „Du haſt deine Lexion nur halb gelernt,“ verſetzte der Geiſt. „Gehe noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun auch von ihr, in dem Winter deiner Jahre ruhen und das Geſammelte genießen.“

G. E. Leſſing.

Das Teſtament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaß,
Und Andrer Mängel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beizuſtehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Auf's ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als ſie.
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.

„Nein," ſprach er, „laßt ſie neidiſch ſchmahn,
Sie werden ſchon nach meinem Tode ſehn,
Wie viel ſie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menſchen nützen können."

Er ſtirbt. Man find't ſein Teſtament,
Und lieſt: „Ich will, daß einſt nach meinem Sterben
Mein hinterlaſſ'nes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil ſie dies Gut mir nicht gegönnt."
So mancher Freund verwünſcht dies Teſtament.
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles dieſen beiden."

Die beiden Nachbarn kriegten das Vermögen;
Wie rühmten ſie den Seligen nicht!
Er war die Großmuth ſelbſt, er war der Zeiten Licht,
Und alles das des Teſtamentes wegen;
Denn eh' er ſtarb, war er's noch nicht.

Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht! Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kaſten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn Andre ſchnarchend liegen,
Und wünſcht mit Thränen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen.
Springt oft, durch böſe Träum' erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hätte,
Mit ſchnellen Füßen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,

Und nimmt aus Geiz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er ſich noch ſatt gegeſſen,
Reich hungert' er, bei halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott und über Theurung ab,
Und ward mit jedem neuen Tage
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.

Der andre Nachbar lachte ſein.
„Der Thorheit," ſprach er, „will ich wehren.
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun."
Er hielt ſein Wort, und ſah in wenig Jahren
Sein vieles Geld in fremder Hand.
Durch Straßen, wo er ſonſt ſtolz auf und ab gefahren,
Schlich jetzt ſein Fuß ganz unbekannt.
„Ach," ſprach er zu dem andern Erben,
„Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg; ich hab' es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen;
Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen."

C. F. Gellert.

Die Pappel und der Apfelbaum.

Nahe bei einigen Bäumen ſtand eine hochgeſchoßte Roſenpappel. Es war ſpät im Jahr, und ihre Blätter welkten. „Der furchtbare

Herbſt!“ klagte die Arme. „Ich ſehe mein unvermeidliches Schickſal, und mein einziger letzter Troſt, daß das, was ich leide, Naturgeſetz ſei, daß mein Loos dem Looſe dieſer größern Bäume gleicht — wie ſchwach iſt er!“ — „Zumal, da er falſch iſt!“ rief ein junger Apfelbaum. „Dein Tod iſt nicht wie der unſrige. Zwar welken und verdorren wir, wie du; doch wir auf wenige Monde, du für immer.“ — Wozu dieſe demüthigende Belehrung?“ fragte ein älterer Baum dieſen jüngern. „Wer heißt es dir, einem Unglücklichen ſeinen letzten Beruhigungsgrund rauben?“ — „Aber er war doch falſch, und meine Einſchränkung gegründet.“ — „Immerhin! Auch als Irrthum verſüßte er die Qual eines Leidenden, und ſollte dadurch ſchon dir unverletzlich werden, weil es ſein letzter war.“ Noch ſtritten ſich die Bäume, als der Herr des Gartens mit einem Fremden vorüberging. Er ſprach von dem Tode eines ſeiner Freunde und von der Heiterkeit, mit welcher er geſtorben. „Aber die Meinung, die ihn beruhigte, war falſch,“ warf jener ein. „Vielleicht,“ war die Antwort; „aber ſollten wir ſie ihm nehmen, wenn ſie ihn beruhigte? Habt des Troſtes ſo wenig, arme Menſchen, und müht euch, auch den wenigen noch hinweg zu vernünfteln!“

A. G. Meißner.

Der Hirſch und der Fuchs.

Der Hirſch ſprach zu dem Fuchs: „Nun wehe uns armen ſchwachern Thieren! Der Löwe hat ſich mit dem Wolf verbunden.“ — „Mit dem Wolf?“ ſagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und ſo werdet ihr euch noch oft

bei Zeiten durch die Flucht retten können. Dann aber möchte es um uns alle geſchehen ſein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen ſollte, ſich mit dem ſchleichenden Fuchs zu verbinden."

G. E. Leſſing.

Das Meer.

Auf einem Felſen am Meer ſaß Amynt mit ſeinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange ſchon hatte der Knabe ſich nach dieſem Augenblicke geſehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieſes Anblicks. Oft hatte er gebeten: „O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabenen Natur, die ſich dort offenbart in dem unermeßlichen Waſſerreiche. Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauſpiel erſt gewähren, wenn ſein Geiſt fähiger ſein würde, die Wunder der Schöpfung zu faſſen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabenen Tempel ſeiner Allmacht. Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen ſtiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach ſich ſchäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe ſchwindelnd hinab ſah in das ſchrankenloſe Reich. Lange ſtand er und ſtarrte in die Ferne. Dann klammerte er ſich feſter an den Vater, und rief: „O halte mich, Vater! Mir wird ſo ſeltſam zu Sinn bei dieſem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth. Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieſer raſtloſe Kampf widerſpricht demſelben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei ſeinem Anblick, und ich ſchaue geängſtigt und beklommen in die empörte Tiefe hinab." — „Du ſiehſt das Meer vom Sturm bewegt," entgegnete

der Vater. „Keiner vermag in dieſem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm ſonſt eigen iſt. Es gleicht dem Menſchen, den Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, den aber der Kampf wilder Leidenſchaften weit von ſeinem erhabenen Vorbilde entfernte. Betrachte dies Wogengewühl, wie es ſich unruhig emporhebt, und eine Welle die andern überragen und niederſchlagen will. Sie möchten alle den Himmel erſtürmen, deſſen Bild längſt aus der unruhigen Fluth entſchwand. So langt der Menſch, von leidenſchaftlicher Begier entſtellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glücks. Mit ungeſtümer Hand will er zu ſich herabziehen, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schooß fällt. Aber fern und ferner ſchwindet ihm das erſehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, ſo war es nur Dunſt und Wolkenſchatten, gleich dieſem, in deſſen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht." — „Aber des Friedens ſeliges Bild," erwiderte Hilkar, „darf es ſich nimmer der Sehnſucht kund geben?" — „Möge die Natur, mein Sohn, dir ſelbſt dieſe Frage beantworten!" ſprach der Vater, und verwies den forſchenden Knaben auf den folgenden Tag. Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender als das erſte, und der Weg war noch weit bis zu dem Thal, wo ihre Hütten ſtanden. Aber am Morgen, als die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den ſchlummernden Knaben, und zog ihn raſch mit ſich fort, und führte ihn auf die ſchimmernde Felshöhe. Schon hatte ſich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben; ſchon tanzte ihr zitterndes Licht in tauſend Schwingungen auf dem Meeresſpiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanze des Morgens. Sanft hoben ſich die Wellen, wie die Pulsſchläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derſelben ruhte des Himmels Bild und

das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu Einem Reiche; denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verschmolzen durch den Wiederschein des himmlischen Lichtes. Aber der Knabe warf sich nieder in unaussprechlicher Rührung, und faltete die Hände und sprach: „Ja, nun habe ich das Herrlichste gesehen, was die Erde giebt, das erhabene Bild der seligsten Ruhe.“ — „So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn,“ sprach der Vater; „es ist das Bild des in sich zufriedenen Gemüthes. Wie der Himmel sich nur auf der ruhigen Fläche wiederspiegelt, so wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungestümen Wünschen und Forderungen, so wird der Himmel darin wohnen, und deine irdische Welt schon hier eins sein mit dem lichthellen Jenseits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwischen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtschleier geworfen ist, dem himmlischen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

Agnes Franz.

Das Wasser.

Bald nachdem die Schöpfung vollendet, begannen die Erde, die Luft und das Feuer ihr Bruderelement, das Wasser, zu verachten. „Alles,“ sprach die Erde, „wird durch mich ernährt. Kannst du das auch?“ Die Luft sprach: „Durch mich athmet Alles; kannst du das auch?“ — „Und durch mich wird alles erleuchtet und erwärmt,“ sprach das Feuer; „kannst du das auch?“ „Aber ich,“ erwiederte

das Waſſer, „mache die Erde fruchtbar, kühle dich, Luft, und dich, Feuer, löſch' ich gar aus. Darum laßt uns friedlich zuſammenwirken, wenn die Welt beſtehen ſoll."

K. J. Kretſchmann.

Herkules.

Als Herkules in den Olymp aufgenommen ward, begrüßte er unter allen Göttern zuerſt die Juno. Der ganze Olymp und Juno ſelbſt erſtaunten darüber. „Deiner Feindin," rief man ihm zu, „begegneſt du ſo zuvorkommend?" „Ja," erwiederte Herkules; „nur ihre Verfolgungen ſind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gaben, womit ich den Himmel verdient habe." Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno war verſöhnt.

G. E. Leſſing.

Die Wachtel und die Lerche.

Matt und müde kehrte die Lerche aus ihrem ätheriſchen Concertſaal zurück in ihr Neſt. „Ach," ſeufzte ſie, „dort war es ſo hübſch, und hier iſt alles leer. Der Mangel verfolgt mich doch immer!" Das hörte ihre Nachbarin, die wohlhabende Wachtel. „Warum," ſprach ſie, „ſchwebſt du auch immer in der Luft? Freilich wächſt dort kein Weizen. Befolge doch endlich meinen Rath. Singe weniger, und ſammle mehr!"

K. J. Kretſchmann.

Die Wanderer.

Drei Brüder verließen das Vaterhaus,
Und wanderten keck in die Welt hinaus.
Sie wähnten, aus allerlei täuschenden Gründen,
Ein glückliches Loos in der Fremde zu finden.

Der Aelteſte war ein poſſierlicher Tropf.
Er ſtürzte davon über Hals und Kopf,
Lief Auen und Felder entlang, wie ein Haſe,
Und fiel, wie ſich denken läßt, oft auf die Naſe.

Dies Uebel verſchmerzte der luſtige Thor;
Doch ſtand ihm ein härterer Unfall bevor:
Er ſtolpert' in blinder Haſt und Schnelle,
Und brach das rechte Bein auf der Stelle.

Dahin war nun Hoffnung auf Geld und auf Glück.
Er humpelte troſtlos zur Heimath zurück. —
Indeß ſchlich, entfernt eine ziemliche Strecke,
Sein zweiter Herr Bruder, ſo träg wie 'ne Schnecke.

Er liebte den Wein, ein Paſtetchen, ein Huhn —
Kurz, hatte ſehr viel mit dem Magen zu thun;
Und winkt' ihm von fernher ein Wirthshauszeichen,
So müht' er ſich eilig, dies Ziel zu erreichen.

Er ruhte bequem und gemächlich dort aus,
Hielt, wie ſich's verſteht, einen köſtlichen Schmaus,
Und höchlich vergnügt bei Trank und Speiſe,
Vergaß er oft gänzlich darüber die Reiſe.

Doch wurde gar bald dies leckere Mahl
Bei fehlendem Gelde höchſt dürftig und kahl;
Sein Magen fing an, ſich ſehr laut zu beſchweren,
Und trieb ihn, zur Heimath zurückzukehren.

Indeſſen ging der dritte Geſell
Nicht eben zu langſam, nicht eben zu ſchnell;
Wich nicht vom Pfade zur Rechten und Linken,
Und hielt ſich fein mäßig im Eſſen und Trinken.

So kam er am Ziele der Wanderung an,
Und, als ein froher, beglückter Mann,
Begrüßt' er nach Jahren die troſtloſen Brüder
In ihrer verfallenen Hütte wieder.

A. Döring.

Die Bäumchen.

Drei junge Bäumchen wuchſen zwar in unfruchtbarem Boden, aber an einem mächtigen Strom, der ſeine Fluthen in den Ocean trieb. Da fragte ihn eins: „Wohin eilſt du, prachtvoller Strom?“ — „Dorthin, wo ich noch größer und prächtiger zu werden hoffe. Willſt du mit?“ Das Bäumchen war entſchloſſen, ließ ſich fortreißen vom Strom, und ward an ein fernes geſegnetes Land geführt, wo es Wurzel faßte und bald zu einem großen Walde heranwuchs. Als ſein zurückgelaſſener zweiter Bruder das vernahm, ſtürzte er ſich von ſelbſt in den Strom, und ward hinausgeſchwemmt in den Ocean. Er war lange das Spiel der Wellen und des Sturmes geweſen, als ihn der Orkan auf einen öden Felſen warf, wo er bald gänzlich

verderben mußte. Das hörte der dritte zurückgebliebene junge Baum, und überhäufte den Strom mit bitteren Vorwürfen. „Gemach!“ rief dieſer. „Iſt's denn meine Schuld? Zwei thun oft einerlei, und doch iſt's zweierlei.“

K. J. Kretſchmann.

Das Kleinod.

Ein Knabe erblickte in einem Naturalienkabinet einen großen Kieſelſtein, deſſen unanſehnliche Hülle einen koſtbaren Amethyſt verbarg. Erſtaunt über dieſe Entdeckung, vermochte er ſeine Blicke nicht von dem wunderbaren Stein abzuwenden. Er hatte, was die Außenſeite deſſelben betraf, dergleichen ſchon mehrere geſehen, und beſchloß, jeden ähnlichen Kieſel auf's ſorgfältigſte zu ſammeln, um ſich eines ähnlichen Schatzes zu verſichern. Begeiſtert von ſeinem Vorhaben, begann er, als er zu Hauſe war, mit mancherlei geheimnißvollen Andeutungen von demſelben zu ſprechen. Die Liebe, die er zu ſeinen Eltern hegte, zeigte ihm in dem Kleinod, das er zu erringen hoffte, das willkommene Mittel, manche ihrer kleinen Sorgen zu erleichtern. So kam es, daß er ſie oft mit der Annäherung beſſerer Zeiten tröſtete, und das Glück der Kinder pries, denen es gelänge, Freude über das Leben ihrer Eltern zu verbreiten. Er begann nun, ſo oft er vermochte, weite Wanderungen in das Gebirge. Er hatte die Abzeichen jedes Steines ſich wohl gemerkt, und ſuchte nach ihnen mit prüfenden Blicken umher. Immer kam er beladen nach Hauſe, und täglich vermehrte ſich der Vorrath, den er in ſeinem Kämmerlein aufſchichtete; denn er gedachte, ſich einen großen Reichthum zu ſammeln, und trug ſich mit den fröhlichſten Hoffnungen.

Der Vater, der das ſtille Treiben ſeines Sohnes beobachtete, bemerkte bald mit Unmuth, daß er über den Eifer, womit er den Mineralien nachging, die nöthigſten Arbeiten zu vernachläſſigen anfing. Wirklich hatte auch der Knabe ſeit jenem Tage allen Trieb zu nützlichem Fleiße verloren; denn wie er auch bisweilen ſeine Bücher hervorſuchte, immer zog es ihn wieder zu den Steinen, und er hämmerte und zergliederte unaufhörlich, und auch in den Lehrſtunden waren ſeine Gedanken bei den Kieſeln, und er träumte ſogar davon. Da begab es ſich einſt, daß der Vater, durch die Winke der Lehrer aufmerkſam gemacht, in ſeines Sohnes Kämmerlein trat, um ihn mit Ernſt zu ermahnen. Er fand ihn aber gar traurig am Boden ſitzen, und ſein Auge ſah kummervoll, und viele der zerſchlagenen Steine lagen um ihn her. „Was weilſt du ſo ſtill und betrübt unter den Kieſeln?“ ſprach der Vater. „Ach,“ ſeufzte der Knabe, „ſeit ich den unvergleichlichen Amethyſt geſehen, hab' ich immer gehofft, einen ähnlichen Schatz zu entdecken. Ich dachte es mir ſo ſchön, euch alle damit zu erfreuen, und allen zu helfen mit dem Ertrag meines Fundes. Aber mein Suchen und Mühen iſt vergebens, und ich gebe nun alle Hoffnung auf, ein ſolches Kleinod zu erringen.“ — „Daran würdeſt du Unrecht thun,“ entgegnete der Vater. „Gewiß hat die Natur jenes Bild nicht vergebens vor deine Augen geſtellt. Bewahre es treu; vielleicht gelingt es mir, dich auf ſicherem Wege zu einem Schatze zu führen, der dir alle jene Vortheile gewährt.“ — — „Wie? du wüßteſt?“ unterbrach ihn der Knabe in froher Ueberraſchung; „wo iſt der Schatz, den du meinſt, und wie ſoll ich ihn finden?“ — „Das Kleinod, von dem ich ſprach,“ entgegnete der Vater, „liegt viel näher, als du meinſt. Es bedarf nur eines frommen, beharrlichen Sinnes, um ſich deſſelben zu verſichern. Wie thöricht, daß du auf den Höhen des Gebirgs umherirrteſt, daß du beſchwerliche Klippen erſtiegſt, und dich müde trugſt an den laſtenden

Kieseln! Nicht dort, in dir selbst liegt der Schatz, den du suchen solltest, und nicht umsonst standest du vor dem rohen Stein, dessen Tiefe dir seine innere Schätze enthüllte, und dich hinwies auf einen ähnlichen Gewinn. Die Hoffnung, die damals in dir erwachte, und dir einen noch unbekannten Segen verhieß, hat dich nicht getäuscht. Aber die Richtung war falsch, die dein Streben genommen. Weißt du nicht, mein Sohn, und hat es dir dein Herz nicht gesagt, wo du das, was ich meine, suchen und finden sollst? Hat nicht des Schöpfers Hand in unsere Brust schönere Reichthümer niedergelegt, als in den leblosen Kiesel? Und sind nicht die Vortheile unendlich größer, die du dir von der Ausbildung derselben versprechen darfst? Warum willst du einen Schatz übersehen, dessen Segen so wichtig ist, und deinen Blick nach außen kehren, wo alles das Gepräge der Vergänglichkeit trägt?" Da verstand der Knabe des Vaters Rede, und er erröthete, denn er gedachte der vielen Stunden, die er unnütz versäumt, und die Ermahnungen der Lehrer fielen mit dem innern Vorwurf vereint auf sein Herz. „Wie Schade ist es um die verlorene Zeit!" seufzte er endlich, und wie betrübt es mich, daß ich trotz aller meiner Mühe so gar nichts gewonnen!" — „Vergiß nicht, was diese Stunde dir gab!" versetzte der Vater, „Du solltest vielleicht den geringern Vortheil entbehren, damit dir ein größerer zu Theil würde. Gehe hin, und suche die Schätze, die ich dich kennen gelehrt; in Fleiß und Geschicklichkeit wirst du sie finden!" Da ermannte sich der Knabe, und trug die lästigen Steine hinaus, und schlug statt ihrer die Bücher auf, und forschte nach andern Juwelen. Der innere Schatz aber nahm zu mit jeglichem Jahr, und zuletzt ward ihm gegeben, was er verlangte: er ward die Freude, die Stütze seiner Eltern.

Agnes Franz.

Die Lehre der Mutter.

Ein junges Mäuschen ging auf Reiſen,
Kam bald zurück in's Mutterhaus,
Und ſprach: „Du mußt mich unterweiſen;
Denn mein Verſtand reicht noch nicht aus.
Ich ſehe mancherlei Geſtalten
Vor meinem Blick vorüberziehn,
Und weiß mich dann nicht zu verhalten:
Soll ich mich nahen oder fliehn?
So hatt' ich heut' in einer Scheuer,
Worin ich ſtill geſchlichen war,
Ein wunderbares Abentheuer
Voll Schreck und grauſender Gefahr.
Ein Ungethüm von rauhen Sitten,
Und feuerroth um's Haupt vor Zorn,
Kam frech und ſtolz herein geſchritten,
An beiden Füßen einen Sporn.
Es rauſchte furchtbar mit den Schwingen,
Und öffnete den Hals dabei,
Als wollt' es mich im Nu verſchlingen,
Doch that's nur einen lauten Schrei.
Dagegen ſah ich in der Ferne
Ein Weſen, ganz der Anmuth Bild.
Die Augen funkelten wie Sterne,
Und waren dennoch fromm und mild.
Sanft, wie auf Roſen, kam's gegangen,
Und leckte ſich fein ſäuberlich
Das Bärtchen und die weißen Wangen,
Die es mit zarten Pfötchen ſtrich.

Voll Lieb' und Luſt, die mich durchglühten,
Hätt' ich's um Freundſchaft gern erſucht;
Allein des Flügelſchlägers Wüthen
Erſchreckte mich zu ſchneller Flucht." —

„Das dank' ihm ewig!" ſprach die Mutter.
„Denn dich bezauberte, mein Kind,
Die ſchlaue Katze, deren Futter
Wir armen Mäuſe täglich ſind.
Doch ſtört, trotz ſeiner Flügelſchläge,
Der Hahn nie unſre Sicherheit.
Geh' nur den Schleichern aus dem Wege;
Die Polterer thun dir kein Leid."

A. A. W. Laun abein.

Alcibiades und Sokrates.

Alcibiades ſcherzte eines Tages, wie er zuweilen pflegte, mit ſeinem geliebten Lehrer Sokrates, und ſprach: „Du biſt doch der wunderlichſte von allen Menſchen. Ganz Athen, nur die Sophiſten und die Feinde unter den habſüchtigen und ungerechten Volksbeherrſchern ausgenommen, nennt dich den Weiſen. Und ſelbſt jene erkennen dich heimlich dafür, wiewohl mit einer Scheu, die ihnen wehrt, es zu geſtehen. Nun habe ich lange geſonnen, dir die Kunſt abzulernen, mit welcher du alſo auf die Menſchen wirkeſt, daß alle dich ehren, ſelbſt diejenigen, die dich haſſen und ſcheuen, nicht ausgenommen. Aber alle meine Nachforſchungen haben mir nichts gefruchtet. Denn du entſchlüpfeſt mir immer, wenn ich dich gefaßt zu haben meine." Sokrates erwiederte lächelnd: „Jüngſt verglicheſt

du mich mit den ſatyrförmigen Gehäuſen der Bildſäulen. Jetzt meinſt du wohl mir eine Ehre zu erweiſen, wenn du mich zu dem Thier ſtellſt, das den Aeskulap begleitet, und um ſeinen Stab ſich windet. Ich ließe mir's gefallen, wenn blos von der Heilkraft die Rede wäre, und der Name des Thiers nicht auch zugleich an den Giftzahn erinnerte." — „Hier ſprichſt du wieder dein eigenes Urtheil," fiel ihm Alcibiades in die Rede; „du biſt ſtolz, Sokrates!" — „Nun," antwortete Sokrates, „ſo hätteſt du mich ja erfaßt." — „Ja," ſagte der Schüler des Weiſen, „ſtolz biſt du! Darum redeſt du auch von einem göttlichen Geiſte, der dich beſeele, und dir die Wahrheit offenbare. Und in welches Dunkel hüllſt du dich und deine Rede, wenn Jemand zu dir tritt, der dir mißfällt. Aber — und das iſt eben das Schlimme und Unbegreifliche — du biſt auch ſo beſcheiden wie ein Kind, und willſt nicht einmal deine Weisheit dir ſelbſt verdanken. Kurz, du biſt unbegreiflich und voll Widerſprüche mit dir ſelbſt, du ſeltſamer Mann!" — „Nicht doch!" erwiederte der Weiſe. „Siehe die Sonne an! Iſt ſie nicht das heiligſte Geſtirn? Doch zieht ſie die Dünſte zu ſich empor, und bildet ſie zu einem furchtbaren Donnergewölk, womit ſie ihr Antlitz verhüllt. Aber auch das Thautröpfchen, nachdem ſie ſich darin geſpiegelt und ihm den Glanz des Edelſteins verliehen, erhebt ſie, und bildet daraus den himmliſchen Bogen." Alcibiades ſagte darauf: „Alſo muß ich dich künftighin mit der Sonne oder ihrem Führer Phöbus Apollo vergleichen? Bei dem erſten Gaſtmahl will ich meinen Fehler wieder gutmachen." — „Wenn ich dies zugäbe, mein lieber Alcibiades," antwortete Sokrates, „ſo würdeſt du ja Recht haben, wenn du mich ſtolz nennſt, und dir ſelbſt auch widerſprechen, indem du mir eine kindliche Beſcheidenheit zutraueſt." Alcibiades erwiederte: „So muß ich wohl die Mitte halten, und dich der Eos vergleichen." — „Wie wollteſt du das beginnen?" fragte jener, und

Alcibiades ſagte darauf: „Sie verkündet ſtill und leuchtend die Ankunft des ſtrahlenden Sonnengottes; ſobald er ſelbſt aber erſcheint, verneigt ſie ſich vor ihm, als dem Höhern. Am Ende ſeiner herrlichen Laufbahn eröffnet ſie ihm wieder die Thore des Himmels. Aber wenn die düſtre Nacht kommt, dann ſteigt ſie glänzend in ihr ſtilles Gezelt zurück.“ Sokrates lächelte und ſprach: „Nun, hier haſt du ja zugleich den Weg gefunden, dir die Achtung der guten und die Scheu der böſen Menſchen zu erwerben. Stolz im Gefühl deiner menſchlichen Würde und Beſtimmung, Beſcheidenheit im Angeſicht des Höhern.“

J. A. Krummacher.

Der Pachter und ſein Sohn.

Ein Pachter ging mit ſeinem Sohn ſpazieren, der eben von der hohen Schule zurückgekommen war. Ihr Weg führte ſie durch einen Eichenwald. „Siehe,“ ſprach der Vater, „das giebt tüchtiges Brenn- und Bauholz. Nächſtens wird hier der Holzſchlag angefangen.“ „O die göttlichen Bäume!“ klagte der Sohn. „Wißt ihr wohl, wie viel Olympiaden ſolch ein Stamm braucht, um zu dieſer majeſtätiſchen Höhe emporzuwachſen? Wißt ihr, daß vielleicht Herrmann, der Cheruſker, ſich hier die Wunden kühlte? Wißt ihr, aus wie viel Faſern und Saftröhrchen und Jahrgeſchieben dieſer Stamm beſteht, und wie viel er jährlich Blätter treibt? Wißt ihr, wie viel Inſekten und Vögel Nahrung und Schutz finden unter ſeinem Laubdache? Und alle dieſe Herrlichkeiten ſollen der Art und Säge preisgegeben werden?“ — „Wunderlicher Heiliger!“ ſprach der Vater lächelnd,

„freilich weiß ich das alles nicht. Aber lieber möcht' ich wiſſen, wer die Art und die Sage erfunden, die uns nützlicher ſind als die Auflöſung aller deiner Fragen."

K. J. Kretſchmann.

Die Dryas.

An des Olympos Fuß erhebt
Ein alter Palmbaum ſich, den man als göttlich ehret,
Weil eine Dryas in ihm lebt,
Die jedem einen Wunſch erhöret.
Philint, der blos ein Herz und nichts von dem beſaß,
Was man zum Glück des Lebens zählet,
Schlich traurig um den Baum. „O Göttin, gieb mir das,
Was mir zu meiner Ruhe fehlet."
Er ſchweigt. „Das alles findeſt du,
Mein Sohn, in deiner eignen Hütte."
So flüſtert ihm ein Zephyr zu.
Philint beflügelt ſeine Schritte,
Stürzt keuchend in ſein kleines Haus,
Und von der Hoffnung Rauſch beſeelet,
Spürt er umſonſt den letzten Winkel aus,
Durchſucht ſich endlich ſelbſt, und findet, was ihm fehlet.
Was mochte wohl der guten Dryas Gunſt
Dem redlichen Philint beſcheren? —
Den allergrößten Schatz, die ſeltne Kunſt,
Was er nicht hatte, zu entbehren.

G. C. Pfeffel.

Das Vorlegeblatt.

Ein Lehrer vertheilte einmal gedruckte Vorlegeblätter unter seine Schüler. „Bieher," sagte er, „hab' ich euch lauter Richtiggeschriebenes zum Nachschreiben vorgelegt, wie man kleine Kinder, wo möglich, nur gute Beispiele sehen läßt, weil sie noch nicht unterscheiden können, was man nachahmen darf oder nicht. Hoffentlich aber kann man euch nun ohne Gefahr auch böse Beispiele in der Wortschreibung sehen lassen. Ich vertheile daher ein Päckchen Vorlegeblätter, welche nicht mehr, wie die früheren, richtig, sondern auch häufig falsch gedruckt sind. Laßt sehen, ob ihr in der Rechtschreibung so fest seid, daß euch böse Beispiele nicht irre machen." Und die Kinder freuten sich der Vorlegeblätter, weil sie ihnen Gelegenheit gaben, ihre Beurtheilungskraft und Festigkeit in ihren Schreibgrundsätzen zu üben und zu zeigen. Die meisten lieferten wirklich am folgenden Tage Probeschriften, in welchen alle Fehler vermieden waren. Doch fanden sich auch Einige, welche den größten Theil der Fehler getreulich nachgemacht, und dagegen am Richtiggeschriebenen geändert hatten. „Kinder," sprach der Lehrer zu diesen, „ihr habt es mit euren Vorlegeblättern gehalten, wie so viele Tausende mit den guten und bösen Beispielen ihrer Mitmenschen. Ihr habt das Böse nachgemacht und das Gute nicht!" Da schämten sich die Schlechtschreiber. Der Lehrer aber sagte: „Ach Gott! warum schämen sich doch manche Menschen eines falschen Buchstabens mehr, als einer schlechten That!" Dann wandte er sich zu den Rechtschreibern mit den Worten: „Die ganze Menschenwelt gleicht einem solchen Vorlegeblatt. Gäbe der Himmel, daß ihr auch in Rücksicht auf die Gesinnungs- und Handlungsweisen eurer Mitmenschen eben so klüglich wählen mögt, damit euch das große Vorlegeblatt der Welt im Rechtthun nicht irre mache.

Prüfet Alles und das Gute behaltet!“ Da lächelten die Gelobten ihn freundlich an. Der Lehrer aber fragte sie: „Freut ihr euch, liebe Kinder, eure Sache so gut gemacht zu haben?“ — Sie nickten alle mit Behaglichkeit. Der Lehrer aber fuhr fort: „Wie wird es euch erst freuen, wenn ihr verführerischen Beispielen eurer Mitmenschen eben so glücklich entgangen, und den guten Grundsätzen, die euch in der Schule beigebracht worden, treu geblieben seid!“ — „Wie muß man es aber anfangen,“ fragte einer der Schüler, „um böse Beispiele im Thun und Lassen so glücklich zu meiden, wie in der Wortschreibung?“ „Eben so,“ versetzte der Lehrer, „wie bei euren Vorlegeblättern, von denen ihr im Voraus wußtet, daß in ihnen nicht alles so sei, wie es sein sollte. Vor allem lerntet ihr nach Regeln und aus richtig geschriebenen Büchern, wie man recht schreibt; dann sahet ihr jedes Wort mit prüfenden Augen an, ob es auch mit den euch bekannten Regeln und guten Beispielen übereinstimme, und endlich verbandet ihr damit den festen Vorsatz, nur das Rechte zu wählen.“ Diese Vergleichung schwebte den meisten Schülern fast immer vor Augen, so oft sie in der Folge durch das Vorlegeblatt der Welt versucht wurden, ihren guten Grundsätzen untreu zu werden, und noch im Grabe dankten sie es ihrem guten Lehrer, daß er seine väterliche Mahnung an ein so passendes Gleichniß geknüpft hatte.

J. F. Schulz.

Der Thiere Rangstreit.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: „Laßt uns den Menschen zu Rathe ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann um so un-

partheiiſcher ſein." — „Aber hat er auch den Verſtand dazu?" ließ ſich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinſten, um unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war ſehr weislich erinnert!" ſprach der Hamſter. „Ja wohl," rief der Igel; „ich glaube nimmermehr, daß der Menſch Scharfſinn genug beſitzt." — „Schweigt!" ſprach das Pferd. „Wir wiſſen's ſchon: wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten verlaſſen kann, iſt immer am meiſten geneigt, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen." — Der Menſch ward Richter. „Noch ein Wort," rief ihm der Löwe zu, „bevor du den Ausſpruch thuſt. Nach welcher Regel, Menſch, willſt du unſern Werth beſtimmen?" — „Nach welcher Regel?" antwortete der Menſch. „Ohne Zweifel nach dem Grade, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich ſeid." — „Vortrefflich!" verſetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Eſel zu ſtehen kommen! Du kannſt unſer Richter nicht ſein, Menſch! Verlaß die Verſammlung!" Der Menſch entfernte ſich, und der Löwe ſprach: „Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten, es gilt mir gleichviel. Genug, ich kenne mich!" Und ſo ging er aus der Verſammlung.

G. E. Leſſing.

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt' itzt ein beſſres Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beiſtand an.
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwei goldne Stangen.

Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
„O Thor!“ rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?“

C. F. Gellert.

Der Richter.

Ein junger Prinz ſollte einſt in der Schule Richter ſein zwiſchen einem großen und kleinen Knaben. Der kleine Knabe verklagte den größern: er habe ihm ſeinen langen Rock genommen und einen kürzern dafür zurückgelaſſen. „Und warum das?“ fragte der Prinz den größern Knaben. „Wir wechſelten,“ antwortete dieſer, „zum Scherz unſere Röcke. Sein langer Rock paßte mir, und mein kurzer ihm ganz vortrefflich. So iſt uns beiden geholfen, dacht' ich, und ließ ihn mit mir tauſchen.“ Der junge Richter fand das ganz vernünftig, und redete dem jüngern zu, es ſich gefallen zu laſſen. Darüber kam der Lehrer und hörte das Urtheil. „Sehr gut,“ ſprach er, „wenn Sie, mein Prinz, die Kleidung der Knaben nach Schicklichkeit hätten vertheilen ſollen. Allein davon iſt nicht die Rede. Es iſt die Frage: iſt's Recht? Und die erſte Regel der Gerechtigkeit heißt: Laß jedem das Seine!“

J. K. Wagner.

Die Fahrt über den Strom.

Ein Jüngling kam vor einen breiten Strom, um ſich überſetzen zu laſſen. Es war die erſte Waſſerfahrt in ſeinem Leben. Das Dorf, wohin er wollte, lag der Anfurth, von der er abſtieß, gerade gegenüber. Der Schiffer aber ſtemmte ſich auf ſeinem Ruder der Strömung des Waſſers ſo mächtig entgegen, daß es ſchien, als wolle er weit oberhalb des Ziels landen. Der Jüngling fragte: „Wo ſoll denn das hingehen, guter Freund?“ „Gerade hinüber!“ antwortete der Fährmann. „Wenn das gerade heißt,“ ſprach jener, „ſo hab' ich alles Augenmaß verloren. Geht es ſo fort, ſo kommen wir vier bis fünfhundert Schritte zu weit hinauf.“ — „Ja, lieber junger Herr, wenn es ſo fortgeht!“ verſetzte der Fährmann. „Die Gewalt des Waſſers aber wird uns, wenn wir in die Mitte kommen, weit genug abwärts treiben. Mein ſeliger Vater pflegte zu ſagen: Ein guter Fährmann, der gerade über einen Strom will, muß, wie ein guter Chriſt, ſein Ziel ein wenig zu hoch ſtecken, ſonſt kommt er zu tief darunter. Den Einen treibt der Strom des Waſſers, den Andern der Strom der Welt abwärts.“ Wirklich mußte der Schiffer am Ende noch alle Kraft anſtrengen, um nicht unter dem Ziel zu landen. Der Jüngling aber bezahlte das Fährgeld vierfach. „Eine gute Lehre,“ ſprach er, „iſt oft mehr werth, als ein geleiſteter Dienſt, und euch, lieber Freund, gebührt für beides meine Erkenntlichkeit.“

J. J. Schleß.

Der Krebs und die Schlange.

Von einem Fluſſe zu dem andern
Begann ein alter Krebs zu wandern.
„Ich weiß den Weg, ich führe dich dahin!“
Rief eine Schlange, ſeine Nachbarin,
Und wand ſich, gleich des Baches krauſen Wellen,
In ſtetem Zickzack vor ihm her.
„Beliebe,“ ſprach er ſanft, „dies Schweifen einzuſtellen;
Es macht die Reiſe lang und ſchwer.“
Darob erboßte ſich die giftige Megäre,
Und ſchoß nach ihm mit zornigem Geſchrei;
Er aber ſetzte ſich zur Wehre,
Und ſchnitt mit ſeiner großen Scheere
Den Lebensfaden ihr entzwei.
Drauf ging er feſt und ſo gerade weiter,
Wie aus dem Fabelchen die Lehre ſich ergiebt:
Man folge keinem Bärenhäuter,
Der krumme Schlangenwege liebt.

A. J. C. Langbein.

Die Rinder und der Hirt.

„Einfältiges Vieh!“ rief ein Bauerknabe, der die Rinder ſeines Herrn auf die Weide trieb. „Da freßt ihr alles durch einander, Gräſer und Neſſeln, Blumen und Schierling!“ — „Du irrſt,“ erwiederte ein Stier. „Unſer Inſtinkt leitet uns beſſer, als euch

Menſchen die Klugheit. Was giftig iſt, laſſen wir ſtehn, und was wir ſelbſt ſuchen und freſſen, das ſchadet uns ſicher nicht."

K. J. Kretſchmann.

Die Grille und die Ameiſen.

Eine der leichtſinnigſten Grillen rief den fleißigen Ameiſen zu, deren Arbeit ſie lange verächtlich betrachtet hatte: „Ich begreife gar nicht, warum ihr's euch ſo ſauer werden laßt. Da ſammelt ihr und ſammelt, und wißt doch nicht, wie lange ihr lebt." — „Eben darum!" verſetzten die Ameiſen. — „Schließt denn das aber den Genuß der Gegenwart aus?" — „Allerdings, ſo lange man noch nicht wegen der Zukunft geſichert iſt."

K. J. Kretſchmann.

Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. „Wir ſammeln Vorrath auf den Winter, war die Antwort. „Das iſt klug," ſagte die Schwalbe; „das will ich auch thun." Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen. „Wozu ſoll das?" fragte ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter. Sammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt." — Laß den Ameiſen dieſe Klugheit," verſetzte die Alte. „Was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein hol-

deres Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen. Auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe raſten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt."

G. E. Leſſing.

Der Irrthum.

Kurz nach der Ernte war ein Dorf durch den Blitz eingeäſchert worden. Die Gemeine war arm, und um den Verunglückten nur einigermaßen wieder helfen zu können, wurden zwei von den angeſehenſten Einwohnern in die umliegende Gegend geſendet, um von begüterten, wohlthätigen Leuten eine Beiſteuer zu erbitten. Dieſe kamen eines Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmannes. Sie fanden ihn vor dem Stall, und hörten, als ſie näher kamen, wie er es dem Knecht ernſtlich verwies, daß dieſer die Stricke, woran die Ochſen geſpannt geweſen, über Nacht im Regen am Pfluge gelaſſen und nicht in's Trockene gebracht hatte. „O weh!" ſprach einer zum Andern, „der Mann iſt genau! Hier wird es nicht viel geben!" — Schon waren ſie im Begriff, wieder umzukehren, als der Herr des Hauſes ſie gewahr ward, und ſie nöthigte, hineinzugehen. Sie erzählten ihm ihr Unglück, und trugen ihm ihre Bitte vor. Aber wie groß war ihre Verwunderung, als er ihnen nicht nur ein anſehnliches Geſchenk an Geld gab, ſondern auch verſprach, der verunglückten Gemeine eine beträchtliche Menge Saatkorn zu ſchicken. In ihrer dankbaren Rührung konnten ſie ſich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter während des Frühſtücks zu geſtehen, wie ſeine Freigebigkeit ihnen um ſo unerwarteter geweſen wäre, da ſie wegen des

ſcharfen Verweiſes, den er vorhin dem Knechte einer Kleinigkeit wegen gegeben, ihn für ſehr genau gehalten hätten. „Lieben Freunde," war ſeine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rath hielt, und nichts unnütz verſchwendete, bin ich in die glückliche Lage gekommen, am rechten Orte freigebig und wohlthätig ſein zu können."

F. E. v. Rochow.

Phylax und Tiras.

Phylax, der Hund eines armen Mannes, ging oft in ſeines reichen Nachbarn Haus, und bekam dann und wann einen Knochen, den Tiras, der wohlgenährte Haushund, übrig gelaſſen. Nie aber verzehrte er ihn ganz, ſondern trug allemal die Hälfte fort. Neugierig ſchlich ihm Tiras einſt nach. Er ſah, wie Phylax etwas ſorgfältig verſcharrte. „Warum thuſt du das?" fragte er. „Warum verzehrſt du dein Mahl nie ganz?" — „Das thu' ich darum," erwiederte Phylax," weil eine halbe Mahlzeit beſſer iſt, als morgen gar keine."

K. J. Kretſchmann.

Till Eulenſpiegel.

Till Eulenſpiegel zog einmal —
Wer kennt nicht den berühmten Namen? —
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft ſie nun zu einem Berge kamen,

Till Eulenspiegel.

Ging Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum," fing einer an, „gehst du bergan so froh,
Bergunter so betrübt?" — „Ich bin," sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinuntergehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faff' ein Herz."

C. F. Gellert.

Der Löwe und die Krähe.

Als der Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine furchtbare Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief eine naseweise Krähe von einem Baume herab: „Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?" — „Wen ich brauchen kann," versetzte der Löwe, „dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen."

G. E. Lessing.

Der Hahn und die Rosse.

In einen Stall, wo Spanier und Britten
Weißhafer speisten, kam ein kecker Hahn geschritten.
„Ihr Herrn," sprach er vertraut, „wollt ihr nicht Gäste bitten?

Manch Körnchen fällt herab, mir würd' es gütlich thun,
Nur fürcht' ich mich vor euren Eisenschuh'n.
Gar fein und lieblich wär's, wir thäten
Einander nichts, und lebten brüderlich.
Verschont mit euren Hufen mich,
Hier ist mein Wort, ich will euch auch nicht treten!" —
„Armsel'ger Hühnerfürst!" schnob jetzt ein stolzer Hengst:
„Wer bist du, daß du dich mit Freundschaft zu uns drängst?
Sei unser Feind! das macht uns keine Sorgen;
Wenn dir's beliebt, tritt uns von heut bis morgen!"

Eh du, mein lieber Mittelmann,
Der Großen Freundschaft suchst, denk' an den armen Hahn!

A. J. C. Langbein.

Reichthum und Armuth.

Zur Armuth sprach der Reichthum: „Ich glaube gar, du möchtest dich zuweilen brüsten mit deinem Bettelsack? Nichts ist thörichter, als Elend und doch Stolz!" Die Armuth erwiederte: „Thöricht? Vielleicht! Aber abscheulich ist: stolz und reich!" — „Umgekehrt! Du wirst überall verabscheut, ich aber werde überall gewünscht." — „Von wem? Ich denke, der wahre Weise wünscht sich keinen von uns beiden."

A. J. Kretschmann.

Die ungleichen Brüder.

In einer Stadt lebten zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren. Der Aeltere brachte den ganzen Tag mit Spielen zu, mit wildem Herumschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe. Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer abgeschmackte Dinge im Kopfe. Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte. Es läßt sich leicht errathen, wie es mit beiden weiter werden mußte. Als der Jüngere zwölf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Eltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, theils ihm ein Vergnügen zu machen, theils damit er von andern verständigen und guten Leuten lernen möchte. Denn es giebt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von denen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat. Mit seinem älteren Bruder hingegen, der nunmehr vierzehn Jahre alt war, ging es ganz anders. Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon wenig oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und anständig sprechen. Seine Eltern hätten ihn auch gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht; aber er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben: Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Er gehört ja noch unter die Kinder! — Also mußte er zu Hause bleiben. Das kränkte ihn nun nicht wenig, und als ihm sein Vater bei einer Gelegenheit ernst-

liche und liebreiche Vorſtellungen darüber machte, faßte er den aufrichtigen Vorſatz, von nun an recht aufmerkſam, fleißig und ſittſam zu werden. Weil er aber an Unachtſamkeit, Müßiggang und wildes Herumſchwärmen ſchon ſo ſehr gewöhnt war, ſo wurde ihm ſein lobliches Vorhaben im Anfange ziemlich ſchwer. Er that ſich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nicht immer gelingen, wie er es wünſchte. Sein guter Bruder, dem das ſehr nahe ging, gab ſich alle Mühe, ihm behülflich zu ſein. Er zeigte ihm, wie man es anfangen müſſe, um mit Vortheil zu lernen, und in der Arbeit ſein Vergnügen zu finden; erklärte ihm dieſes und jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte. Ernſtliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung. Nachdem der ältere Bruder ſich eine Zeitlang munter und unverdroſſen beſtrebt hatte, vollkommener zu werden, ſo wurden ihm ſeine Bemühungen immer leichter. Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er etwas gethan hatte, worüber ihm ſeine Eltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten, und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerkſam ſein ſollen. Endlich konnte er ſelbſt nicht begreifen, wie es ihm ſonſt möglich geweſen war, an Müſſiggang und unnützem Zeitvertreib ein Vergnügen zu finden. Gleichwohl hatte ſein früheres Leben ihm den Schaden gethan, daß er ſeinen jüngern Bruder in manchen Dingen nicht völlig einholen konnte; denn dieſer war allzuweit vor ihm voraus. — Es iſt mit dem Lernen eben ſo, wie mit dem Feldbau. Wenn man zu rechter Zeit ſäet, ſo kann man auch zu rechter Zeit ernten. Säet man aber zu ſpät, ſo hat man Mißwachs zu erwarten, oder man erntet doch weit ſpäter, und bekommt weniger und geringere Früchte.

J. H. Kampe.

Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, ſaß vor der Thür ſeines ländlichen Hauſes, und freute ſich des heitern Herbſtmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporſtiegen, bald auf den munteren Urenkeln, die vor ihm ſpielten. Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greiſe und unterredete ſich mit ihm. Als er nun die Zahl ſeiner Jahre vernahm, wunderte er ſich über ſein kräftiges Alter und blühendes Ausſehen. Darnach befragte er den Greis, was er gethan habe, um ſolcher Kraft und Heiterkeit im Spätherbſt des Lebens zu genießen. Darauf erwiederte Geron: „Mein Sohn, es iſt, wie jedes Gute, eine Gabe, die von oben herabkommt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben; jedoch können wir hier unten auch Einiges thun, ſie zu empfangen.“ Nach dieſen Worten erhob ſich der Greis, und führte den Fremdling in den Obſtgarten, und zeigte ihm die hohen, herrlichen Bäume, voll köſtlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute. Darauf ſprach der Greis: „Wunderſt du dich nicht, daß ich jetzt die Früchte dieſer Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, dieſe pflanzte ich in meiner Jugend. Hier haſt du das Geheimniß meines heiteren, fruchtreichen Alters.“ Der Jüngling aber verſtand die Worte des Greiſes, und nahm ſie zu Herzen.

J. A. Krummacher.

Die Jünglinge.

Drei Jünglinge, alle drei mit Anlagen, einſt geſchickte, brauchbare Männer zu werden, gingen auf die Univerſität, um ihre Anlagen dort zu entwickeln und ihre Kenntniſſe zu vermehren. Sie mach-

ten aber von der Zeit der Vorbereitung für ihr künftiges Leben einen sehr ungleichen Gebrauch. „Ich will meine Jugend genießen!“ sprach der Eine, suchte den Genuß in Gesellschaften froher Brüder, und vergaß das Studiren. „Nein,“ sagte der Andere, „ich bin hier, um zu lernen. Weg mit allen Zerstreuungen und Vergnügungen, die mich von meinen Studien abhalten!“ Er arbeitete vom Morgen bis in die spate Nacht, ohne an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen. Der Dritte sprach: „Ich bin hier, um zu lernen. Das will ich auch, will alles vermeiden, was diesem Zweck entgegen wäre, will meine Zeit gewissenhaft anwenden. Das kann ich ja aber, ohne deshalb allem Lebensgenuß zu entsagen; und wie würde ich auch eine ununterbrochene Anstrengung aushalten?“ Man leistet offenbar im Allgemeinen mehr, wenn man zur rechten Zeit ausruht, um neue Kräfte zu sammeln; man macht besser, was man froh und wohlgemuth thut. Er handelte dem gemäß, was er sagte, und kam gesund an Leib und Seele heim, und bereichert mit nützlichen Kenntnissen. Der Erste ward unbrauchbar für die Welt, aus Mangel an Kenntnissen, der Zweite nicht minder, aus Mangel an Gesundheit, und nur der Dritte erreichte das vorgesteckte Ziel.

J. A. Alberti.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

„Dir," ſpricht der Lahme, „beizuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheint's, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen,
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſein."

Der Lahme hangt, mit ſeinen Krucken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

C. F. Gellert.

Die Schwerter.

Fröhlich trug der Friede die Kriegsſchwerter in Vulkan's Schmiede. „Da," rief er, „arbeite dieſe verhaßte Waffe um, und mache mir Sicheln und Pflugſcharen daraus." Vulkan ſchüttelte ſein Haupt. „Das iſt unbeſonnen," ſagte er. — „Wie das, Meiſter? Der Krieg iſt zu Ende, und meine Lieblinge, die Menſchen, brauchen jetzt nur, was der Segen des Landbaus verlangt." — „Ja, jetzt!" erwiederte Vulkan. „Aber der Krieg kann wieder kommen, und womit wollen ſich dann deine Lieblinge vertheidigen?"

A. F. Kretſchmann.

Die beiden Biber.

Ein Biber, ſchon vor Alter bleich,
Doch immer noch bei friſchen Kraften,
An Einſicht und Erfahrung reich,
Geübt in allen Baugeſchäften,
Ein Patriot, dem immerdar
Das Wohl des Ganzen Hauptzweck war:
Ging eines Tages, ſeinen Neffen
Zu ſehn. Das war ein luft'ger Zant,
Zu Hauſe ſelten anzutreffen;
Er ſtreifte Tag für Tag durch's Land,
Geſchäftig, alle Neuigkeiten
Durch ſchnellen Umlauf zu verbreiten.

Der alte, kluge Biber fand
Des Neffen Wohnung offen ſtehen,
Und ging, den Haushalt zu beſehen,
Hinein. Da fand er überall
Nichts als den traurigſten Verfall:
Das Dach, die Wände voller Spalten,
Schmutz und Zerrüttung rings umher,
Die Vorrathskammern alle leer.
Der Alte zog die Stirn in Falten
Ob dieſem Gräu'l, und wollte ſchon
Zurück, da kam der Hauspatron.

Kaum iſt der erſte Gruß vorüber,
So kramt der junge, kecke Biber,
Als redet' er im Caffeehaus,
Flugs ſeine Weisheit alſo aus:

„Herr Ohm, ich muß euch frei geſtehen,
Schon längſt verdrießt es mich, zu ſehen,
Daß König Löwe, wider Recht
Und Billigkeit, an Ein Geſchlecht
Von Thieren ſeine Gunſt verſchwendet,
Und Ehr' und Macht mit voller Hand
Partheiiſch nur den Schakals ſpendet.
Sie ſind des Reiches erſter Stand;
Was wir mit kluger Müh' erwarben,
Verpraſſen ſie, indeß wir darben.
Ha! nähme man doch meinen Plan
Zu einer Staatsverbeſſ'rung an:
Dann ſtürzten alle Scheidewände,
Das Werk verjährten Wahnes, ein.
Zuförderſt müßten alle Stände
Vollkomm'ner Gleichheit ſich erfreun.
Wozu der Divan ſtolzer Baſſen?
Kann nicht in Kriegs- und Friedenszeit
Der Fürſt vom Volk ſich rathen laſſen?
Was gilt's? Dann würde Zank und Streit,
Und Groll und Eiferſucht verſchwinden,
Und aller Glieder Einigkeit
Das Wohl des Ganzen dauernd gründen.
Auf Alles hab' ich ſchon gedacht —
Allein, Herr Ohm, ihr gebt nicht Acht!"

„Mag ſein!" verſetzt der Greis, und lachelt.
„Der Zugwind, Freund, iſt ſchuld daran,
Der hier ſo unſanft mich umfächelt,
Daß ich kein Wort verſtehen kann.
Drum beſſre, Vetter, ohne Säumen —
Du ſiehſt, das Laub fällt von den Baumen —

Mit klugem Vorbedacht dein Haus
Noch vor des Winters Ankunft aus.
Nimm Moos, und ſtorf' es in die Ritze
Der Wand; den morſchen Dachſtuhl ſtütze,
Eh' ihn ein Sturmwind dir entführt;
Dann magſt du, wenn es ſchneit und friert,
Behaglich warm und trocken ſitzen.
Leb wohl, mein Kind! Erſt heile nur
Der eignen Wohnung offne Schäden;
Dann wollen wir uns von der Cur
Der Staatsgebrechen unterreden."

L. A. Burde.

Eliſabeth Hill.

Frau Eliſabeth Hill war eine junge und reiche Wittwe zu N. in Schwaben. Es hielt ſehr ſchwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie, was ſie ſchien, und ohne Unterlaß war ſie anders. So lange noch in dem Städtchen ein gewiſſer Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanter Lectüre war, that ſie vom Morgen bis zum Abend nichts, als Romane leſen. Da der ſtarb, und ein Doctor der Arzneikunſt hinkam, der viel auf Schmauſereien und Bälle hielt, gab ſie die Bücher auf, und legte ſich aufs Putzen und Tanzen. Endlich, als der Landesherr einen ſehr frommen Superintendenten an den Ort ſetzte, der bis dahin noch keinen gehabt hatte, trug ſie ſich nicht anders als aſchgrau, und hielt geiſtliche Conventikel. Ueber dieſe plötzliche Veränderung der Frau Hill herrſchten unter den Gelehrten der Stadt dreierlei Hauptmeinungen. Der Rector der Schule, der ein Schöngeiſt und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichteſten fertig; denn er

behauptete, die Frau Hill hatte keinen Charakter, und ließe ſich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen. Der Superintendent und die andern Geiſtlichen dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. „Die Frau Hill," ſagten ſie, „war ein Weltkind, das anfangs durch Leſen verbotener Schriften nur im Stillen ſündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und ſich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau ſtellte. Jetzt, da ſie von der Gnade ergriffen worden, habe ſie ſich aufrichtig bekehrt." Der Doctor ſah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritiſch noch theologiſch. „Die Frau," ſagte er, „hat ſich anfangs durch vieles Sitzen beim Leſen und dann durch vieles Nachtſchwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein paar Aderläſſe und im Frühjahr einige Flaſchen Selterſer ſollten ihr gut thun." — Die Herren, wie man ſieht, hatten ſämmtlich zu Einem Syſtem geſchworen, das will ſagen: ſie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die ſie Alles auf einerlei Art, und nichts recht klar ſahen. Gleichwohl, da die übrigen Einwohner ſich ihrer Blödſichtigkeit unbewußt waren, und in die Brillen der Herren größeres Vertrauen ſetzten, ſo nahm ein jeder eine dieſer Meinungen an, je nachdem er mehr mit dieſem oder mit jenem zuſammenhing, oder ſonſt ſeine Urſachen hatte. Der Buchbinder, der an der Menge geiſtlicher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beſorgen hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meinung der Geiſtlichkeit, und wünſchte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung. Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härteren Meinung des Doctors bei, und machte aus einem kleinen Anſatz zur Melancholie eine völlige Narrheit. Der Schuſter, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meinung des Rectors, und bedauerte nur, daß eine ſo gute Frau, wie die Frau Hill,

ſo veränderlich ware, und niemals wüßte, was ſie recht wollte. Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, der Leinwandhandler, der ſein naturlich gutes Geſchäft durch keine Brille verdorben, und auch ſonſt mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn ſie trug keine Leinwand, als aus Holland — dieſer war klüger, als Alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen. Denn da er einſt Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gaſthofe zuſammen kam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfing: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinwandhändler ihm in's Geſicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben ſo widerſprach er dem Schneider, der ſie für wahnſinnig hielt, und dem Schuſter, der ſein altes Klagelied ſang, ſie wüßte nie, was ſie wollte. „Die Frau," ſagte er, „weiß gar wohl, was ſie will, und wenn ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, ſo wüßtet ihr's auch. Als der ſelige Hofrath noch lebte, wer war da der reſpectabelſte Mann hier im Städtchen? Der ſelige Hofrath! Und als der ſtarb, und der Doctor herkam, vor wem nahmen wir da am tiefſten die Hüte ab? Vor dem Doctor! Und als der Landesherr den Superintendenten herſetzte, wer galt da mehr, als der Doctor? Der Superintendent! Denkt dem Umſtande ein wenig nach, ihr Leute; da wird ſich's finden." Die Bürger lachten, und meinten ſämmtlich: ſo wenig der kleine Leinwandhändler danach ausſahe, ſo dick hätt' er's hinter den Ohren. Das freute ihn nun gar ſehr, denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. „Ja," ſetzte er noch mit einem lauten Fauſtſchlag hinzu, „laßt den Superintendenten ſterben, und keinen andern kommen, ſo wett' ich euch Kopf und Kragen, ſie geht wieder zum Doctor." Das geſchah nun zwar nicht, aber es geſchah etwas anderes. Der Landesherr, der ein gar gottſeliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald

darauf in das Städtchen ein Bataillon, das einen gar ſtattlichen Mann zum Major hatte. Es verging kein Monat, ſo ſpeiſte der Major bei Frau Hill und Frau Hill beim Major. Nun ward des Majors Gemahlin von der ganzen Stadt wegen ihrer feinen Geſtalt und ihres zierlichen Anſtandes bewundert, wenn ſie als Amazone zu Pferde ſaß. Frau Hill, die ſich keiner ſchlechten Geſtalt und keines unebenen Anſtandes bewußt war, hatte längſt ihren Gaul im Stall, und erſchien in Grün und Gold, an der Seite der Frau Majorin, als Amazone. „Die Frau hat keinen Character!“ triumphirte der Rector, als ſie die Claſſe vorbei ritt. „Die Frau iſt aus der Gnade gefallen!“ ſeufzte ein Geiſtlicher, der von einem Krankenbeſuche zurückkehrte. „Die Frau hat diät gelebt, und macht ſich Bewegung,“ ſagte der Doctor, der mit ſeiner Morgenpfeife in der Thür ſtand. So fanden die Herren alle drei in ihrem eigenen Syſtem einen Schlupfweg, durch den ſie ſich aus dem Handel zogen, und was ſie von ihren Gedanken hätte abbringen ſollen, beſtätigte ſie darin. Aber der Leinwandhändler traf's wieder beſſer; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, ſchüttelte er den Kopf und ſagte zu ſich: „Sieh, ſieh, was nicht die Eitelkeit thut!“ — Lacht über mein Geſchichtchen, ſo viel ihr wollt. Es hat das Verdienſt, daß es wahr iſt; und wenn ihr Acht gebt, ſo werdet ihr's mannigfach anwenden können.

J. J. Engel.

Der Braumeiſter Lebrecht.

Der Braumeiſter Lebrecht war nichts mehr und nichts weniger, als ein ſchlichter, ordentlicher Bürgersmann, wie es Hunderte giebt, klug genug, um kein ſchlechtes Bier zu brauen, und nicht einfältig genug, um keinen Profit zu nehmen. Er hielt es mit ſeiner Frau,

wie wir, ſchickte die Kinder in die Schule, wie wir, bezahlte ſeine Rechnungen, wie wir, und wenn ihm Einer was nicht recht gemacht hatte, brummte er, wie wir, und es hat eben ſo geklungen. Wohlthätig war er und ganz vernünftig dabei, denn er ließ das Bier, das er nicht los werden konnte, nie ganz ſauer werden, ſondern ſchickte es, ſo wie es nur ein wenig ſäuerlich wurde, gleich nach dem Armenhauſe. Bei jedem Feuer war er immer am meiſten erſchrocken, und hat auch am meiſten geholfen, weil er in der Stadt die meiſten Gelder ausſtehen hatte und beſorgt war, das Feuer möchte ihm wenigſtens die Zinſen wegfreſſen. Patriot war er von den Lieferungen her, die ihm ein ſchönes Geld eingebracht hatten. Ein treuer Freund war er auch, denn alle Freitagabende konnte man ihn im ſchwarzen Bären mit dem Bäcker Stritzel ſitzen ſehen, wie ſie zuſammen Solo ſpielten, und ich habe nie gehört, daß Einer den Andern betrogen hätte. War es aber glatt, ſo faßten ſie ſich einander an, wenn ſie nach Hauſe gingen. Auch war er ſonſt ganz ordentlich, zog den Strumpf nie verkehrt an, ließ den Rock zur rechten Zeit wenden, und die Schweine nicht eher ſchlachten, als bis ſie fett waren. Einen chriſtlichen Lebenswandel hat er auch geführt. Wenn es ausgeläutet hatte, nahm er die Handſchuhe und ging in die Kirche, und des Nachmittags führte er ſeine Frau um die Stadt. Ein rechtſchaffener Bürger war er nicht minder; denn über die Abgaben beklagte er ſich niemals, weil es doch nichts geholfen hätte. Proceſſe hat er nicht geführt, wegen der Unkoſten. Von Raub, Mord, falſchem Eid, und wie die Geſchichten alle heißen, iſt in ſeinem Leben nichts vorgekommen. Solche Grobheiten hat er ſich nie zu Schulden kommen laſſen. Er fing ſeine Sache immer ſo fein an, daß Keiner ihm etwas nachſagen konnte. Somit iſt er denn geſtorben als ein ehrlicher Mann.

Ed. Schütze.

Aeſop.

Aeſop ging einſt nach einem Städtchen hin.
Ein Wand'rer kommt und grüßet ihn,
Und fragt: „Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weitem ſehen?“ —
„Wie lange? Geh' einmal!“ — „Narr! das verſteh' ich wohl,
Daß, wenn ich hin gelangen ſoll,
Ich gehen muß; allein du ſollſt mir ſagen,
In wie viel Zeit.“ — „Je nun, ſo geh'!“ — „Der Kerl iſt toll!
Ich werde nichts von ihm erfragen,“
Brummt er, und geht. „He!“ ruft Aeſop ihm nach, „ein Wort!
Zwei Stunden braucheſt du bis zu dem Flecken dort.“
Der Wand'rer bleibt betroffen ſtehen.
„Ei,“ ſpricht er, „und wie weißt du's eben nun?“ —
„Und wie,“ verſetzt Aeſop, „konnt' ich den Ausſpruch thun,
Bevor ich deinen Gang geſehen?“

A. L. v. Nicolai.

Der Haſe.

Ein Haſe war im Wald und auf der Flur
Gar gern geſehn von allen Thieren.
Vermöge ſeiner unterwürfigen Natur
Konnt' er der Großen Gunſt nicht leicht verlieren;
Doch war's vielleicht ein übereilt Vertrau'n,
Auf ihre Hülf' in jeder Noth zu bau'n.

Einſt, als Herr Lampe ziemlich frühe ſchon
Luſtwandelnd ſich im kühlen Thau erfriſchte,
Vernahm er plötzlich eines Jagdhorns Ton,
Mit dem ſich ein Gebell von Hunden miſchte.

Raſch ſprang er fort, und mühte ſich, der Haſt,
Die ihn bedrohte, zu entweichen.
Doch leider ſchien die oft erprobte Kraft
Der Füße nicht ſo weit, als ſonſt, zu reichen.
Er hörte, falls ihn nicht die Furcht betrog,
Ganz nahe die Verfolger keuchen,
Und ſank erſchöpft in den Geſträuchen
Am Wege hin, der durch den Wald ſich zog.
Zum Glücke ging ein junges Roß vorüber.
Der Haſe jammerte: „O hilf mir, Lieber,
Eh' mich der Hunde nahe Schaar erreicht.
Du ſiehſt, ich kann nicht fort; nimm mich auf deinen Rucken,
Die kleine Laſt wird dich nicht drücken,
Und dann — der Freundſchaft iſt ja jede Bürde leicht." —

„Freund," ſprach das Pferd, „du dauerſt mich,
Und ohne Anſtand würd' ich dich
Sogleich zu meinem Reiter wählen;
Allein es kann dir nicht an Hülfe fehlen,
Und, ſeh' ich recht, naht dort der Ochſe ſich!"
Mit nicht geringer Schüchternheit
Vertraute jetzt der arme Haſe
Dem feiſten Stier ſein Herzeleid.
„Sieh, Beſter," ſprach der Ochs, und ſchnaufte mit der Naſe,
„Ich bin dein Freund, und bleib' es bis zur Gruft;
Allein — ſiehſt du wohl dort im Graſe
Die bunte Kuh? Verzeih', wenn mich die Liebe ruft!"
Bekümmert ſah ihn der Verlaſſ'ne gehn,
Und bat auf's rührendſte die Ziege,
Die juſt des Weges kam, ihm beizuſtehn.
Sie ſprach: „Was hülf' es dir, wenn ich dich trüge?
Sogleich wär' ich dazu bereit;
Jedoch ein Kranker wünſcht Bequemlichkeit;

Du würdeſt übel mich zur Träg'rin wählen.
Mein Rücken, wie du weißt, iſt etwas ſpitz —
Dort kommt das Schaf! Weit eher wär' ein Sitz
Auf weicher Wolle, Freund, dir zu empfehlen."
Das Schaf begann: „Ich bin doch gar zu ſchwach,
Bekanntlich juſt kein Held im Laufen.
Auch ſtellen mir, wie dir, die böſen Hunde nach.
Sollt' ich dein Leben nun mit eignem Ungemach,
Vielleicht mit meinem Tode gar erkaufen?"
Faſt wörtlich folgte dieſer Litanei
Das Kalb, und fügte nur den Zuſatz bei:
„Wie viele deiner Freunde ſah'n dich hier,
Mehr oder minder ſämmtlich mir
An Alter, Kraft, Erfahrung überlegen!
Hälf' ich dir nun, ſo ſpräche Jedermann:
Das eitle Ding! Des Ruhmes wegen
Hat es dies Liebeswerk gethan!
Mein zartes Herz träf' unvermeidlich
Der harte Vorwurf — d'rum entſchuld'ge mich!
Doch ich muß eilen, Freund! denn klar und deutlich
Naht das Gebell der Hunde ſich!" —
Der Unerfahrene beliebt oft einen Haufen
Von Leuten aller Art zu Freunden ſchnell zu taufen.
Der Kluge drückt nur den, der nicht blos ſeine Luſt,
Auch Schmerz und Kummer theilt, als Freund an ſeine Bruſt,
Wunſcht keinen mehr, als ihn, und läßt die Andern laufen.

H. Döring.

Der Maler.

Ein großer Maler nahm ſich einmal vor, ein Gemälde zu verfertigen, das den Beifall der ganzen Welt haben ſollte. Als er daher ein Stück vollendet, worauf er alle ſeine Geſchicklichkeit verwandt hatte, ſtellte er es auf dem öffentlichen Marktplatz aus, mit der Aufforderung, jeder Betrachter möchte mit dem daneben liegenden Pinſel bezeichnen, welcher Zug ihm vielleicht unrichtig ſchiene. Zuſchauer kamen, und gaben im Allgemeinen lauten Beifall. Indeß, um ſein kritiſches Talent zu zeigen, fand jeder doch auch etwas, dem er ſeinen Pinſelſtrich gab. Am Abend, als der Maler wiederkam, kränkte es ihn nicht wenig, ſein ganzes Gemälde überpinſelt zu finden. Da war auch nicht ein einziger Strich, der nicht Zeichen der Mißbilligung hatte. Nicht zufrieden mit dieſem Verſuch, beſchloß der Maler, mit den Leuten am folgenden Tage eine andere Probe zu machen. Er ſtellte ſein Gemälde abermals öffentlich aus, verlangte aber, daß jeder Betrachter die Schönheiten bezeichnen ſollte, die er vorzüglich billige oder bewundere. Die Leute kamen und erfüllten das Verlangen, und der Künſtler fand am Abend ſein Gemälde bevinſelt, wie den Tag zuvor. Jeder Zug, der geſtern verurtheilt worden war, hatte heut als ausgezeichnete Schönheit das Zeichen des Beifalls. „Nun," ſagte der Maler, „ſeh' ich wohl, daß der beſte Weg iſt, aller Welt zu gefallen, wenn man es zu erreichen ſucht, daß man der einen Hälfte gefällt."

O. Goldſmith.

Der Fuchs und der Krebs.

Ein Krebs kroch aus seinem Bache hervor auf das grüne Gras einer Wiese, wo er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen, und sprach spöttisch zu ihm: „Ei, wie geht ihr doch so gemächlich? Wer nahm euch eure Schnelligkeit? Oder wann gedenkt ihr über die Wiese zu kommen? Aus eurem Gange merke ich wohl, daß ihr besser hinterwärts als vorwärts gehen könnt.“ Der Krebs war nicht dumm, er antwortete alsobald: „Herr Fuchs, ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin schneller und leichter, und laufe rascher als ihr und eure Art, und wer mir das nicht gönnt, den möge der Teufel riffeln. Wollt ihr mit mir in die Wette laufen? Ich setze gleich ein Pfund zum Pfande.“ — „Nichts wäre mir lieber!“ sprach der Fuchs. „Wollt ihr von Bern nach Basel laufen, oder von Bremen nach Brabant?“ — „Nein,“ entgegnete der Krebs, „das Ziel wäre zu fern. Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile mit einander. Das wird uns beiden nicht zu viel sein.“ — „Eine Meile, eine Meile!“ rief der Fuchs, und der Krebs begann wieder: „Ich gebe euch auch einen hubschen Vorsprung; ohne daß ihr den annehmt, mag ich nicht laufen.“ — „Und wie soll der Vorsprung beschaffen sein?“ fragte der Fuchs neugierig. Der Krebs antwortete: „Gerade eine Fuchslänge soll er betragen. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter euch, daß eure Hinterfüße an meinen Kopf stoßen, und wenn ich sage: Nun wohlan! so fangen wir an zu laufen.“ Dem Fuchs gefiel die Rede recht. Er sprach: „Ich gehorche euch in allen Stücken.“ Da kehrte er dem Krebs sein Hintertheil zu, mit dem großen und stark behaarten Schwanz; in den schlug der Krebs seine Scheeren, ohne daß es der Fuchs merkte, und rief: „Nun wohlan!“ Nun lief der Fuchs,

wie er in ſeinem Leben noch nicht gelaufen war, daß ihm die Füße ſchmerzten, und als das Ziel erreicht war, drehte er ſich geſchwind um, und rief: „Wo iſt nun der dumme Krebs? Wo ſeid ihr? Ihr ſaumt gar zu lange!“ Der Krebs aber, der dem Ziel jetzt näher ſtand, als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs, was will dieſe Rede ſagen? Warum ſeid ihr ſo langſam? Ich ſtehe ſchon eine hübſche Weile hier, und warte auf euch. Warum kommt ihr ſo ſaumſelig?“ Da erſchrak der Fuchs und ſprach: „Euch muß der Teufel aus der Hölle hergebracht haben!“ Er zahlte ſeine Wette, zog den Schwanz ein, und ſtrich von dannen.

H. J. Maßmann.

III.

Mitleid und Herzensgüte.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menſchen erſchaffen wollte, verſammelte er rathſchlagend die oberſten Engel um ſich. „Erſchaffe ihn nicht!“ ſo ſprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen ſeine Brüder ſein, und hart und grauſam gegen den Schwächern handeln.“ — „Erſchaffe ihn nicht!“ ſo ſprach der Engel des Friedens; „er wird die Erde düngen mit Menſchenblut; der Erſtgeborene ſeines Geſchlechts wird ſeinen Bruder morden.“ — „Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ ſprach der Engel der Wahrheit; „und ob du ihm dein Bildniß ſelbſt, der Treue Siegel auf ſein Antlitz prägteſt.“ Noch ſprachen ſie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngſtes, liebſtes Kind, zu ſeinem Thron trat, und ſeine Kniee umfaßte. „Bild' ihn,“ ſprach ſie, „Vater, zu deinem Bilde ſelbſt, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlaſſen, will ich ihn ſuchen, und ihm liebend beiſtehn und ſeine Fehler ſelbſt zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen, und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irrt, wenn er Ge-

rechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern." Der Vater der Menschen bildete den Menschen — ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. — Erinnere dich deines Ursprungs, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte die Erbarmung nur und Liebe dir die mütterliche Brust.

J. G. v. Herder.

Das Angebinde.

Als der Geburtstag des Vaters herbeikam, sammelten die dreijüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sah, zum schönen Kranze, und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. Und als der Tag anbrach, gingen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein, mit bloßen Füßen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei, und legten ihn auf des Vaters Bett, leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl, aber er stellte sich, als schliefe er. Und als es Morgen war, da kam er, und hatte den schönen Blumenkranz, und sagte: „Wo sind die Engelein, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?" Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küßten den Vater und waren voll Freude. Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines, rundes Faßchen mit Reifen, darin war schöner Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Da war der Vater vergnügt, als er sah, daß der älteste

Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten vor Freude um den Vater. Darnach trat der Vater an den Tisch, und fand ein feines, großes Blatt, darauf war ein schöner und frommer Gesang von dem zweiten Sohne, der eben heimgekommen war von der Hochschule. Und als der Vater es las, lächelte er, und seine Thränen fielen auf das Blatt. Da sahen die drei Kleinen den Vater an und sagten: „Nicht wahr, lieber Vater, wir können noch nichts geben und nichts fertigen? wir sind noch zu klein!“ Der Vater aber nahm sie alle drei, das Mägdlein und die beiden Knaben, und drückte sie an sein Herz und sagte: „O denket nicht, daß eure Gabe gering sei in meinen Augen! Schlagen doch eure kleinen Herzen so gut wie die andern, und mein Vaterherz für euch alle!“

F. A. Krummacher.

Die Orangen.

Amanda hatte einen kleinen Orangenbaum mit Fleiß und Sorgfalt erzogen. Schon als Kind hatte sie den Kern gelegt, aus dem das schlanke Bäumchen emporwuchs. Daher war es ihr auch vor allen lieb, und gewährte ihr täglich neue Freude. Jetzt war die Zeit gekommen, wo es, durch des Gärtners Hülfe veredelt, den ersten Lohn treuer Pflege versprach. Schon brachen aus den kräftigen Zweigen die ersten Blüthenknospen hervor. Weiß und glänzend, wie unberührter Schnee, entfalteten sich die kleinen Kelche, und hauchten Wohlgerüche um sich her. Amanda jubelte laut vor Freude, als sie die Blüthen entdeckte, und führte ihre Mutter zu dem Bäumchen, denn es bedarf das kindliche Herz die Wonne der Mittheilung. „Sieh,“ sprach sie mit glänzenden Augen, „zwölf herrliche Blüthen prangen

an der Krone des Baumchens. Nun darf ich der reichlichſten Ernte entgegenſehen, und werde alle meine Lieben erfreuen können mit den köſtlichen Früchten." — „Herrlich ſtehen die Bluthen, Amanda!" erwiederte die Mutter. „Aber hoffe deswegen nicht, daß ſie alle dir bleiben. Vieles erzeugt die Natur, um das Auge zu ergötzen; wenige Bluthen gedeihen zur Frucht. Aber deshalb traure nicht! Iſt doch die Hoffnung, die Morgenröthe jeglicher Freude, ſchon an ſich ſelbſt ſo ſchön und erquickend, daß wir für dieſe allein ſchon dem himmliſchen Geber zu danken verbunden ſind!" Und Amanda bewahrte die Rede der Mutter in treuem Herzen, und verdoppelte von nun an die Pflege des Bäumchens. Mit unermüdlicher Sorgfalt trug ſie es von einem Fenſter zum andern, wo die Sonne am wärmſten ſchien, und wandte abwechſelnd die zarten Zweige dem Lichte zu. Bald waren die ſchimmernden Blüthenſterne völlig erſchloſſen. Herrlich prangte das Bäumchen in ſeiner blendenden Schöne. Amanda betrachtete es an jeglichem Morgen mit neuer Luſt, und als nun endlich die weißen Blättchen verwelkten und herabfielen, da ſammelte ſie den duftigen Schatz, und bewahrte ihn ſorglich in einem Gefäß. Verſchwunden war nun die Blüthenzier; langſam ſetzten die Früchte an. Amanda trauerte nicht um den Schmuck des Baums; ſie ſah im Geiſt die ſchwellenden Früchte. „Können auch nicht alle gedeihen," dachte ſie, „ſo werden die wenigen um ſo ſchöner zur Reife kommen." Die Mutter beobachtete ſie oft im Stillen, und ſprach zu ſich: „Wie iſt die Jugend ſo reich an Hoffnung und Liebe! Selbſt das Mißlingen des einen Genuſſes erhöht die Freude des andern. Sie ſteht im Glauben zu feſt, als daß ſie ihren ſchuldloſen Träumen entſagen könnte!" — Schon waren zwei Drittheile der Früchte gefallen. Einſam blickten die letzten durch das üppige Laub. „Für die geliebte Mutter, den theuren Lehrer und mich!" dachte Amanda in frommer Genügſamkeit. Aber die nächſte Nacht

raubte noch eine der Früchte, und sie trauerte darüber, und betrachtete mit furchtsamem Blick den Rest ihrer Habe. Aber, als hatte die Sonne des Kindes Kummer gesehen, sandte sie jetzt ihre erquikkendsten Strahlen auf das Fenster Amanda's. Täglich reiften die Früchte schöner heran. Schon verlor sich das dunkle Grün in schimmerndes Goldgelb, bis die schwellenden Orangen vollendet hervorstrahlten aus der dunkeln Verhüllung. Aber Amanda berührte das Bäumchen nicht. Sie harrte geduldig, bis die saftigen Früchte herabfielen, von der eigenen Schwere gebrochen. Freudig nahm sie nun die duftige Gabe, und legte sie behutsam in eine zierliche Schale, und einen blühenden Kranz darüber. So trug sie das köstliche Geschenk herab in die Laube vor der Thür, wo die Mutter saß und der freundliche Lehrer. Mit kindlichem Lächeln legte sie vor jedes eine der herrlichen Früchte, und ihre Augen glänzten voll stillem Entzücken. Aber die Mutter streichelte freundlich des Kindes rosige Wange und sprach: „So du nun beide vertheileſt, was bleibt dir, Amanda, für deine Mühe und Pflege?" — „Hab' ich mich nicht an den Blüthen gelabt und an dem allmäligen Wachsthum der Früchte? Und war dies nicht Freude genug?" So sprach Amanda, und sah mit heiterem Blick zu ihr empor. Da umarmte die Mutter das herzige Kind, und der Lehrer sprach: „Wohl hatteſt du Recht, Amanda! Der iſt nicht arm, der das Gefühl frommer Dankbarkeit auszusprechen vermag in Wort und That. Der schönste Reichthum iſt ein Herz voll Liebe, denn jede Entbehrung selbſt wird ihm zur Freude, und gewiß beglückt jede Wohlthat den Geber eben so, als den, der die Gabe aus den Händen der Liebe empfangt."

Agnes Franz.

Saul und Jonathan.

Eines Tages am Feſte des Neumonds unterredete ſich Saul, der König von Iſrael, in freundlichen Worten mit ſeinem Sohne Jonathan. Darauf ſprach der König: „Sage mir, mein Sohn, wirſt du denn nicht ablaſſen von dem Sohne Iſai, an den ſich dein Herz gehänget hat?“ Jonathan antwortete: „Mein Vater, wie könnte ich von mir ſelber laſſen und von meinem Herzen? Alſo vermag ich auch nicht abzulaſſen von der Liebe des Sohnes Iſai.“ Da fragte der König ferner: „Was findeſt du denn ſo herrlich und groß an dem Hirtenknaben von Bethlehem, daß du ihm alſo dein Herz zuwendeſt? Iſt es ſein bräunliches Angeſicht, oder ſein Saitenſpiel, oder die Kraft, womit er den Philiſter ſchlug? Siehe, es ſind viele in Iſrael, denen er nicht gleich kommt an That und Weſen!“ Da antwortete Jonathan: „Ach, mein Vater wolle nicht zürnen! Ich denke ja nicht an ſein Angeſicht, noch an ſeine Kraft und Thaten, und weiß nicht, warum und wie? Aber das weiß ich, daß ich ihn ſo lieb habe wie meine Seele.“ Da zürnte der König und ſprach: „Weißt du denn nicht, daß er das Königreich wird von dir wenden, und wird ſelber König werden über Iſrael?“ Da erheiterte ſich das Antlitz Jonathan's, und er ſprach zu dem König, ſeinem Vater: „O mein Vater, laß ihn! Iſt es denn nicht daſſelbe, welcher von uns beiden herrſche über Iſrael? Denn ſiehe, wir haben einen Bund in dem Herrn gemacht; und ſo werd' ich der Nächſte an ihm, und immer um ihn ſein.“ Als der König dieſe Worte hörte, ergrimmte er noch mehr in ſeinem Geiſt, und ergriff ſeinen Spieß, daß er ihn ſpießete. Denn er erkannte nicht, was die Liebe ſei, und hatte keinen Freund an ſeinem Hofe. Jonathan aber wandte

ſich und ging hinaus, und aß und trank nicht am Feſte des Neumondes. Denn er war bekümmert um David, daß ihn der Vater alſo verdammte.

F. A. Krummacher.

Der Kinder Opfer.

„Medor," ſagte die ſchmeichelnde Eidli, indem ſie mit ihrem Bruder hinaustrat vor die niedere Hüttenthür, „wie ſchön iſt die Flur im Morgenglanz! Wie herrlich blüht der lachende Frühling!" „Eidli," ſprach der Knabe ernſt, „die Götter ſind immer mild und freundlich, aber wir ſollen ſie auch wieder lieben. Sahſt du den Vater, wenn er die Erſtlinge ſeines Feldes zu jener Höhe trug? Wie ernſt war ſein Blick, wie feierlich ſein Gang! Ich weiß es nun, was er dort that. Er opferte den Göttern. Dort an dem kleinen Altar ſah ich ihn knien. Sein Gebet war fromm und ſtill, und den Himmliſchen angenehm; denn ſchöner keimten die Saaten empor zur künftigen Ernte. Komm, Eidli, wir wollen auch ein Opfer zünden. Sind wir gleich noch klein, ſo wird unſer Gebet doch zu den Himmliſchen dringen, und ſie werden uns ſegnen!" — „Was aber," fragte Eidli, „bringen wir den Göttern zum Opfer dar. Kinder haben kein Eigenthum, und fremdes Gut bringt nimmer Heil und Segen." Traurig ſchwieg ſie, den Blick zu Boden geſenkt. „Haſt du nicht eine Taube, wie ich?" rief Medor mit feurigem Blick. „Du wollteſt" — fragte Eidli, ihr verwundertes Auge zu ihm erhebend. „Ich will meine Taube hinauftragen," entgegnete der Knabe. „Eben weil ich ſie ſo lieb habe, weil ſie meine größte Freude iſt, will ich ſie den Göttern opfern. Sie ſegnen das

Herz, das ſie alſo verehrt. Komm, Cidli, wir fangen die Täubchen, und tragen ſie hinauf, damit die Himmliſchen uns wieder lieben.“ Schweigend folgte Cidli dem Bruder. Fröhlich flatterte die bunt gefiederte Schaar der lockenden Stimme des Knaben entgegen. „Lora!“ rief Cidli, und herbei kam bald das zahme, weiße Täubchen, und pickte nach der dargebotenen Hand, und ließ ſich willig fangen und binden. Bald hatte auch Medor ſeinen Liebling gefangen, die rothäugige Lilli mit blendender Bruſt und reich befiederten Füßen. In ein Körbchen mit Blumen legten ſie das gefeſſelte Paar, und nun gingen ſie Hand in Hand ſchweigend die Höhe hinan. Noch ſchliefen die Eltern, denn die Sonne war erſt emporgeſtiegen, und die Blumen erhoben ſich mühſam vom ſüßen Schlummer. Röthlich ſchimmerten die Höhen, und der Altar glänzte im Purpurſtrahl des erwachten Tages. Die Kinder knieten nieder auf den erhöhten Stufen, und ihre Herzen vereinigten ſich zu ſtillem Gebet. „Segnet, ihr Götter, ſegnet im Schlummer die liebenden Eltern! Segnet Cidli und Medor, und laßt ſie wie heut verbunden bleiben durch's ganze Leben!“ So beteten die Kinder, den Blick zur Höhe gewandt. Jetzt gingen ſie, die Tauben zu opfern. Zitternd faßte Medor den zarten Hals des flatternden Lieblings, bittend ſah die Taube zu ihm empor. Da ſeufte er und ſprach: „Cidli, tödte du die Taube, ich habe ſie noch immer zu lieb!“ Und eine Thräne netzte ſeine Wangen. — „Wie vermöcht' ich das? O ihr Götter,“ rief die klagende Cidli, „habt Mitleid mit den ſchwachen Kindern! Noch netzte kein Blut ihre Hände; ſie zittern vor dem grauſen Vollbringen. Wollt ihr denn auch das Blut der ſchuldloſen Tauben, ihr, die ihr ja ſelbſt die Liebe, das Mitleid ſeid? Gönnt ihr doch dem kleinen Würmchen das ſüße Leben, wenn es ſich bittend im Staube krümmt! O gewiß, ihr wollet den Tod nicht! Das Leben iſt euch lieber, das Leben ſoll euch göttlicher feiern! Medor, binde

die Tauben nur los, dein Herz hat die Himmlischen verstanden. Unser Opfer wird dennoch zu den Wolken steigen, und die Götter werden uns liebend erhören!" Und sie lösten die Fesseln der Tauben, und trugen sie auf den Altar. Da erhoben sich die Befreiten mit fröhlichen Sprüngen, und flatterten, und stiegen, liebend gesellt, zu dem blauen Aether empor. Jetzt blitzte ihr weißer Fittig noch einmal im Morgenstrahl; bald verschwanden sie in der Glorie des Himmels. Geblendet wendeten die Kinder den Blick ab von der strahlenden Höhe, und beteten leise, denn ein süßer Trost war in ihr Herz gekommen. „Cidli, wir bleiben vereint, wie die schimmernden Tauben!" jauchzte Medor. „Das Opfer steigt, und es neigen die Götter sich wohlgefällig zu dem Flehen der Kinder!"

Agnes Franz.

Der Schutzengel.

Im Gebirge wohnte eine arme Wittwe, die von mancher Sorge für sich und ihren Sohn Wilhelm bedrängt ward. Aber der Knabe war ein lustiger Knabe, sah fröhlich in den Tag hinein, und wußte wenig von der Noth seiner Mutter; denn die Mutter trug ihre Leiden still und mit Geduld. Und als der Knabe eines Abends heim kam, lag seine Mutter krank auf dem Bette. Da ward sein heiteres Auge trübe vor Thränen, und er setzte sich zu ihr an das Bette, und faßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, legte ihr oft ihr Kopfkissen zurecht, und holte auch manchmal einen Trunk frisches Wasser, daß sie ihre lechzenden Lippen labe. Aber die Nacht verging, und als der Morgen kam, war die Mutter noch nicht gesund, und fing an bitterlich zu weinen, und der Knabe fragte: „Mutter,

warum weineſt du?“ Da ſprach die Mutter: „Sonſt, als ich noch geſund war, konnte ich dir doch Morgens eine Suppe kochen. Ich wollte gern die Schmerzen dulden und ſterben; aber daß du darunter leiden mußt, ſchmerzt mich am meiſten.“ Da konnte er ſich nicht mehr halten und lief hinaus, kniete unter die Linde, die vor der Hausthür ſtand, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, und er weinte ſehr und rief: „Ach, wenn Mutter ſtirbt, dann bin ich ganz verlaſſen. Will ja gerne ſterben, wenn nur Mutter leben bleibt und nicht mehr weint, denn Mutter iſt ſo lieb und gut. Ach, Gott! Mütterchen iſt krank, mache doch Mütterchen wieder geſund!“ So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knabe entgegen, mit blauen Augen, krauſen Locken und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein ſilbernes Körbchen, und rief mit holdſeliger Stimme und ſprach: „Komm, laß uns Beeren pflücken für deine kranke Mutter, ſie wachſen dort gleich am Wäldchen.“ Und Wilhelm ging mit dem fremden Knaben hin zum nahen Wäldchen, und ſie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen ganz voll der ſchönſten reifen Erdbeeren, und der Knabe ſprach: „Bringe dieſe Beeren deiner Mutter!“ und verſchwand. Aber Wilhelm nahm das Körbchen, und brachte es hinein, und die Mutter verwunderte ſich über die ſchönen, frühgereiften Beeren, und aß davon, und genas zur ſelben Stunde von ihrer Krankheit, und herzte ihren Knaben. Aber der Knabe war fröhlich, daß ſeine Mutter geneſen war, und hüpfte hinaus unter die Linde, und rief den ſchönen Knaben, und dankte ihm mit Freudenthränen. Und der feine Knabe kam und ward Wilhelms Schutzengel, weil er ſein gutes Herz erkannt hatte, und leitete ſein Schickſal. Und als Wilhelm heranwuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und ſein Fleiß ward geſegnet, und er unterſtützte ſeine Mutter in ihrem Alter, und dankte Gott, daß er's konnte.

C. Brückner.

Der Schutzengel.

Das Bäumchen.

Ein Vater reiſete über das Meer in ein fernes Land. Eh' er aber von dannen ging, berief er alle ſeine Kinder zuſammen. Er ſelbſt aber trug ein Bäumchen in ſeiner Hand, und ſie pflegten es gemeinſchaftlich. Da ſprach der Vater: „Wenn ihr dieſes Bäumchen anſehet, ſo gedenkt eures Vaters in der Ferne. Eh' es dreimal blühet, hoff' ich wieder bei euch zu ſein, ſo Gott will!" Alſo ſprach er, und zog von dannen, und das Bäumchen blühete ſchön und lieblich das erſte Jahr. Als aber nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob ſich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff ſcheiterte an den Felſen, und der Vater ward in den Wellen begraben. Da weinten und trauerten die Kinder viele Monden lang, und vor allem, wenn das Bäumchen Knospen gewann und blühete, ſtanden ſie umher und weinten. Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verſtorbenen, zu den Kindern, und ſprach: „Sehet, das Bäumchen hat ſeine Bedeutung verloren und iſt euch zum Schmerz geworden; darum laſſet es mich fortnehmen, und anderswo pflanzen, daß ſein Anblick euch nicht ferner betrübe!" Da antworteten die Kinder alle einmüthiglich und ſprachen: „Ach nein, laß uns das Bäumchen! Blühet uns auch nicht Freude auf ihm, ſondern Thränen und Schmerz, ſo ſind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnſucht, dem theuren Vater geweint. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht!"

F. W. Krummacher.

Diogenes.

Als mit der Leuchte Diogen,
Um einen Menſchen auszuſpüren,
Durch alle Straßen von Athen
Umherging, ſtieß ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Prieſter auf. „Herr, eine Gabe!“
Rief Diogen, „nur einen Deut,
Daß ich mein ſchwaches Alter labe.“ —
„Mein Segen g'nüge dir, mein Sohn!“
Verſetzt der Pfaff, und ſchleicht davon.
Der Pilger trat vor einen Laden
Voll Spangen, Fächern und Pommaden,
Und ſprach zu einem ſchönen Weib:
„Ihr kauft ſo viel zum Zeitvertreib,
Wollt ihr nicht gütig auch des Armen,
Der bald verhungert, euch erbarmen?“ —
„Mich jammert,“ ſprach ſie, „deine Noth,
Da, kaufe dir ein Gerſtenbrod.“
Sie ſprach's und gab im Augenblicke
Dem Krämer zwanzig Silberſtücke
Für ihres Hündchens Halsband hin.
Der Weiſe kratzt ſich in den Haaren
Und geht. Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren.
Diogenes lief zu ihm hin;
Er hing ſich an den goldnen Wagen:
„Halt, Sohn der Götter, höre mich!“ —
„Fort,“ hieß es, „Schlingel, packe dich,
Sonſt laß ich dich zu Tode ſchlagen.“

Ein Sclave, der von ferne ſtand,
Sprang auf, und riß mit edler Hitze
Den Alten weg, und ſeine Hand
Warf ihm zwei Heller in die Mütze.
„Ihr Götter!“ rief der weiſe Mann,
„Mehr als ein König geben kann,
Gab dieſer mir; nun ſterb' ich gerne!“
Er weint' und löſchte die Laterne.

G. C. Pfeffel.

Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter geſtorben, und es war ſo arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu ſchlafen, und gar nichts mehr als die Kleider, die es auf dem Leib trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt, und das ihm ein mitleidiges Herz noch geſchenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es ſo von aller Welt verlaſſen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann; der ſprach: „Ach gieb mir doch etwas zu eſſen, ich bin ſo hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod, und ſagte: „Gott ſegne dir's!“ und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und ſprach: „Es friert mich ſo an meinem Kopfe, ſchenke mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da that es ſeine Mütze ab, und gab ſie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind, das hatte kein Leibchen an, und fror; da gab es ihm ſeins. Und dann kam noch eins und bat um's Röcklein, das gab es auch von ſich hin. Endlich kam

es in einen Wald, und es war ſchon dunkel geworden. Da kam noch eins, und bat um ein Hemdlein; und das arme Mädchen dachte: „Es iſt dunkle Nacht, da kannſt du wohl dein Hemd weggeben.“ Und gab es auch noch hin. Und wie es ſo da ſtand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich ſein Hemdlein weggegeben, ſo hatte es ein neues vom allerfeinſten Linnen. Da ſammelte es ſich die Thaler hinein, und ward reich ſein Lebelang.

G. Bruckner

Die Pfirſchen.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirſchen mit ſich, die ſchönſten, die man ſehen konnte. Seine Kinder ſahen dieſe Frucht zum erſtenmal; deshalb wunderten und freuten ſie ſich ſehr über die ſchönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Flaum. Der Vater aber vertheilte ſie unter ſeine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter. Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die ſchönen Aepfel geſchmeckt?“ — „Herrlich, lieber Vater!“ ſagte der Aelteſte; „es iſt eine ſchöne Frucht, und ſo ſanft von Geſchmack. Ich habe mir den Stein ſorgſam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen.“ — „Brav!“ ſagte der Vater; „das heißt haushälteriſch auch für die Zukunft geſorgt, wie es dem Landmann geziemt.“ — „Ich habe die meinige ſogleich aufgegeſſen,“ ſagte der Jüngſte, „und den Stein weggeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das ſchmeckte ſo ſüß, und zerſchmilzt einem im Munde!“ — „Nun,“ ſagte der Vater, „du haſt

es zwar nicht sehr klug, aber doch sehr natürlich und nach kindlicher Weise gemacht; für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben." Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder wegwarf, aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsche hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich in der Stadt, wenn ich dahin komme, wohl zwölf dafür kaufen kann." Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber kindlich wenigstens und natürlich ist es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!" — „Und du, Edmund?" fragte der Vater weiter. Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsche dem Sohn unsers Nachbars gebracht, dem kranken Georg, der das Fieber hat. Er wollte sie nicht nehmen; da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt, und bin weggegangen." — „Nun," sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsche gemacht?" Da riefen alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" Edmund aber schwieg still, und die Mutter küßte ihn, mit einer Thräne im Auge.

A. H. Krummacher.

Philemon.

Der gutmüthige Philemon, den einst Jupiter selbst durch einen Besuch geehrt hatte, fand einen armen, siechen Wanderer auf der Straße, und rettete durch seine Pflege des Armen Leben. Als der Fremdling wieder genesen, stahl er seinem Wohlthäter das beste Lamm aus dem Stall und entfloh bei Nacht. Philemon verfolgte

den Räuber nicht. Aber er ward mißmüthig. Er glaubte nicht mehr an Dankbarkeit, und verwünſchte ſeine Dienſtfertigkeit. Da kam ſein Herbergsgaſt, der Storch, wieder heim, doch lahm und elend, denn er hatte ein Bein gebrochen. Das dauerte Philemon. „Du Thier," ſprach er, „wirſt mir zwar nicht beſſer lohnen, als der Menſch, aber das ſchadet nichts!" In kurzem heilte er den Storch. Der Herbſt kam heran, und der Vogel verließ ſeinen Wohlthäter, um mit ſeinen Brüdern in wärmere Gegenden zu ziehen. „Hab' ich's doch gedacht!" murrte Philemon, und ward noch mißmüthiger. Im nächſten Frühling aber kam der Storch mit Tagesanbruch zurück, und klapperte den ſchlummernden Philemon wach. Als dieſer aus ſeinem Hauſe trat, ſchlug der Storch freudig mit den Flügeln, und ließ eine köſtliche Wurzel ſeinem Wirth zu Füßen fallen. „Ich hatte doch wohl Unrecht," ſprach dieſer. „Noch iſt Dankbarkeit in der Welt, gleichviel bei wem!" Er ward ſo gerührt, daß er über die thieriſche Dankbarkeit den menſchlichen Undank vergaß.

K. J. Kretſchmann.

Erraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Gut's erwies,
Dorant beſchloß, bei ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt Eraſt'en zu erfreun,
Und ſetzte dieſen Freund, der's würdig war, zum Erben
Von zwanzigtauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechtſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fing einen Streit um dies Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein ſo oft auch die das Recht erzwungen,
So ſiegten ſie doch diesmal nicht.

Eraſt gewann. „Doch dich," ſprach er, „zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht,
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte ſchenk' ich dir, um dich zu widerlegen;
Zweitauſend Thaler ſollen mein,
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſein.
Verdien' ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daß ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?"

C. F. Gellert.

Edelmuth.

Ein Keſſelflicker in der Gegend von Halberſtadt ging einſt in ſtrenger Kälte mit ſeinem Geräth über Feld, und fand an der Landſtraße einen Juden, ganz erfroren. Neben ihm ſtand ein Körbchen mit Tüchern und Bändern, womit er gehandelt hatte. Ein liebloſer, unredlicher Menſch hätte vielleicht die Waaren mit ſich genommen, und den Juden liegen laſſen. Aber dem ehrlichen Keſſelflicker

blutete das Herz bei dieſem Anblick. „Vielleicht," dachte er, „lebt der arme Jude noch, und könnte ſich wieder erholen! Iſt er gleich ein Jude, ſo iſt er doch ein Menſch, iſt mein Nächſter, und ich muß ihm helfen." So dachte er, verſcharrte ſogleich ſeine und des Juden Sachen in den Schnee, nahm den Juden auf den Rücken, trug ihn in das nächſte Dorf, und ſorgte dafür, daß alle Mittel angewendet wurden, ihn wieder zum Leben zu bringen. Nichts glich ſeiner Freude, als er endlich ſah, daß der Jude die Augen wieder aufſchlug und in's Leben zurückkam. „Gott Lob!" rief er aus. „So war doch meine Hülfe nicht vergebens!" Er gab dem Wirthe etwas Geld zur Verpflegung des Juden, lief dann wieder auf das Feld, und zog ſeine und des Juden Sachen aus dem Schnee hervor. Als er zurückkam, fiel ihm der Jude gerührt um den Hals, dankte ihm herzlich für ſeine Rettung, und bot ihm ſeinen ganzen Korb mit den Waaren zum Geſchenk an. Aber der Keſſelflicker nahm gar nichts. Vergebens drang der Jude mit weinenden Augen in ihn, doch nur eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen. Sein Retter ließ ihn gar nicht zum Worte kommen. Er packte ſein Geräth zuſammen, drückte ihm treuherzig die Hand, und ſagte: „Was ich gethan habe, war meine Pflicht; das iſt jeder Menſch dem andern ſchuldig. Gott helf' uns beiden weiter!" Und damit zog er ſeine Straße.

C. Simon.

Der Wilde.

Ein alter rechtſchaffener katholiſcher Geiſtlicher, der ſich aus eigener Neigung nach Oſtindien unter die Wilden begeben hatte, um ſie beſſer und glücklicher zu machen, erzählte nach ſeiner Rückkehr

einer Frau von Stande ſeine Schickſale, und fugte hinzu: „Man ſollte keinen ſeiner Herkunft oder ſeines Glaubens wegen verachten. Ueberall giebt es gute Menſchen; das hab' ich unter meinen Wilden erfahren. Einſt gegen Abend kehrte ich mit meinen Hausgenoſſen von einem Spaziergange zurück. Da hörten wir an der Oeffnung eines Waldes einen kläglichen Ton, gingen ihm nach, und fanden unter einem Baum einen Wilden, der alt und entkräftet ſein Ende zu erwarten ſchien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. „Ach," ſagte er endlich, „heute Morgen, als der Himmel roth ward, machte ich mich auf, und hoffte, nach meiner Heimath zu kommen. Nun hab' ich mich verirrt; es wird dunkel, ich bin müde, und muß hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich in der Nacht umbringen. O mein armes Weib und meine Kinder!" Uns jammerte ſein. Ich bat ihn, mitzugehen. „Aber du kennſt mich nicht!" ſagte er. — „Ich brauche dich nicht zu kennen. Komm!" — Wir führten ihn in unſere Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu ſich genommen, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, ſo daß wir nur eine dünne leinene Wand zwiſchen uns hatten. Er legte ſich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräuſch, als ob der Wilde von ſeinem Lager aufſtände. Ich erſchrak und horchte. Wie ſehr aber that mein Schrecken ihm Unrecht! Ich werd' es nie vergeſſen. Er kniete nieder und betete etwa mit folgenden Worten: „O Gott, ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geſchienen; ich danke dir, daß mich keine Schlange geſtochen, daß mich kein wildes Thier angefallen hat; daß meine Feinde mir nicht begegnet ſind; ich danke dir, daß dieſer gute Fremde gekommen, und mich in ſeine Hutte geführt hat. O Gott, wenn er, oder ſeine Freunde, oder ſeine Nachkommen reiſen, ſo gieb ihnen auch die Sonne auf ihrem Wege; ſo bewahre ſie vor Schlangen und wilden Thieren und

vor ihren Feinden; und wenn ſich einer verirrt und am Wege liegt, ſo laß einen guten Mann kommen, der ihn in ſeiner Hütte aufnimmt!"

J. J. Hebbersen.

Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern ſchon
Durch himmliſche Geſichte lehrte,
Lag flehend einſt vor ſeinem Thron.
Da nahte ſich in ſtiller Feier
Eloah, Fürſt der Seraphim,
Berührt ſein Aug' und ſpricht zu ihm:
„Sieh jenes Weib im Nonnenſchleier
Und ſchwarzen, här'nen Bußtalar;
Sie kniet am ernſten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Iſaiden
Strömt über ihre Lippen hin.
Und hier, wie ſehr von ihr verſchieden
Iſt dieſe junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emſigkeit
Wirkt ſie ein buntes Feierkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?" —
„Die am Altar," erwiedert er,
Und fällt auf's Antlitz und erröthet.
„Du irrſt, ſie ſagt Gebete her,"
Verſetzt der Geiſt, „und jene betet."

„Sie?“ rief der Klausner, „ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid — „Für eine arme Waise!“
Sprach Gottes Herold, und verschwand.

G. C. Pfeffel.

Das arme Mädchen.

Ein armes Mädchen, deſſen Eltern geſtorben waren, mußte ſeinen Unterhalt dadurch verdienen, daß es bei wohlhabenden Leuten die Kinder wartete. Einſt ſaß es in einem Winkel und weinte. Da fragte die Frau des Hauſes: „Warum weinſt du? Fehlt dir etwas?“ — „Ach,“ ſeufzte das Mädchen, „wenn ich daran denke, was aus mir werden wird, da muß ich wohl weinen. Andere Kinder von meinem Alter gehen in die Schule und lernen viel Gutes; ich aber muß aufwachſen wie Unkraut. Ich habe nichts, um das Schulgeld zu bezahlen, und ich könnte nicht einmal die Zeit daran wenden; denn ich muß um Brod dienen. Wie will ich alſo unter den Leuten fortkommen, wenn ich älter bin, und Andere ſo viel geſchickter ſind? Ich wollte ja gern die Nacht arbeiten, wenn ich nur bei Tage in die Schule gehen dürfte.“ Die Frau ward von dieſen Klagen des Mädchens gerührt, und dachte bei ſich ſelbſt: „Ich will mich dieſes armen Kindes erbarmen. Gott will, daß wir Mitleid mit den Armen haben ſollen, und Jemanden etwas Gutes lernen laſſen, iſt doch die größte Wohlthat, die wir ihm erzeigen können.“ — Sie ſchickte von der Zeit an das arme Mädchen in die Schule. Je mehr dieſes aber Gutes lernte, um ſo treuer und ar-

heitſamer ward es, und verhutete nicht nur ſeiner Wohlthaterin vielen Schaden, ſondern machte ihr auch durch Fleiß, Dankbarkeit und geſittetes, tugendhaftes Betragen die größte Freude.

A. C. v. Rochow.

Der Krieg.

In den erſten Tagen des Mai führte ein Vater ſeine Kinder, Alwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In ſeinen weit geöffneten Thüren ſahen ſie ſchon von fern ein buntes Gewühl von Menſchen, welche aus- und eingingen, und eine luſtige, aus dem Innern ſchallende Muſik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen. Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menſchen vergaß hier die Arbeiten und Mühen vergangener Tage. Viele ſpazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genoſſen den lauen Abend, der aus dem friſchen Laube und den Blüthen der Bäume ſüße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder, oder tummelten ſich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle ſchienen von einem Geiſte friedlicher Eintracht und ruhigen Gewiſſens beſeelt. Die fröhlichen Töne, die ſie umzogen, die heitern Strahlen der Abendſonne und die anmuthigen Düfte, die aus tauſend Blumen emporſtiegen, ſchienen alle Gemüther erheitert und in ein ſüßes Vergeſſen ihrer Sorgen gewiegt zu haben. Allmälig verlor ſich die größere Menge, und die laute Muſik verſtummte. Da erſcholl aus dem Gebüſch zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen

und rührenden Geſang unterbrochen wurde. Die meiſten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Alwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Raſenplatze einen Knaben ſitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwiſchen ſang. Das Lied, welches er ſang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehreremale; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde ſeine Stimme dumpfer und dumpfer, bis ſie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöſchen ſchien. Wer einmal gekommen war, blieb ſtehen und hörte. Der Knabe ſchien über zwölf Jahre alt zu ſein. Seine heitere Bildung gefiel Jedermann, wie er denn auch die Umſtehenden unbefangen und unſchuldig mit ſeinen großen blauen Augen anſah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkoſete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und ſeine Bewegungen hatten eine gewiſſe natürliche Anmuth, die Jedermann wohlgefiel. Man wollte wiſſen, wer er ſei, woher er komme und wem er angehöre. „Ich komme weit her, vom Rhein," antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen." Dieſe Worte erregten die Neugier der Umſtehenden noch mehr. Man verlangte ſeine Geſchichte zu hören. Er ſchwieg einige Augenblicke; dann legte er ſeine Flöte bei Seite, drückte den Hund feſter an ſich, und erzählte mit gefalteten Händen folgendermaßen: „Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthſchaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluſſe, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg dicht am Waſſer. Wir hatten Pferde und Kühe und Alles, was wir wünſchten. Oft ſagte mein Vater: Unſere Nachbarn ſind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter, als wir; denn wir ſind zufrieden mit dem, was uns Gott beſcheert, und begehren nicht mehr, als wir haben. — Das war vor dem Kriege, da ging Alles gut. Als aber

die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden wären, und daß man Niemanden schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Sie erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls. Endlich fing die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde. Aber sie waren alle gleich, und verlangten immer dies und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge. Aber dabei nahmen sie uns Alles, was wir hatten, und wenn wir ihnen Alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank. Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen, und ziehe sich mit größter Eile im Thal herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte sein Haus und erwartete den Erfolg. Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf, und sah durch's Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thür aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig, denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten. Er fragte sie recht höflich, was ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn, und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte. Ich war unterdeß hinausgelaufen, und bat meinen Vater, ihnen doch Alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mich, um mich in Furcht zu setzen. Aber ein an-

derer, der vom Pferde geſtiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn und ſtreichelte mir die Backen und ſagte, ich ſollte mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber um Gottes willen thut nur dem Vater nichts! Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten ſie mich und die Mutter in Verhaft. Einige ſtießen ſchreckliche Worte aus, und drohten, uns mitzunehmen oder um's Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht wie viel, und gab es ihnen. Aber ſie waren nicht zufrieden, ſondern fluchten entſetzlich, und einige ſtiegen ſchon ab, um ſelbſt zu ſuchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenſchüſſe in der Nähe. Da erſchraken ſie, ſtiegen haſtig wieder auf und jagten mit ihrer Beute davon. Als ſie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geſchehen war. Aber mein Vater war ſtill, und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher geſagt, das Unglück habe ihr geahnt, das uns bevorſtand. Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, aber keiner hielt ſich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unſern Hof kamen und mit Ungeſtüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu ſagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür, und hörten einen ſchrecklichen Wortwechſel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm ſo arg wurde, um meinem armen Vater zu Hülfe zu kommen. In dem Augenblicke ſchwang ein Reiter den Säbel gegen ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte ſein Gewehr gegen ihn ab, und wir ſahen meinen Vater in ſeinem Blute fallen." — Der Knabe hielt bei dieſen Worten inne. Thränen rollten über ſeine Wangen, und alle Umſtehenden waren gerührt. „Als meine Mutter das große Unglück ſah," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „warf ſie ſich über meinen armen Vater her, und ſchrie und weinte, bis ihr die Stimme

verging. Da glaubte ich, ſie ſei auch todt, und ſetzte mich neben ſie, und wollte auch ſterben. Die Reiter waren indeſſen in das Haus gegangen und rafften zuſammen, was ſie fanden. Dann ritten ſie eilends davon, als es ſchon ganz dunkel war, und kümmerten ſich nicht weiter um uns. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte. Bald wollte ich in die Nachbarſchaft laufen und Hülfe ſuchen. Aber ich war in einer ſo großen Angſt, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und ſchreien, und das hörte Niemand; denn unſer Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief ſie mit lauter Stimme, und ſie ſchlug die Augen auf, und fragte, wo ſie wäre? Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erſtickten meine Worte. Aber ach! in dem Augenblick ſchlug die Flamme aus dem Dach unſeres Hauſes empor. Meine Mutter raffte ſich auf und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt ſie feſt, und ließ ſie nicht los; denn ſie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus ſtand mit einem Male in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hülfe war umſonſt. Das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun verſammelten ſich viele Leute um uns und beklagten unſer Unglück, und jeder erzählte etwas, was ihm begegnet war, der Eine dies, der Andere das; denn es war Niemand verſchont geblieben. Aber umgekommen war doch Niemand, als mein armer Vater. Als der Morgen anbrach, war meine Mutter ſehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel geweſen; und doch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden ſollten. Meine Mutter ſaß immer neben meinem todten Vater, und hielt mich feſt auf ihrem Schooß, damit ſie mich nicht auch verlöre, ſagte ſie. Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarſchaft, der mein Vater in beſſeren Zeiten einiges Gute gethan

hatte. Die bat meine Mutter, aufzuſtehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte Alles mit uns theilen, ſagte ſie, was ſie in ihrer Armuth hätte. Den andern Tag begruben ſie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grabe und ſagte: mein Vater wäre nun im Himmel, denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das iſt auch gewiß wahr, denn mein Vater war fromm und that allen Menſchen Gutes. Da Alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und ſetzte mich auf das Grab, und weinte und rief meinen Vater mit Namen. Und dann betete ich und nahm mir vor, auch ſo gut zu werden, wie er. So ſaß ich lange auf dem Grabe und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und ſah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte." Bei dieſen Worten legte der Knabe ſein Geſicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn feſt dagegen; dann fuhr er fort: „Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten ſehr kärglich. Unſere gute Wirthin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun ſah, daß ſie immer betrübt war und ſich härmte, weil wir der armen Frau zur Laſt fielen, ſagte ich eines Tages zu ihr: Liebe Mutter, ihr ſeid ſo traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber ſeid nur getroſt! Kann ich nicht die Doppelpfeife ſpielen und allerlei Lieder ſingen? Ich will mich auf die Reiſe begeben und Muſik machen, wie der blinde Nepomuk, der ſonſt immer mit ſeinem Enkel hieher kam. So ſeid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe. — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber ſchickte mich zur Reiſe an, bat meine Wirthin um etwas Brot, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun ſah, daß es mein Ernſt war, wollte ſie mich nicht fortlaſſen, ſondern ſchalt mich, und ſtritt und bat. Da war

gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch Alles genommen hatten. Der ſagte: Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann ſo angefangen. Gott wird ihn behüten. — Und da ich auf meinem Vorhaben beſtand, ſagte ſie endlich unter vielen Thränen: Nun, ſo gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibſt! — Da gab ich ihr die Hand und ging fort; und nun ſind es zwei Monate, daß ich herumziehe und Muſik mache, und noch iſt mir nichts Uebles begegnet. Ich habe mir ſchon Einiges geſpart, und wenn es noch mehr iſt, kehre ich wieder nach Hauſe zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag." — Mit dieſen Worten endigte der Knabe ſeine Geſchichte, und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwiſchen beide Hände drückte. Alle Umſtehenden zeigten ſich freigebig, und liebkoſeten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein anſehnliches Vermögen beſaß und ſeine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und ſagte: „Willſt du mit mir kommen?" Der Knabe ſah ihn mit großen Augen an und ſagte: „Ich will euch ſo viele Lieder ſpielen, als ich weiß." Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesſtatt angenommen hatte und für ſeine Mutter Sorge trug.

F. Jacobs.

Lebensgebrauch.

Alles, alles welkt vergebens,
Tauben Blüthen gleich, dahin.
Edelthat nur ist Gewinn,
Ist die Frucht am Baum des Lebens.
Unser innres, bessres Sein
Lebt von dieser Frucht allein.

Wer den wilden Zorn bezwungen,
Sanft für Recht und Wahrheit spricht;
Wer sein Brod dem Armen bricht,
Wer dem Kranken Linderungen,
Und dem Kummer Trost verschafft,
Ja, mit dem ist Gottes Kraft.

Heil dem Edlen, der vom Falle
Seinen Menschenbruder hebt,
Welches Glaubens er auch lebt!
Gottes Kinder sind wir alle,
Und in Gottes weitem Reich
Ist der Mensch dem Menschen gleich.

C. A. Tiedge.

Der Fischer und der Schatz.

Ein Fischer, der mit seinen Netzen
Brod und Zufriedenheit gewann,
That einen schweren Zug. Voll Mitleid und Entsetzen
Traf er im Sack des Garns jetzt einen Todten an.

„Der ſoll," ſprach er, „von mir den letzten Dienſt erhalten.
Vielleicht, daß in der Todesnacht
Dies ſeinen Schatten ruhig macht.
Wie der um's Leben kam, ſo kann ich auch erkalten."
Aus Sorgfalt trägt er ihn an einen ſichern Platz,
Den nicht die hohe Fluth erreichte.
Da grub er tief, und ſchwitzt' und keuchte,
Und fand im Schaufeln einen Schatz.

F. v. Hagedorn.

Das Schaf.

Als Jupiter das Feſt ſeiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geſchenke brachten, vermißte Juno das Schaf. „Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum verſäumt das fromme Schaf uns ſein wohlmeinendes Geſchenk zu bringen?" Und der Hund nahm das Wort und ſprach: „Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute geſehen. Es war ſehr betrübt, und jammerte laut." — „Und warum jammerte das Schaf?" fragte die Göttin. — „Ich Aermſter," ſprach es, „habe jetzt weder Wolle, noch Milch. Was werde ich Jupiter ſchenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erſcheinen? Lieber will ich hingehn, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere." Da drang mit des Hirten Gebet der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein ſüßer Geruch, durch die Wolken. Jetzt hätte Juno die erſte Thräne geweint, wenn Thränen ein unſterbliches Auge benetzten.

G. E. Leſſing.

Myrtill.

Am Abend hatte Myrtill noch den mondbeglänzten Sumpf beſucht. Die ſtille Gegend im Mondſchein und das Lied der Nachtigallen hatten ihn in ſtillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor ſeiner einſamen Hütte, und fand ſeinen alten Vater ſanft ſchlummernd im Mondſchein hingeſunken, ſein graues Haupt auf den einen Arm gelehnt. Da ſtellte er ſich, die Arme in einander geſchlungen, vor ihn hin. Lange ſtand er da; ſein Blick ruhte unverwandt auf dem Greiſe. Nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Rebenlaub zum Himmel, und Freudenthränen floſſen ihm vom Auge. „O du," ſprach er jetzt, „du, den ich nächſt Gott am meiſten ehre, mein Vater! wie ſanft ſchlummerſt du! wie lächelnd iſt der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im ſtillen Gebet den Abend zu feiern, und betend ſchliefſt du ein. Du haſt auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Gott hört dein Gebet; wie ruhte ſonſt unſere Hütte ſo ſicher in den von Früchten gebogenen Aeſten? Warum iſt der Segen auf unſrer Heerde und auf den Früchten unſres Feldes? Oft, wenn du bei meiner ſchwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinteſt, wenn du dann gen Himmel blickteſt, und freudig mich ſegneteſt, ach, was empfand ich dann, Vater! Dann ſchwoll mir die Bruſt, und Thränen entquollen dem Auge. Als du heute an meinem Arm aus der Hütte gingſt, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her ſahſt, und die Bäume voll Früchte und die fruchtbare Gegend umher — da ſprachſt du: Meine Haare ſind unter Freuden grau geworden; ſeid immer geſegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd'

ich euch mit seligern Gefilden vertauschen. Ach, Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren! Trauriger Gedanke! Auch dann — dann will ich einen Altar neben deinem Grabe errichten, und so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grab streuen!" Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Auge auf den Greis. „Wie er lächelnd da liegt und schlummert!" sprach er; „wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau!" Jetzt küßte er ihm die Stirne sanft, ihn zu wecken, und führte ihn in die Hütte, um auf weichen Fellen zu schlummern.

S. Gessner.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte vor allen Thieren viel leiden. Da trat es vor Zeus, und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig, und sprach: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füße mit Krallen rüsten?" — „O nein," sagte das Schaf, „ich will nichts gemein haben mit den reißenden Thieren." — „Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?" — „Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt." — „Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben." — „Auch nicht, gütiger Vater! Ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock." — „Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können,

wenn Andere ſich hüten ſollen, dir zu ſchaden." — „Müßt' ich das," ſeufzte das Schaf, „ſo laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Das Vermögen, ſchaden zu können, weckt, fürcht' ich, die Luſt, ſchaden zu wollen, und es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

G. E. Leſſing.

Die Blume.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Carl und Luischen ſollten mit ihrem Vater in einen ſchönen Garten gehen, der vor dem Thor lag. Indeß der Vater in einer Nebenkammer ſich ankleidete, blieben beide Kinder in ſeinem Zimmer. Carl, über den bevorſtehenden Spaziergang ſehr erfreut, hüpfte luſtig herum, und ſchlug unvorſichtig eine kleine ſchöne Blume ab, die der Vater in einem Topf gezogen hatte. „O Schade!" ſagte Luischen, und hob das Blümchen auf. Sie hatte es noch in der Hand, als eben der Vater in's Zimmer trat. „Was haſt du gemacht, Luischen?" fragte der Vater mit etwas unwilligem Geſicht. „Mir die Blume abzureißen, von der du wußteſt, daß ich ſie ſo gern erhalten hätte, um Samen daraus zu ziehen!" — „O lieber Vater," ſtotterte Luischen, indem ſie ihn bei der Hand faßte, „ſei doch nur nicht böſe!" — „Böſe?" antwortete der Vater, „das bin ich nicht! Aber da es dir in dem Garten, der nicht unſer iſt, auch wohl einfallen könnte, Blumen abzureißen, ſo darf ich dich nicht mitnehmen." Luischen ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg. Carl aber konnte ſich nicht länger halten. Mit Thränen in den Augen trat er vor den Vater hin und ſagte: „Nicht Schweſter Luischen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abſchlug; ich muß alſo zu Hauſe bleiben, und Luis-

chen mit dir gehen.“ Der Vater, gerührt durch die Liebe ſeiner Kinder, ſchloß ſie in die Arme, küßte ſie und ſprach: „Ihr ſeid beide meine lieben Kinder, und ſollt beide mit mir gehen. Die Blume würde mir lange nicht ſo viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben, und beide zu guten Menſchen heranwachſen werdet.“ — Und nun hüpften ſie beide vergnügt an ſeiner Seite zum Garten.

J. H. Campe.

Der Dienſtfertige.

„Gevatter! Vetter! Nachbar! Schwager! helft mir doch meine geſäeten Erbſen unterpflügen. Meine andern Pferde ſind über Land, und die ich zu Hauſe habe, ſind plötzlich krank geworden. Die Vögel freſſen meine Erbſen rein auf, wenn ich ſie nicht bei Zeiten unter die Erde bringe.“ Mit dieſen Worten lief Hans bei allen Gevattern, Vettern, Nachbarn und Schwägern im ganzen Dorfe herum, aber alle hatten eine Ausrede. Ein zu lange anhaltendes Regenwetter hatte die Sommerſaat verſpätet, und die meiſten hatten ihren Hafer noch nicht zur Hälfte beſtellt, als Hans ſchon Erbſen ſäete. Der einzige Bauer, zu dem er nicht gehen wollte, war Chriſtian. Mit dieſem hatte er ſich vor einigen Wochen entzweit, und ihm ſeitdem manche Kränkung angethan, obſchon Chriſtian unſchuldig war. „Der hilft mir doch nicht!“ dachte Hans. „Vielleicht freut er ſich nun, daß er eine Gelegenheit bekommt, mir eine Bitte abzuſchlagen.“ Endlich, im Drange der Noth, ſchickte er doch noch zu Chriſtian; denn ſelbſt wollte er nicht hingehen, weil er kein gutes Gewiſſen hatte. Chriſtian freute ſich, ſeinen Freund verſöhnen zu können.

Der beschämte Verbrecher.

Ohne Weigerung gab er ihm ſein Geſpann, obgleich er ſo viel zu arbeiten hatte, wie ein Anderer. Von der Zeit an wurde Hans ſein beſter Freund, diente ihm wieder, wo er konnte, und rühmte nachher oft, daß Chriſtian, ſein vermeintlicher Feind, ihm in der Noth geholfen hatte, wo ihn alle Freunde verließen.

J. C. v. Rochow.

Der beſchämte Verbrecher.

Es war zu Paris im Jahr 1662 eine lange und grauſame Hungersnoth. An einem Sommerabend, als der Parlamentsrath von Salle, in Begleitung eines Dieners, von einem Spaziergange nach Hauſe gehen wollte, kam ein Mann auf ihn zu, ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und forderte ſeine Börſe, aber mit Zittern, und wie ein Mann, der in dem Handwerk, das er hier trieb, nicht geübt war. „Ihr kommt an den Unrechten!“ ſagte Herr v. S., „ich werde euch nicht reich machen. Ich habe nur drei Louisd'or bei mir, die ich euch gern geben will.“ Der Mann nahm ſie, und ging fort, ohne weiter etwas zu verlangen. Herr v. S. befahl ſeinem Diener, dem Manne von weitem nachzugehen, und Acht zu geben, wohin er gehen würde. Der Diener folgte dem Räuber durch einige enge Gaſſen, und ſah ihn endlich zu einem Bäcker gehen, wo er ein Brod kaufte, und eins von den Goldſtücken verwechſelte. Zehn oder zwölf Häuſer davon ging er in ein Haus, und ſtieg eine Treppe hoch hinauf, wo er wohnte, und wo kein anderes Licht war, als das, welches der Mond gab. Hier warf er das Brod auf den Tiſch, und ſagte weinend zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern: „Da, eßt! das Brod kommt mich theuer genug zu ſtehen.“ Seine Frau weinte,

und ſuchte ihn zu beruhigen, ſo gut ſie konnte. Dann nahm ſie das Brod, und gab vier Kindern davon, die vor Hunger faſt verſchmachtet waren. Als der Diener alles geſehen und gehört, was ihm zu wiſſen nöthig war, ſtieg er eben ſo leiſe wieder hinab, wie er hinauf geſtiegen, und berichtete alles getreulich ſeinem Herrn. Am folgenden Tage ließ Herr v. S. ſich ſchon früh um fünf Uhr in das Haus des Unglücklichen führen. Er traf ein paar Dienſtmädchen vor demſelben an. „Könnt ihr mir nicht ſagen," ſprach er, „wer in dieſem Hauſe oben im vierten Stockwerk wohnt?" — „Es iſt," antwortete eine von ihnen, „ein Schuhmacher, ein ſehr ehrlicher und thätiger Mann, der aber eine ſtarke Familie hat, und ſo arm iſt, daß man kaum ärmer ſein kann." Das andere Mädchen ſagte daſſelbe. Herr v. S. ſtieg die Treppe hinauf, und klopfte an die Thür. Der arme Mann fuhr ſchnell aus dem Bette, zog die zerlumpten Kleider an, öffnete die Thür, und erkannte ſogleich den Herrn, den er den Abend vorher beraubt hatte. Man kann leicht denken, wie groß ſein Schrecken ſein mußte. Er fiel dem Fremden zu Füßen, bat um Verzeihung, und daß er doch um ſeiner Kinder willen ihn nicht in's Unglück ſtürzen möchte. „Macht euch darum keine Sorgen," ſagte Herr v. S.; „ich komme nicht in dieſer Abſicht. So viel aber verſichre ich euch, ihr treibt ein gefährliches Handwerk, und werdet euch in kurzer Zeit in's Verderben ſtürzen, wenn ihr dabei verharrt. Ich weiß, ihr ſeid ein Schuhmacher. Hier habt ihr dreißig Louisd'or; die ſchenke ich euch. Kauft Leder dafür, und verdient von nun an durch Arbeit, was ihr für euch und eure Kinder braucht."

J. A. Hebbersen.

Der Mantel.

Zu Anfange eines harten Winters ſtand in Prag ein armer Kuchenbäcker in der Hausthür ſeiner kleinen Wohnung, und dachte nach über ſein hartes Schickſal. Seine Frau und ſechs Kinder erwarteten Brod von ihm, und noch wußte er nicht, wo er es hernehmen ſollte. So viele Bedürfniſſe, die der Winter herbeiführt, war er nicht im Stande zu befriedigen, und eben ſo wenig tröſtete ihn die Ausſicht einer beſſern Zukunft. Der arme Mann mochte wohl den Gram in ſeinen Mienen ſehr lebhaft ausdrücken; denn ein Vorübergehender, in einen Mantel gehüllt, blieb ſtehen, ſah ihn mitleidig an, und fragte, was ihm fehle. Der Kuchenbäcker durfte zwar, dem Anſchein nach, von dieſem Manne wenig Unterſtützung erwarten, da er ſeinem Aeußern nach ſelbſt arm ſein mußte. Dennoch ſchilderte er ihm ſein Elend. Aufmerkſam hörte der Andere ihm zu, bezeugte ihm mit wenig Worten ſein Mitleid, und ging fort. Der bekümmerte Kuchenbäcker verſank wieder in ſein düſteres Nachdenken. Kaum aber mochten einige Minuten vergangen ſein, als Jemand ſeine Hand ergriff. Er blickte auf. Es war der Unbekannte, aber ohne Mantel. „Nehmt hin!“ ſprach er, und reichte dem Kuchenbäcker eine Handvoll Silbermünze. „Gern hätt' ich euch ſchon vorhin etwas gegeben, aber ich hatte ſelbſt nichts. Jetzt habe ich meinen Mantel verkauft. Hier iſt das Geld dafür. Ich ſehe, ihr braucht es nothwendiger, als ich den Mantel.“ Erſtaunt ſtand der Kuchenbäcker da. Er wollte dem unbekannten Wohlthäter ſeinen Dank ſtammeln. Aber ſchon war er verſchwunden, und nie ſah er ihn wieder.

M. Simon.

Werny.

Werny, der sechszehnjährige Sohn eines blinden Greises, ging an einem hellen Frühlingsmorgen in die blühenden Gärten des reichen Nachbars. Glanz und Freude lachten rings umher, und alles blühte in freier, üppiger Schönheit. Er aber ging still und traurig durch die Laubgänge des Gartens, denn seine Seele war voll tiefen Kummers. Er dachte den Reizen einer freien, glücklichen Jugend nach, und sein Herz fühlte sich zum erstenmal beklommen und bewegt. Ein heißer Durst nach höherem Wissen schwellte sein Herz, und seine Fähigkeiten verlangten nach Entwicklung. Aber heilige Pflichten fesselten den weiterstrebenden Geist. Er konnte den hülflosen Vater nicht verlassen, und mußte die Sehnsucht bekämpfen, die ihn hinaus rief aus der heimathlichen Stille in die reiche, herrliche Welt. Sinnend schritt er daher, und seufzte tief. Seine bekümmerte Seele zeigte ihm in der Zukunft die traurigsten Bilder. Er sah sich im Kreise der Menschen zurückgesetzt, verachtet als ein unnützes Mitglied der Welt, denn er wußte in seiner Bescheidenheit, daß die Liebe, die er im Stillen übte, höher stand, als alles Wissen der Erde. So kam er zu dem tiefern Theil des Gartens. Dichter verschlangen sich die Pfade, schattige Bäume säuselten Kühlung herab. An einem Rasensitze stand er still. Ein Springquell trieb seine Crystallwellen dicht vor ihm mit lustigen Sprudeln empor, und seitwärts grünte ein Rosenbusch; der war nahe an den Rasenplatz gepflanzt, daß seine Zweige sich darüber hinwölbten gleich einer Laube. Und der Knabe ließ sich auf der Rasenbank nieder, denn das Plätzchen war kühl und angenehm, und einladend zum Nachdenken. Seine Blicke fielen auf den Rosenstrauch, dessen Knospen noch klein und

unansehnlich waren, indeß [illegible] die Rosen des Gartens überall entfaltet hatten; denn die Zeit des Blühens war [illegible] gekommen. Da trat der Gärtner hinter dem Gebüsch hervor, und nahte sich dem sinnenden Knaben. „Du scheinst dem geheimen Walten der Natur zu lauschen," begann der freundliche Mann; „was sinnst du in stiller Betrachtung?" — „Ich traure über den Rosenstock," erwiederte Werny; „denn er steht im Schatten, und entbehrt gänzlich des erquickenden Lichtes; daher wird sich auch keine seiner Blüthen entfalten. Wie kam er doch in den einsamen Hain, getrennt von den blühenden Schwestern?" — „Ich hab' ihn hieher verpflanzt," sprach der Gärtner; „denn Leander, der Herr des Gartens, liebt vor allen diesen stillen Platz. Bald wird der Rosenstock Blüthen treiben. Dann wird Leander mir danken, und diese Rosen werden ihm lieber sein, als der prangende Blüthenflor der Gärten weit umher." Aber der Knabe erwiederte traurig: „Mich dauert der Stock; seine Kraft ist zerstört, und wird nimmer gedeihen gleich den übrigen." Da lächelte der Gärtner und sprach: „Laß ihn der Blüthen auch weniger treiben! Er wird dennoch erfreuen vor allen, denn er schmückte die Stunden des Einsamen mit Duft und Glanz, und blühte für ein dankbares Herz, indeß jene auf den Höhen des Gartens im Strahl der Sonne erbleichen. Verpflanz' ich aber den Stock dereinst auf eine hellere Stelle, so wird er mir lohnen mit dreifacher Pracht, denn er sammelt in dem Schatten des Hains Fülle und Kraft, um sie dereinst in reichem Segen zu entfalten." Der Gärtner schwieg. Der Knabe aber brach sich schweigend ein Rosenblatt, und nahm es mit sich nach Hause. Sein Blick war heiter, als er den Garten verließ. Heiliger schien ihm jetzt sein stiller Beruf, und er nahte der väterlichen Hütte mit freudiger Eile. „Ja, du forderst von Jedem nur nach seiner Kraft," sprach er, getröstet zum Himmel emporblickend, „und wirst nicht zürnen, wenn ich auch zurückbleibe vor den

Jünglingen allen. Auch die ſtille That der Liebe gilt vor dir, und du ſchreibſt ſie in dein Buch, und läſſeſt aus ihrem Schooß hervorgehen den Segen und den himmliſchen Frieden!"

Agnes Franz.

Die Feuersbrunſt.

In dem braunſchweigiſchen Städtchen Vorfelde entſtand eine Feuersbrunſt, und das Feuer war ſchon ganz nahe an einem Orte, wo ſich Fäſſer mit Pulver befanden. Niemand wagte ſich heran zum Löſchen. Ein Tagelöhner kam endlich herbei, und da die Flamme den Eingang ſchon verwehrte, ſtieg er durch ein Fenſter in das brennende Gebäude, und brachte die Fäſſer an das Fenſter, wo zwei andere Männer ſie in Empfang nahmen. So retteten ſie das Pulver, und ſchafften Sicherheit zum Löſchen, wodurch ein großer Theil des Städtchens erhalten ward, der ſonſt vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre. Das eine Faß war ſchon heiß von der Gluth. Einige Zeit nachher lobte Jemand dieſen Mann wegen ſeiner That, bemerkte aber, daß es doch ſehr verwegen von ihm geweſen wäre. „Glaubt mir," erwiederte der Bauer, „ich hab' es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte ſo: wenn das Pulver losgeht, ſo iſt an deinem Leben ſo viel nicht verloren. Aber wenn du das Pulver herausholen könnteſt, ſo wäre noch manches zu retten; und du haſt ja in dem Hauſe ſo viel Gutes genoſſen!"

J. H. Campe.

Die Henne und der Hahn.

Unter eine Brut junger Hühner ſchlich ſich eine Katze, und trug eins davon hinweg. Erſt bei dem Geſchrei des armen Opfers ward die alte Henne den Streich gewahr. Sie eilte ſogleich nach, und jagte mit Mühe ihr halbentſeeltes Kind der Räuberin ab. „Biſt du nicht ein thörichtes Thier?“ rief ihr, als ſie zurück kam, ein junger Hahn zu. „Was mögen wohl deine Kinder von dir denken, daß du ſie alle im Stiche laſſen konnteſt, um einem ſo ungewiſſen Glücke nachzujagen?“ — „Was ſie denken,“ verſetzte die Henne, „kümmert mich weniger, als was ſie fühlen. Haben ſie doch geſehen, was ich für jedes von ihnen in einem ähnlichen Fall auch thun würde.“

K. F. Fulda.

Die Roſe.

„Schade,“ ſagte ein Knabe zu ſeinem Vater, „daß die Roſe, wenn ſie ausgeblüht hat, nicht auch eine Frucht bringt, und ſo der Natur im Sommer ihren Dank abſtattet für die ſchöne Zeit ihrer Blüthe im Frühling. Du nannteſt ſie die Blume der Unſchuld und Freude. Dann wäre ſie auch das Bild der Dankbarkeit.“ Da erwiederte der Vater: „Bringet ſie denn nicht zur Verſchönerung des Lenzes ihre ganze Geſtalt dar? Und für den Thau und Lichtſtrahl, der von oben auf ſie niederfällt, opfert ſie der Luft ihren zarten Wohlgeruch, und für den Frühling geſchaffen, ſtirbt ſie mit ihm. Liebes Kind, der zarte unſichtbare Dank iſt der ſchönſte, und wie vermöchte die Unſchuld, undankbar zu ſein?“

J. A. Krummacher.

Das Gewitter und die Sonne.

Der heißen Frühsonne gegenüber zog sich im Westen ein drohendes Gewitter zusammen. Es blitzte schon heftig. Da gebot ihm die Sonne, zu weichen. Sie schalt es ein Ungeheuer, einen Verderber. „Schmähe, wie du willst!“ donnerte die Sonne herüber. „Ich bin dennoch, von dir erzeugt, dein vollbürtiger Sohn, und den Namen Verderber verdien' ich keineswegs, ungeachtet aller meiner Furchtbarkeit. Ich habe nicht selten mehr Segen verstreut, als du den ganzen Sommer über hervorbringen konntest.“

K. F. Kretschmann.

Der Greis.

Im Vorgefühl seines nahen Hinwelkens ging ein Greis mit seinem Enkel in's Feld, um die schöne, grünende Natur noch einmal zu genießen. Besonders ergötzlich war ihm ein Baumstück, das, von ihm selbst angelegt, eben jetzt in voller Blüthe stand. Mit Wehmuth aber sah er unter den herrlich aufblühenden Bäumen einen der schönsten, gleich einem Blüthenstrauß am warmen Busen, im vollen Flor dahinwelken. Großvater und Enkel beklagten die Vereitlung so schöner Hoffnungen, und redeten noch auf dem Rückwege davon, als sie plötzlich in der Ferne einen alten, nach und nach ganz abgestorbenen Birnbaum, den eben sein Eigenthümer untergraben hatte, niederstürzen sahen. „Um diesen Baum,“ sprach der Greis mit bebender Stimme, „dürfen wir zwar nicht klagen wegen vereitelter Hoffnungen; denn er hat seine Frucht über ein halbes Jahrhundert

reichlich gebracht, und ſein kümmerliches Fortleben würde fruchtlos ſein. Aber er ſchmerzt mich dennoch nicht minder als jener junge Baum; denn als Knabe deines Alters hab' ich ihn mit dem Vater ſeines jetzigen Beſitzers oft beſtiegen und ſeiner herrlichen Früchte genoſſen. Und o wie oft lagen wir, wenn unſer Vieh im Felde weidete, ſo traulich beiſammen in ſeinem Schatten!" Es war, als zöge es den Alten, wie zum Leichenbegängniß eines Jugendfreundes, nach dem Baum hin. Als er ankam, war eben der Eigenthümer im Begriff, die letzte Wurzel auszurotten. Der Greis konnte ſeine Rührung nicht bergen. Jener aber lachte und ſprach: „Wer wird da bedauern? Der alte Knorren war ja nur dem Lande hinderlich. Gut, daß er einem jungen Baume Platz gemacht!" — „Ich bedaure nicht euren Verluſt, lieber Nachbar!" erwiederte der Greis. „Aber mit Dank gegen Gott denke ich daran, wie viel Gutes ich in Geſellſchaft eures ſeligen Vaters in meiner Kindheit von dem Baum genoſſen." — „Das mag ſein," verſetzte jener. „Ich aber habe wenig Früchte von dem Baum genoſſen, und bin ihm alſo auch keinen Dank ſchuldig." Und hiermit hieb er kaltblütig die letzte Wurzel ab. „Laß euch der Himmel deſto mehr Früchte von dem neuen Baum genießen, den ihr an die leere Stelle pflanzen werdet!" ſprach der Greis. „Euer Enkel mag ihn dann eben ſo gleichgültig wieder ausgraben!" Während dieſer Rede ward der Alte gewahr, daß der am Fuße ganz hohle Baum weiter aufwärts noch ein geſundes Stück enthielt. Dies bat er ſich, gegen Bezahlung, zu Werkholz aus, und bedingte ſorgfältig, es ja nicht länger als ſechs Fuß zu machen." Auf dem Heimwege fragte der Enkel: „Aber, lieber Großvater, was willſt du denn mit dem Klotze? In unſrer Holzkammer liegt ja viel ſchöneres Holz, das der Vater zurückgeſtellt hat." — „Aber nicht von Bäumen, die mir von meiner Kindheit her ſo theuer waren als dieſer Baum," verſetzte der Greis. „Unter ſeinem Schatten hab' ich

in deinem Alter oft geruht; er ſoll mir auch in meinem jetzigen Alter zur Schlafſtelle werden." — „Zur Bettlade? Recht ſo, Großväterchen!" rief freudig der Knabe. „Laß nun auch einen recht ſchönen Kranz und Himmel daran machen. Aber ich darf doch auch dann wieder bei dir ſchlafen?" — „An Kranz und Himmel," ſprach der Greis, „ſoll's hoffentlich nicht fehlen. Aber verhüte Gott, daß du mit mir zugleich in die Bettlade kämſt! Nein, du ſollſt, ſo Gott will, ſechzig Jahre ſpäter ſchlafen gehn." Da traten große Thränentropfen dem Knaben in's Auge; denn erſt jetzt begriff er die Beſtimmung des Holzes. Er faßte des Alten Hand, und weinte bitterlich. „Ach, Herzens-Großvater," ſprach er, „rede doch nicht von deinem Sarge!" Das letzte Wort erſtickte gleichſam auf ſeinen Lippen. Der Großvater aber neigte ſich und küßte ihm eine perlende Thräne von der Wange. „Warum ſoll ich," ſprach er, „nach dem langen Arbeitstage nicht vom Bette reden? Meine Kraft iſt erſchöpft, meine Arbeit zu Ende, und mein Abendſegen gebetet. Warum ſoll ich dem Lande länger hinderlich ſein?" Bei dieſen Worten dachte der Knabe wieder der gefühlloſen Rede des Holzhackers, und begann noch heftiger zu weinen. Der Großvater aber drückte ihn an ſein Herz und ſagte: „Nein, ſo ungerührt wirſt du mich nicht fallen und das Land räumen ſehn, wie unſer Nachbar ſeinen alten Birnbaum. Iſt gleich der Großvater, wie er jetzt iſt, noch unnützer als dieſer Baum, ſo denkſt du doch gewiß an ſeinem Sarge, welche Früchte er einſt deinem Vater und manchen andern Menſchen gebracht hat." — „Ach, lieber, lieber Großvater!" ſchluchzte der Knabe. „Haſt du nicht auch mich auf deinen Knien gewiegt, und mir tauſend Schönes erzählt, wenn oft Alles im Felde war? Haſt du nicht auch meinen Verſtand geweckt, und mich, was mehr werth iſt, als alles, zu dem lieben Gott beten gelehrt? Und geht nicht alles Gute, was du dem Vater erworben und erwieſen, auch mich an?" Unter ſolchen, oft

durch Schweigen unterbrochenen, wehmüthigen Gesprächen kamen sie in ihr Haus zurück. Bald darauf brachte der Eigenthümer des alten Baums das erhandelte Stück auf einem Schiebkarren. Der ganzen Familie, welche die Bestimmung des Holzes schon durch den Knaben erfahren, war es so, als sähen sie den Sarg des guten Großvaters, und alle waren tief bewegt. Der Alte aber machte freudig Anstalt, daß das Holz in Dielen geschnitten ward, und trug diese mit heitrer Miene von einem sonnigen Platze zum andern, um sie recht bald trocken zu bringen. „Ach, Großvater," sprach der Enkel, „wie kannst du dich so heitern Muthes mit diesen Brettern beschäftigen?" — „Soll ich trauern, wenn ich mein Bett sehe," versetzte der Alte, „weil es mein Sterbebett ist? Oder soll sich der Arbeiter, nach treu vollbrachtem Tagewerk, nicht des Feierabends und seines Tagelohns freuen?" Gleich den wenigen Säften in den Brettern vertrockneten auch zusehends die letzten Lebenssäfte des frommen Großvaters, und als die gelben und rothen Blätter von den Bäumen wehten, lag er, mit gefalteten Händen, in dem Birnbaum-Sarge, herzlich beweint von Kindern und Kindeskindern. Der Knabe aber pflanzte am Begräbnißmorgen stillschweigend ein junges, noch vom Großvater veredeltes Birnbaumstämmchen in dem Hofraum, wo es ihm täglich in's Auge fiel, und pflegte sein mit liebender Sorgfalt, zum Andenken an den edlen Todten, und zur Erinnerung an den Vorsatz, ihm ähnlich zu werden.

J. J. Schleß.

Das Rothkehlchen.

Ein Rothkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenſter eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann ſein Fenſter, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in ſeine Wohnung. Nun pickte es die Broſamen und Krümchen auf, die von des Landmanns Tiſche fielen. Auch hielten die Kinder im Hauſe das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam, und die Gebüſche ſich belaubten, da öffnete der Landmann ſein Fenſter, und der kleine Gaſt flog in das nahe Wäldchen, baute ſein Neſt, und ſang ſein fröhliches Liedchen. Der Winter aber kehrte wieder, und ſiehe! da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte ſein Weibchen mitgebracht. Der Landmann ſammt ſeinen Kindern freute ſich ſehr, als ſie die beiden Thierchen ſahen, wie ſie aus den kleinen Aeuglein zutraulich umher ſchauten; und die Kinder ſagten: „Die Vöglein ſehen uns an, als ob ſie etwas ſagen wollten.“ Da antwortete der Vater: „Wenn ſie reden könnten, ſo würden ſie ſagen: Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe.“

F. W. Krummacher.

Die Martinsgans.

„Liebe Mutter," ſprach Aurelie, „du haſt mir ſo manches aus deiner Jugend erzählt, das mir gar wohl gefallen. Wie war denn die Geſchichte mit der Martinsgans?" Da entgegnete die Mutter freundlich: „Du weißt doch, warum und wie wir den Martinsabend feiern? Nun ſieh, uns fällt es jetzt nicht ſchwer, an dieſem Abend, wie auch an andern Feſttagen, Fiſch und Braten, als die von den Vätern längſt eingeführten Gerichte, auf dem Tiſche zu ſchauen. Dein Vater ſorgt, daß uns dazu das Geld nicht mangelt; wir dürfen das Gehörige nur zubereiten. Wo aber in einer Familie kein lieber Vater mehr iſt, der ſorgt und ſchafft, wo weibliche Hände das tägliche Brod verdienen müſſen — da iſt's ſchon gut, wenn nur das tägliche Brod immer da iſt. So war es ſonſt bei uns, in dem kleinen Häuschen deiner Großmutter, als der Vater und Verſorger aus unſrer Mitte heimgegangen war. Er konnte uns kein Vermögen, kaum das kleine Häuschen hinterlaſſen, nebſt dem Segen des Friedens, des Fleißes, des Gottvertrauens. Wir Geſchwiſter mußten mit der Nadel unſern Unterhalt verdienen, während die Mutter das Hausweſen beſorgte. Wiewohl nun unſer himmliſcher Vater unſern Fleiß dergeſtalt ſegnete, daß die Einnahme immer von einem Tage zum andern hinreichte, und wir niemals eigentlichen Mangel litten, ſo war doch die größte Sparſamkeit, die ſorgfältigſte Eintheilung und das damit verbundene Verſagen vieler ſonſt gewohnten Dinge durchaus nothwendig. Der Bratofen z. B., der ſonſt regelmäſſig Sonntags geheizt ward, diente, da er jetzt faſt in Ruhe blieb, zu einer Art von kühlem Vorkämmerchen, indeß wir uns gern mit einer Schüſſel Gemüſe begnügten. Auf die hohen Feſttage und auf den Martinsabend aber ward der Ofen doch jedesmal ausge-

räumt und in Thätigkeit gesetzt. Da hatte uns noch nie der Braten gefehlt. Einmal aber rückte für uns ein recht trüber, rauher November heran. Wir hatten den Herbst hindurch an einer Augenkrankheit gelitten, welche wohl ansteckend sein mußte, denn sie pflanzte sich von einer Person zur andern durch das ganze Haus fort. Dadurch wurden wir am Arbeiten verhindert, und mußten manches Stück abweisen. Manche darüber im Stillen geweinte Thräne verzögerte die Genesung der kranken Augen. Und als sie nun wieder gesund und licht waren, fehlte uns die Arbeit, und zum ersten Male blickten wir mit banger Sorge dem nahenden Winter entgegen. Noch genauer, noch sparsamer ward die tägliche Lebensweise eingerichtet, um wo möglich die Woche einige Groschen weniger auszugeben. Der Martinsabend war vor der Thür. An das Einkaufen der Martinsgans aber durften wir dies Jahr nicht denken. Trüb brach der Morgen des zehnten Novembers an. Die jüngste der Schwestern, von allen die fröhlichste, trat indeß doch mit einem recht heitern Gesicht in die Stube, und trug zwei bunte, schön bemalte Lichter, wofür sie heimlich gesorgt. „Seht," sagte sie, die blank geputzten Leuchter damit schmückend, „die durften uns doch nicht fehlen! Aber nun fehlt auch nichts. Nur hübsch hell und freundlich, dann ist's ächter Martinsabend." Die Mutter lächelte wehmüthig. „Habt ihr," fragte sie, „guten Braunkohl gekauft?" — „Ja wohl," versetzte die muntere Christine, „so schön wir ihn nur jemals gehabt haben, und dazu ganz vortreffliches Hammelfleisch; das braten wir ein wenig auf, so ist's ja ein schöner Martins-Abendschmaus." Ein Pochen an der Thür unterbrach dies Gespräch. Die alte Anna sah zur Stubenthür herein. Sie hatte in frühern Jahren in unserm Hause gedient, hatte uns Kinder getragen und gewartet, und später als eine rechtschaffene, ordentliche Hausfrau uns oft in Krankheit und Beküm-

merniß mit Rath und That beigeſtanden. Jetzt war ſie Wittwe, und lebte, wie wir, von ihrer Hände Arbeit. „Ich hätte ein Anliegen," hub ſie etwas verlegen an. „Sie benutzen ihren Bratofen wohl erſt heut Nachmittag?" Niemand antwortete. „So wollt' ich," fuhr Anna fort, „um Erlaubniß bitten, dieſen Vormittag meine Gans hier braten zu dürfen. Unſer eins nimmt das nicht ſo genau, wenn ſie auch den Abend aufgewärmt wird." — „Ach, wenn du ſonſt erſt dieſen Nachmittag braten willſt, liebe Anna," ſprach die Mutter, „ſo hindert uns das nicht im geringſten. Wir machen unſer Gericht auf dem Heerd fertig." — „Nun, wenn das iſt," entgegnete Anna, ſich ein wenig beſinnend, „ſo wäre mir's freilich noch lieber. Sie erlauben's alſo?" Wir bejahten, und Anna begab ſich nach Hauſe. Nachmittags zur gehörigen Zeit kam ſie, die blanke Pfanne mit der fetten, glänzend weißen Gans bedächtig und voll innerer Behaglichkeit vor ſich her tragend. Sie lächelte, als die Mutter den ſchönen Braten lobte, und meinte, es würde ihr doch nicht halb ſo ſchmecken, wenn das ſorgfältige Füttern und Abwarten ihr nicht ſo viele Mühe gemacht hätte. So aber ſei es ihr nun eine Freude, daß Alles ſo wohl gerathen. „Die gute Anna iſt doch eine recht tüchtige Hausfrau," ſagte die Mutter zu uns. „Bei ihrem kleinen Erwerbe hat ſie es doch möglich gemacht, den Martinsabend nach alter Sitte zu feiern." Ein klein wenig trübten ſich die Geſichter bei dieſen Worten. Niemand wird dies für Mißgunſt auslegen; aber ſie trübten ſich doch. Die Thurmuhr ſchlug drei Viertel auf fünf. Raſch ſchob die flinke Chriſtine den weißen Lindentiſch in die Mitte der Stube, breitete das ſchöne gemuſterte Tiſchtuch darüber, legte die Meſſer neben die zierlich gefalteten Servietten, und mit dem Schlage fünf, mit dem erſten feſtlichen Ertönen der Glocke, brannten die bunten Lichter. Die Geſangbücher lagen ſchon an ihren Plätzen, und aufgeſchlagen

war das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Die Schüssel mit dem Braunkohl und Hammelfleisch dampfte recht einladend. Die weißen Brödchen mit den silberhell blinkenden Tellern gaben dem Tische vollends das festliche Ansehn. Indem wir uns setzen wollten, rief draußen eine Stimme: „Darf denn ein Gast kommen?“ — „Immer herein!“ sprach die Mutter, recht von Herzen fröhlich, „der Martinsgast ist willkommen.“ Da trat Anna herein, die kastanienbraune gebratene Gans auf der blinkenden Schüssel tragend. Sie grüßte verlegen freundlich links und rechts, staunte den schön geputzten Tisch verwundert an, und setzte ihre Schüssel mitten darauf. „Was soll das bedeuten?“ fragte hie und da eine Stimme. Anna aber winkte und schüttelte, und wollte gar nicht darüber sprechen. Als sie uns aber ernsthaft und verlegen werden sah, da schlug sie die Augen nieder, und sagte stockend: „Ach, nehmen Sie mir die Freiheit doch ja nicht übel! Hab' ich etwas Unschickliches gethan? Ich dachte mir's doch gar zu hübsch, wenn wir zusammen Martinsschmaus hielten. Daheim müßte ich allein am Tische sitzen, und da“ — „Nein, gute Anna, „das sollst du nicht!“ sprach die Mutter, sie bei der Hand fassend und sie zum Tische führend. „Kinder, jetzt kein Wort weiter! Laßt uns beten!“ Und jeder Laut verstummte, und jedes Auge senkte sich, vielleicht eine Thräne bergend, auf die gefalteten Hände. Und als das Gebet vollendet war, stimmten wir in das abermalige Läuten der Glocken mit Luthers Liede ein: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Und nachher ließen wir uns alle, was Gott beſcheert, trefflich schmecken, und feierten einen vergnügten Martinsabend.“

J. M. Glatz.

Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, deß Name hieß Benedictus, das heißet Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle, die ihn kannten, segneten ihn desgleichen. So suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er that aber folgendermaßen. Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, and was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!" Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles stehet bei mir fest und unversehrt!" und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassernöthen und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräth geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß es sein Haus zierte und seine Freunde erfreute, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können!" Und legte in den Gotteskasten, sendete auch von dem köstlichsten Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang. Als er nun danieder lag, und sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen, und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedictus von uns scheidet! So lange er

lebte, konnt' es uns nimmer fehlen; aber was wird's nun werden?" Er aber ſprach: „Ein guter Hausvater ſorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim iſt, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskaſten mit allem, was darinnen iſt. Er gehöret den Armen, den Wittwen und Waiſen. Theilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich." Darauf ſtarb er, und es geſchah, wie er geſagt hatte. Alſo beſtehet der Gotteskaſten ſeit hundert Jahren zum Troſt der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet in Segen.

A. A. Krummacher.

IV.

Fleiſz und Thätigkeit.

Lob der Thätigkeit.

Soll der Menſch ſein Leben lang
Still, wie Pflanzen, blühen?
Oder ſoll ihm Thatendrang
In dem Buſen glühen?

Die Verſchwender ihrer Zeit
Mögen dies verneinen;
Ihnen mag die Thätigkeit
Eine Marter ſcheinen.

Aber Wonnegeberin
Iſt ſie wackern Leuten,
Die ſich nicht auf Polſter hin
Ganze Tage breiten.

Glücklich, wer von dieſer Fee
Immer hold umſchwebet,
Munter, wie der Fiſch im See,
In Geſchäften lebet!

Krönt den Berg das Morgenroth
Mit dem Purpurkranze,
Dünkt ihm ſeiner Pflicht Gebot
Wie ein Ruf zum Tanze.

Banges Drücken einer That
Macht ſein Herz nicht enger;
Denn des Laſters Spiegelpfad
Lockt nur Müßiggänger.

Arbeit würzt ſein täglich Brod,
Und in ſeinen Bohnen
Lauſchen Krankheit nicht und Tod,
Die in Torten wohnen.

Sehet, wie ſein Hausſtand blüht!
Er kann glücklich leben,
Und mit fröhlichem Gemüth
Auch der Armuth geben.

Schwinden einſt im Alter hin
Arbeitsluſt und Stärke,
So erquickt ihn der Gewinn
Seiner Jugendwerke.

Baum der Thätigkeit, ſo lacht
Deine Goldfrucht Allen.
Möchten aus der Trägheit Nacht
Viele zu dir wallen!

A. J. C. Langbein.

Der Paradiesvogel.

„O wie herrlich iſt's doch dort im Eden!" ſeufzte der Paradiesvogel, als er, des langen Fluges müde, ſich auf einen Aſt ſetzte.

Dort wird man nie müde, dort trägt jeder Baum ſeidene Neſter neben goldenen Früchten, und ſeine Zweige beugen ſich mit ihrer ambroſiſchen Koſt von ſelbſt zu unſrem Schnabel.“ — „Das iſt freilich hier unten ganz anders!“ ſprach eine Waldhenne. „Wer hier ruhn und eſſen will, muß Beine zum Feſthalten und zum Scharren haben. Du wirſt wieder nach deinem Eden zurückkehren müſſen!“

K. J. Kretſchmann.

Der Magnet.

„Ei, lieber Vater,“ ſprach der kleine Emil, „wie ſoll ich denn fertig werden mit meiner Arbeit, wenn du mir ſo viel aufgiebſt, und der Lehrer ſeine Lectionen dazu? Erſt warſt du zufrieden, wenn ich wenige Sprüchlein ſchrieb. Jetzt füllen meine Aufgaben mehrere Seiten, und dabei muß ich noch über den Büchern ſitzen und mancherlei lernen.“ — „Du wirſt älter, mein Sohn,“ entgegnete der Vater, „und da das Leben gar viel von uns fordert, und mancherlei Laſten auf unſere Schultern legt, ſo iſt es gut, daß wir frühzeitig unſere Kräfte zu üben beginnen.“ — „Ach, meine ſchönen Spielſtunden!“ ſeufzte der Knabe. „Hören denn von nun an die Laſten und Arbeiten gar nicht auf?“ — „Die Pflichten, die das Leben uns auferlegt,“ entgegnete der Vater, „wachſen im Gegentheil mit jedem Jahre. Was du jetzt mit Mühe vollbringſt, iſt, gegen die Arbeiten deines ältern Bruders gehalten, ein Kinderſpiel, und doch kommen deſſen Aufgaben, mit denen deines Vaters verglichen, in keinen Betracht. Dieſem liegen aber außerdem noch Sorgen anderer Art ob, und dies iſt das Loos jedes Staatsbürgers und jedes Familienvaters,

und wird auch einſt das deinige ſein." — „Ach!" ſeufzte der Knabe, „wie ſoll ich es anſtellen, ſo viel zu vollbringen? Und wie machſt du es denn, lieber Vater, daß du dies Alles leiſten und fördern kannſt, und dabei doch immer ſo fröhlichen Muthes biſt?" — „Sieh her!" ſprach der Vater, und führte den Knaben zu einem Magnet, der an der Stubenthür hing und mit allerhand Eiſenwaaren belaſtet war. „Kannſt du dich noch erinnern," fuhr er fort, „wie ich vor einigen Jahren dies ſeltſame Metall zum Geſchenk erhielt, und wie ihr alle kamt und ſeine Kraft prüfen wolltet, und der Laſten zu viel wurden, und Alles zu Boden ſank?" — „Das weiß ich ſehr wohl," entgegnete der Knabe. „Du ſagteſt, er ſei noch ungeübt, und es müſſe ſo kommen. Darauf hingeſt du vorſichtig ein eiſernes Reifflein daran, und ſchobſt bald nachher einen Schlüſſel hinein, und fuhrſt fort, mit der Zeit eins und das andere hinzuzufügen, ſo daß der Magnet, nach Verlauf eines Jahres, alle Schlüſſel des Hauſes trug, und jetzt noch andere Laſten dazu." — „So wächſt mit der Uebung die Kraft," ſagte der Vater. „Auch ich war unerfahren und ſchwach. Aber was man mir auftrug, übernahm ich mit Freuden. Bald ward es mir leicht, auch Schweres zu vollbringen, denn die Beharrlichkeit erleichtert die Laſt. So ging es mir wie dem Magnet. Auch ich erkannte erſt die in mir ſchlummernde Fähigkeit, nachdem dieſe geweckt und verſucht ward. Und ſo verfährt das Leben mit uns Allen. Wir tragen und müſſen tragen; aber allmälig wächſt die Kraft durch die Laſt, bis dieſe uns leicht und bequem wird. Bald nehmen wir zu der einen die andere, und zuletzt wird uns die Beſchwerde zur Freude, denn das erhöhte Selbſtgefühl erzeugt innere Zufriedenheit; über beide aber geht die Liebe, die uns für die beſeelt, mit denen uns der Himmel verbunden; und durch ihre Hülfe vermögen wir bald zu vollbringen, was der lebloſe Magnet nicht vermag." Da erkannte der Knabe das Gleichniß, und blickte ermuntert zu

dem Vater empor. Der aber legte ſeine Rechte auf des Kindes Haupt, und ſagte: „Fortan wirſt du den Magnet nicht ohne Nutzen betrachten.“

Agnes Franz.

Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief ſeine Kinder her und ſprach:
„In unſerm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!“ O weh! da ſtarb der Mann.
Kaum war der Alte beigeſchafft,
So grub man auch aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karſt und Spaten ward
Der Weinberg um und um geſcharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb,
Und zog den Rechen kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verſpürt,
Sie hielten ſich für angeführt.
Doch kaum erſchien das nächſte Jahr,
So nahm man mit Erſtaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erſt die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein Jahr aus
Des Schatzes immer mehr heraus.

G. A. Bürger.

Der Seidenwurm.

Ermüdet von des Tages Laſt, kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war ſein Antlitz gebräunt von den Gluthen der Sonne, und ſeine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers. Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da ſaß noch Naema, ſein Weib, und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen; die hatte ſie gefertigt für ihre drei Söhne, und das Alles in beſcheidener Stille, daß keiner gewahr ward die Mühe ihrer Hände. Denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anſpruchlos wie ihr ſanftes Gemüth. Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühſame Gewebe, an dem ihre unverdroſſene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne ſchon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über ſein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittern Grams, denn er dachte in ſeinem Herzen an die ſorgenloſe Freiheit der Erſtgeſchaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens. Und er trauerte um das verlorene Paradies, und ſprach in düſtrer Schwermuth: „Wehe uns, daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern ſoll von Geſchlecht zu Geſchlecht, und daß das Strafwort Gottes: Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! ſich auch an den Frömmſten erfüllen ſoll!“ Da trat Naema aus der Hütte, und nahte ſich ihm; denn ſie hatte den Unmuth auf ſeiner Stirn geleſen, und ſeine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war ſanft und freundlich, und ſie ſprach zu ihm: „Wie kann dich des Herrn Wille doch alſo betrüben? Iſt der Menſch nicht vor allen lebendigen Geſchöpfen an Freuden geſegnet durch das Licht ſeines Geiſtes? Was willſt du dich grämen und mit der weiſen Einrichtung Gottes hadern?“ Aber Enos ſprach: „Naema, ich weiß, daß du mit ſanfter Rede mir ſtets deinen Kum-

mer verhüllst! Aber ich kenne die Last, die dich drückt, gleich mir. Siehe, das Thier im Walde ist glücklicher denn wir. Es darf sich nicht kümmern um den folgenden Tag, und lebt sorglos und fröhlich seine Stunden dahin. Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde; darum ist unser Leben mit der Last drückender Arbeit beschwert, und einer ewigen Sorge verfallen." Aber Naema antwortete und sprach: „Nenne die Arbeit keine Last, Geliebter! Sie sei uns die Würze des Lebens! Süß schmeckt das friedliche Mahl von den Früchten, die wir uns mühsam erzogen, süßer denn die goldnen Aepfel des Paradieses." So sprach Naema. Aber Enos blieb ernst bei den Worten des milden Weibes, und setzte sich schweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geschäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete. Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens. Und sie traten zu den Eltern und begannen mit hastiger Rede einstimmig von einem Wunder zu erzählen, das sie gesehn, und ihre Worte waren verworren, denn sie sprachen alle zugleich. Und Naema gebot den Jüngern zu schweigen, und sprach zu Hamet, dem Aeltesten: „Rede, mein Sohn!" Und Hamet begann: „Du weißt, o Mutter, daß wir uns eine schöne Hütte gebaut haben in dem Schatten des Maulbeerbaums; denn wir lieben den Platz wegen seiner Kühle und der süßen Frucht. Dort haben wir ein seltsames Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt, und klein und gering ist gleich andern Gewürmen, aber von großer Geschicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es seine mühsame Arbeit, und ruhte nicht, bis das feine Gespinnst, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willst du, daß wir die übrigen sammeln und sie bewahren zu Festgewändern?" — So sprach der Knabe. Aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und sprach: „Siehe, auch dies geringe Ge-

ſchöpf gehorcht willig dem Geſetz der Natur, für Andere zu ſorgen und nützlich zu ſein. Mit welchem Fleiß hat es ſein kurzes Daſein geſegnet! Siehe dieſe Fülle von glänzenden Fäden, die ein ſo kleines Thier geſponnen!" Und zu den Söhnen ſprach ſie: „Gehet hin und ſammelt des köſtlichen Geſpinnſtes, ſo viel ihr finden möget, und traget es herbei!" — „Bringt den ſeltenen Wurm auch mit euch, der das Schickſal des Menſchen theilt!" rief Enos; und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab. „Sicher," fuhr er fort, „iſt dieſes Weſen erſchaffen, um uns ein treues Bild unſers Elends zu ſein. Die Nothwendigkeit iſt ihm vielleicht auch Lehrerin geweſen, und der Tod wird der Lohn ſein des mühſamen Tagewerks!" — „Immer ſo finſter, Enos!" erwiederte Naema. „Kann nicht derſelbe heilige Trieb das Würmchen beſeelen, der den Menſchen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es iſt ja ſo ſchön, für Andere zu ſorgen, und einſt der Nachwelt noch die Frucht ſeines Fleißes zu hinterlaſſen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der innern Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht." Da kamen die Söhne zurück, und brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Geſpinnſte, und auch der Seidenwürmer einige, und legten beides vor dem Vater hin. Schweigend betrachtete Enos die ſeltſamen Thiere, von denen einige ſchon halb eingepuppt waren, und ſprach: „Siehe, mich hat meine Vermuthung nicht betrogen; ſie ſpinnen ſich ſelbſt das Grab!" Da lächelte Hamet und ſprach: „Erſt wähnten wir's auch, mein Vater, aber nun ſind wir eines Beſſern belehrt. Siehe, das Würmchen muß erſt ſeine Beſtimmung erfüllen, ehe es ſich ſeines Lohnes erfreuen darf. Darum arbeitet es unverdroſſen, und ruhet nicht, weder Tag noch Nacht, ſo daß wir meinen, es baue ſein Grab. Lange lag es ermattet und tief verborgen in ſeinem dichten Gewebe. Doch als wir dachten, es ſei nun in Staub zerfallen, ſiehe, da geſchah ein glänzendes Wunder. Ein leichter Schmetterling brach

durch den Kerker des Würmchens hervor; der ſchwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!" — „Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück!" rief der Zweite. — „Damit wir ſeiner ſtets dankbar gedenken können!" ſetzte fröhlich der Dritte hinzu. Da erheiterte ſich Enos Geſicht, und er ſprach zu Naema: „Dürfen wir dieſes ſeltſame Wunder uns deuten als eine ſelige Verheißung der Gottheit?" Und Naema erwiederte: „Glaube, was dich tröſtet, du Lieber! In meinem Herzen war ſtets die Ueberzeugung, daß das innere Leben, die Freudigkeit der Seele, immer ſchöner ſeine Schwingen entfaltet, je mehr das äußere dem Dienſte der Menſchheit geweiht iſt."

Agnes Franz.

Der Hausbau.

Albert ging einſt mit ſeinem Vater aus, und ſie kamen an einen Bau, der ſchon bis zum zweiten Stockwerk fertig war. Albert ſah, wie die Maurer auf den Sproſſen einer Leiter ſaßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel ihm. „O lieber Vater," rief er, „laß uns da näher hinzugehen!" Beide ſahen nun ein Weilchen zu, wie der Untenſtehende die Steine aufnahm, ſie dem auf der erſten Stufe reichte, dieſer wieder dem Nächſten, und der wieder dem Folgenden; und wie das immer ſo raſch fortging, bis die Steine oben waren und vermauert wurden. „Was meinſt du, Albert?" ſagte der Vater: „warum ſitzen alle dieſe Leute hier, und langen einander zu? Und warum arbeiten ſo viele an dieſem Hauſe? Könnte nicht Einer daran arbeiten, und die Andern indeß auch Häuſer bauen, oder ſonſt etwas thun?" — „Ja wohl, Vater!" antwor-

tete Albert geſchwind, „da würden recht viele Häuſer fertig werden.“ Der Vater erwiederte: „Sollt' es wohl ſo ſein, mein Sohn? Haſt du auch bedacht, was du eben ſagteſt? Wie viele Künſte und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieſer, die der Eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte; ſo viele, daß er ſein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, ſo ein Haus bauen zu können. Aber laß uns einmal glauben, daß Einer dies Alles in ſo kurzer Zeit lernen könnte. Laß ihn nun allein, ohne Hülfe, anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles Uebrige, was zum Bau gehört, zuſammenſchleppen, dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf dieſem Grunde fortbauen. Wenn er das erſte Stockwerk vollendet hat, laß ihn aufſteigen und das zweite anfangen; laß ihn nach jedem Steine die Leiter herunter und wieder hinaufſteigen; laß ihn ſo fort allein arbeiten: wann, meinſt du wohl, daß das Haus unter Dach kommen werde?“ — „Ach, lieber Vater!“ ſagte der Knabe, „ich ſehe, wie ſehr ich mich geirrt habe. Auf dieſe Weiſe würde nie ein Haus, wie dieſes, zu Stande kommen.“ — „Du haſt Recht, mein Sohn!“ antwortete der Vater; „und wie es mit dieſem Bau iſt, ſo iſt es faſt mit allen Geſchäften des geſitteten menſchlichen Lebens. Sollen ſie von ſtatten gehen, ſo müſſen vereinte Kräfte und Geſchicklichkeiten angewandt werden. Wenn ihrer viele einander die Hand bieten, ſo kommen große und ſchwere Dinge zu Stande, die Einer in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er ſie durchlebte, nicht verrichten könnte. So, mein Sohn, iſt es auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens. Sollten wir ſie uns ſelbſt verſchaffen, ſo würden wir nur wenige genießen können; aber da viele in der Geſellſchaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der Andern beitragen, ſo iſt für Alle zum mäßigen Genuſſe da. Auch du, mein Sohn, mußt einmal das Deinige dazu beitragen, du magſt nun

wahlen, welchen Beruf du willſt; und wenn du mit dieſem Gedanken in die Welt und an die Geſchäfte des Lebens gehſt, wirſt du finden, daß tauſend Andere wieder für dich arbeiten."

J. H. Campe.

Demoſthenes.

Demoſthenes, der berühmte Redner Griechenlands, hatte mit vielen Hinderniſſen der Natur zu kämpfen, ehe er es in der Beredſamkeit auch nur zu einer Fertigkeit brachte. Ermuntert jedoch durch den Ruhm eines andern großen Redners, konnte er dem Triebe nicht widerſtehen, ſich ganz der Redekunſt zu widmen. Er entſagte allen übrigen Beſchäftigungen, und arbeitete nur unabläſſig an ſeiner Ausbildung. Er ſtotterte ſo heftig, daß er einige Buchſtaben, namentlich das R gar nicht ausſprechen konnte. Aber er überwand dieſen Naturfehler dadurch, daß er kleine Kieſelſteine in den Mund nahm, und verſchiedene Zeilen mit lauter Stimme herſagte, ohne inne zu halten. Zuweilen ging er an das Geſtade des Meers, wo ſich die Wellen mit lärmendem Getöſe brachen, und bemühte ſich, ſo laut zu reden, daß ſeine Stimme das Brauſen des Meeres übertönte. — Wie ermunternd zum beharrlichen Fleiß iſt das Beiſpiel dieſes großen Mannes! Der Entſchloſſene betrachtet Unmöglichkeiten nur als Schwierigkeiten; der Träge hält jede Schwierigkeit für eine Unmöglichkeit.

G. Brückner.

Die Brautgabe.

Paulina, eine vornehme Römerin, beſuchte einſt Septimia, die Freundin ihrer Jugend, welche Unglück und Armuth lange von ihr entfernt und geſchieden. Aber nicht das Band neu erwachten Gefühls war es, was ſie zu ihr zog. Mit eitler Hoffarth betrat die an alle Genüſſe des Lebens gewöhnte Frau die Schwelle des Gemachs, in welchem Septimia beſchäftigt war, köſtliche Gewänder zum Verkauf zu weben; denn ſie war ſehr arm, und mußte von dem Fleiß ihrer Hände leben. „Septimia," begann Paulina, „ich komme zu dir, um das Brautgewand meiner Töchter bei dir zu beſtellen. Ich habe ſie beide verlobt, und will, daß ihre Morgengabe köſtlicher ſei denn Alles, was Eltern je zum Schmuck und Bedarf ihrer Töchter erſonnen. Spare darum die köſtlichſten Verzierungen nicht, und bereite die Gewänder, würdig unſres Standes und unſres Reichthums." So ſprach Paulina, und fuhr mit eitler Beredſamkeit fort, Septimien von dem Werth ihrer Ausſteuer zu erzählen, und von den Schätzen an Gold, köſtlichen Tapeten und zierlichen Geräthen, die ſie für ihre Töchter geſammelt. „Da giebſt du deinen Töchtern wohl mehr, als ſie bedürfen?" fragte beſcheiden Septimia. „Mit nichten!" entgegnete Paulina. „Eine große Erziehung bringt große Bedürfniſſe mit ſich, und ich will die Götter preiſen, wenn ich ſie durch meine Fürſorge wenigſtens vor der Laſt drückender Entbehrung geſchützt habe." — „Wenn dem ſo iſt," erwiederte ſanftlächelnd Septimia, „ſo habe ich für meine Töchter noch eine reichere Ausſteuer beſorgt." — „Reicher?" rief erſtaunt die ſtolze Römerin, und warf einen fragenden Blick auf Septimia. „Willſt du," ſprach dieſe, „dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugen, ſo folge mir in meiner Töchter Gemach. Ich will dir die Kleinode zeigen, deren

Werth zehnmal mehr beträgt, als ſie zu ihren Bedürfniſſen nöthig haben." — Und ſie öffnete das Gemach. Da ſaßen drei einfach gekleidete Jungfrauen an ihren Webeſtühlen, und das Werk ihrer Hände war hell und lieblich anzuſehen, gleich dem Glanz der Sonne und dem buntfarbigen Schmuck der Blumen, und ihre Wangen glänzten von Geſundheit und Heiterkeit. Als aber die Mutter mit der vornehmen Römerin hereintrat, ſtanden ſie auf, und verneigten ſich ehrerbietig vor den Frauen. Und Septimia führte ihre Töchter zu Paulina, und ſprach: „Siehe, das Kleinod, das ich meine, iſt das Werk dieſer Hände. Mögen die Götter die Ausſteuer deiner Töchter ihnen ſo zum Heil gedeihen laſſen, als ich mir von meiner Sorgfalt ſüße Früchte verſprechen kann. Siehe, dieſe haben mehr, als zur Freude des Lebens erforderlich iſt; denn ihre Bedürfniſſe ſind gering, und Fleiß und Geſchicklichkeit überall geſucht. Darum wird auch der Mann nicht klagen, deſſen Wahl ſie einſt trifft. Ihre Brautgabe iſt ſichrer denn Gold, und ſo gilt ihr Werth in den Augen des edlen Mannes wohl eben ſo viel als die Perlen des Orients." So ſprach Septimia. Die Töchter aber ſchlugen die Augen nieder und erröthetten, denn ſie hatten die Mutter zum erſtenmal über den Werth ihres frommen Fleißes ſprechen gehört.

Agnes Franz.

Die Lehre der Natur.

Unter den Jüngern Hillel's, des weiſen Lehrers der Söhne Iſrael, befand ſich Einer, mit Namen Saboth; den verdroß jegliche Arbeit, alſo, daß er ſich dem Müßiggang und der Thorheit ergab.

Hillel aber war bekümmert um den Jüngling, und beſchloß, ihn zu heilen. Zu dem Ende führte er ihn hinaus in das Thal Hinnon bei Jeruſalem. Daſelbſt war ein ſtehendes Gewäſſer, voll Gewürm und Ungeziefer, und bedeckt mit ſchlammigem Unkraut. Als ſie das Thal erreicht hatten, legte Hillel ſeinen Stab nieder und ſprach: „Hier wollen wir ausruhen von unſerm Wege.“ Der Jüngling aber verwunderte ſich, und ſprach: „Wie, Meiſter, an dieſem häßlichen Sumpfe? Merkeſt du nicht, welch ein vergiftender Dunſt daraus hervorſteigt?“ — „Du haſt Recht, mein Sohn,“ antwortete der Lehrer; „dieſer Sumpf gleicht der Seele des Müßiggängers. Wer möchte in ſeiner Nähe weilen!“ Darauf führte Hillel den Jüngling zu einem wüſten Acker, auf welchem nur Dornen und Diſteln wuchſen; die erſtickten das Korn und die heilſamen Kräuter. Da lehnte ſich Hillel auf ſeinen Stab und ſprach: „Siehe, dieſer Acker hat einen guten Boden, allerlei Nützliches und Erfreuliches zu tragen. Aber man hat ſein vergeſſen, und ihn verſäumt. So bringt er jetzt gewaltige Diſteln und Dornen und giftiges Geſäme; darunter niſten die Schlangen und Molche. Vorhin ſaheſt du die Seele — jetzt erkenne das Leben des Müßiggängers. Da wurde Saboth ergriffen vor Scham und Reue, und ſprach: „Meiſter, warum führeſt du mich in ſolche öde und traurige Gegenden? Sie ſind das ſtrafende Bild meiner Seele und meines Lebens.“ Hillel aber antwortete und ſprach: „Da du meinen Worten nicht glauben wollteſt, ſo habe ich verſucht, ob die Stimme der Natur zu deinem Herzen dringen möchte.“ Saboth aber drückte ſeinem Lehrer die Hand, und ſagte: „Es iſt dir nicht mißlungen; ein neues Leben, du ſollſt es ſehen, iſt in mir aufgegangen.“ Alſo geſchah es. Saboth ward ein thätiger Jüngling. Da führte ihn Hillel in ein fruchtbares Thal, an die Ufer eines klaren Bachs, der in lieblichen Windungen zwiſchen fruchtbaren Bäumen, blumigen Wieſen und dunklem Gebüſch dahin

ſtrömte. „Siehe hier," ſagte darauf der Greis zu dem erfreuten Jüngling, „das Bild deines neuen thätigen Lebens. Die Natur, die dich gewarnt hat, mag auch nun dich belohnen. Ihre Anmuth und Schönheit kann nur den erfreuen, der in ihrem Leben ſein eignes ſchaut."

F. A. Krummacher.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüſt und leer; ein kalter Meeresgrund; die Elemente lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen, und brach des Eiſes Ketten, und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel ſanft. In dunkler Tiefe regte ſich Alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erſchien der Erſtgeborene, das ſanft erfreuende Licht. Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Waſſern ſchwebte, ſie ſchwangen ſich auf zum Himmel und webten das goldene Blau; ſie fuhren hinunter zur Tiefe, und füllten mit Leben ſie an; ſie trugen die Erde empor, einen Gottes-Altar, ſie beſtreuend mit immer verjüngten Blumen; den kleinſten Staub beſeelten ſie. Und als ſie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllt hatten, da ſtanden ſie rathſchlagend ſtill, und ſprachen zu einander: „Laſſet uns Menſchen ſchaffen, unſer Bild; ein Gleichniß deſſen, der Himmel und rde durch Licht und Liebe ſchuf." Da fuhr Leben in den Staub; da ſtrahlte das Licht des Menſchen göttliches Antlitz an, und Liebe wählte ſein Herz zu ihrer ſtillen Wohnung. Der ewige Vater ſah's, und nannte die Schöpfung gut; denn Alles füllte, Alles durchdrang

ſein immer wirkend Licht und ſeine holde Tochter, die belebende Liebe ſelbſt. — Im wirkenden Leben nur iſt Menſchenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

J. G. v. Herder.

Der Kaiſer in der Schule.

Kaiſer Carl der Große richtete für ſeine und ſeiner Hofleute Kinder eine beſondere Schule ein, die er ſehr oft ſelbſt beſuchte. Um zu ſehen, welche Fortſchritte die Schüler gemacht, legte er ihnen dann entweder ſelbſt Fragen vor, oder ließ ſie durch den Lehrer prüfen. Als er einſt nach längerer Abweſenheit die Schule wieder beſuchte, bemerkte er, daß die Söhne der Vornehmen und Reichen weniger wußten, als die Söhne der Aermern. Da gab er, als die Prüfung vorüber war, den armen, aber fleißigen Knaben ſeine Zufriedenheit zu erkennen, ermahnte ſie, mit gleichem Eifer fortzufahren, und verſprach, ſie einſt dafür zu belohnen. Dann aber wandte er ſich mit zornigem Angeſicht zu den Faulen und Unwiſſenden, und ſprach: „Ihr Söhne der Reichen, die ihr euch vornehmer dünkt, und des Wiſſens nicht zu bedürfen meint, ich ſage euch, euer Stand und eure glatten Geſichter gelten nichts bei mir. Ihr habt nichts von mir zu hoffen, wenn ihr nicht durch anhaltenden Fleiß das Verſäumte nachholt.“

G. Brückner.

Die alte Schwalbe und die junge.

Eine Schwalbe ſprach zu ihrem Söhnchen: „Sieh doch, wie dein Vater ſo herrlich fliegen kann. Welche Schnelle! Welche Gewandtheit! Jetzt wie der Wind hier über den Teich, nun wie der Pfeil dort über den Kirchthurm. Muthig, mein Sohn! Ihm nachahmen mußt du, das iſt mein Wunſch und mein Segen!“ — „Ach, liebe Mutter, das wird ſchwer halten, und wohl ein vergeblicher Wunſch ſein. Ich bin zufrieden, wenn ich nur erſt fliegen kann wie der Sperling oder die Ente. Sie finden doch auch ihr Brod.“ — „Kleinmüthiger!“ ſprach die Mutter, „wenn man jung iſt, muß man an nichts verzagen. Der Flug des Adlers ſelbſt muß dir nicht zu hoch dünken. Wenn du ihn auch nicht erreichſt, ſo mußt du es wenigſtens wollen!“

K. F. Kretſchmann.

Die Biene und die Henne.

„Nun, Biene,“ ſprach die träge Henne,
„Dies muß ich in der That geſtehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne,
Seh' ich dich immer müßig gehn.
Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemühn.
Bleib' immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch.

Wär' ich, wie du, ich thät' es auch.
Was brauchſt du Andern viel zu nützen?
Genug, daß wir ſo manchen Morgen
Mit Eiern unſer Haus verſorgen." —

„O," rief die Biene, „ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht ſo, wie du bei deinem Eie,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreie,
So denkſt du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenſtock ſei mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich oder eine träge Henne?
Denn wenn wir auf den Blumen liegen,
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiß kein groß Geräuſch,
Und ſchreien wir, bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch,
So präge dir's für immer ein:
Wir haſſen allen falſchen Schein,
Und wer uns kennen will, der muß in Roſt und Kuchen
Fleiß, Kunſt und Ordnung unterſuchen.
Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne, rath' ich dir zu gehn."

C. F. Gellert.

Der gute Rath.

Leopold hatte seit einigen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehen, und kam jetzt, um ihn zu besuchen. Er glaubte ihm durch seinen Besuch große Freude zu machen, aber er irrte sich. Christian saß betrübt am Tische, hatte den Kopf in die Hand gestützt, und fragte den Eintretenden ganz unmuthig: „Was bringst du mir?" — „Ich will dich besuchen," antwortete Leopold; „ich glaube aber, du siehst mich nicht gern. Du scheinst so verdrießlich. Bist du etwa krank, oder sind deine Eltern unzufrieden mit dir, oder hat dich Jemand beleidigt?" — „Ach, nichts von alle dem!" sagte Christian; „ich habe nur gar zu viel zu thun. Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal, das ganze Stück! Hier die ganze Seite, und auch diese halb. Wann soll ich damit fertig werden? Da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen!" — „Wenn du weiter keinen Kummer hast," sagte Leopold, „so will ich dir bald helfen. Suche nur gleich Dinte, Feder und Papier herbei. Setz' dich hin und schreibe, und geh' nicht eher von der Stelle, als bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir nachher recht leicht werden. Das habe ich von meinem Lehrer gelernt; der sagte mir immer: so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Daher müsse man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende; und wäre es zu Ende, dann hätte man immer eine große Freude darüber." — „Das ist aber gar zu viel," fuhr Christian fort. „Das kann ich unmöglich alles schreiben. Sieh nur, eine Seite, und noch eine halbe!" Er wurde darüber so betrübt, daß er den Mund verzog und zu weinen anfing. — „Je mehr du zu schreiben hast," erwiederte

Leopold, „deſto eher mußt du damit anfangen, und deſto länger mußt du dabei bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legſt und das ganze Schnupftuch voll weinſt, ſo bringſt du damit doch keine Zeile fertig. Friſch ſetz' dich hin, und ſchreibe. Ich will mich ſo lange in die Ecke ſetzen, und in deinen Büchern leſen, bis du fertig biſt." Wirklich ſetzte ſich Leopold in eine Ecke, und ſprach kein Wort mehr, ſondern las in einem Buche. Chriſtian ſtieß einen tiefen Seufzer aus, nahm die Feder und ſchrieb, und ſprach kein Wort dabei. Und je länger er ſchrieb, deſto mehr merkte er, daß die Zeilen abnahmen, die er abſchreiben ſollte. Darüber freute er ſich, und fuhr immer eifriger im Schreiben fort. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, da rief er: „Punktum! ich bin fertig!" ſprang vom Stuhl auf, umarmte ſeinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und brachte nun noch ein paar Stunden ſehr vergnügt mit ihm zu.

J. F. Hahn.

Tag und Nacht.

Noch hatten Tag und Nacht ihren alten Zwiſt, wer von ihnen wünſchenswerther ſei, nicht beigelegt, als ſich beide, mit anbrechender Morgenröthe, nah' an einem Dorfe begegneten. „Laß uns endlich einmal," ſprach der Tag, „unpartheiiſche Schiedsrichter wählen, die wir hier auf dem Lande wohl am beſten finden dürften." Die Nacht war es zufrieden. Sie wählten den reichen Junker und den ärmſten Bauer im Dorfe. Der Tag ſtieg auf den Gipfel des benachbarten Berges, und rief die Sonne herauf. Schlaflos hatte der ſieche Junker ſich die ganze Nacht auf ſeinem weichen Lager umhergewälzt. „Dem Himmel ſei Dank," ſprach er, „daß die garſtige

Nacht vorüber iſt, und der erſehnte Tag anbricht!" — „Schon halb gewonnen!" rief der Tag. Die Nacht ſchwieg. Kaum war die Sonne hinter die Berge geſunken, als der andere Schiedsrichter an ſeine Thür trat, und mit ſichtbarer Freude zu den Seinigen ſprach: „Das war ein mühſeliger, drückend heißer Tag! Gott ſei Dank, daß er vorüber iſt, und nun die erquickende Nacht kommt!" — Da lächelte die Nacht. „Wer hat nun gewonnen?" ſprach ſie. „Ich glaube, es iſt noch immer nicht entſchieden!" ſagte der Tag ärgerlich." — „Und ich denke," rief die Nacht, „es iſt völlig entſchieden! Dich wünſchte der Siechling, um ſein elendes Daſein fortzuſchleppen. mich wünſchte der Thätige, um morgen geſtärkt zu erwachen." Gleichwohl, meinte der Tag, müſſe man noch den Entſcheidungsſpruch erwarten. „O den findeſt du," erwiederte die Nacht, „in den Acten — zwiſchen Leben und Tod!"

K. F. Kretſchmann.

Die Feierſtunden.

Ein Vater gedachte auszugehen, und rief ſeine Kinder zuſammen, um einem jeden ſeine Arbeit zuzutheilen. Einige hatten zu ſchreiben, die andern ein frommes Lied zu lernen; alle aber bekamen ihre Aufgabe und zugleich die Erlaubniß des Vaters, ſobald ſie ihre Arbeit vollbracht, im Garten zu ſpielen, bis er zurückkehren würde. Als nun der Vater alles auf's beſte geordnet, ermahnte er ſie noch einmal zum Fleiß, und begab ſich hinaus auf die Felder. Das Zimmer der Kinder aber ſtieß an den Garten, und die jüngern blickten hinaus, und ſahen den ſchönen Sonnenſchein und die güldnen Schmetterlinge, die über die Blumenbeete dahingaukelten. Da verlockten die bunten Bilder ihr Herz, und ſie ſprachen unter einander: „Wäre

es nicht gleich, wenn wir zuerſt unſer Spiel trieben, und dann an die Arbeit gingen? Dort draußen iſt es ſo hell, und hier ſo enge und düſter." — „Habt ihr nicht vernommen," entgegnete der Aeltere, „wie der Vater geſagt: erſt die Arbeit und dann das Spiel?" — „Ei," verſetzten jene, „wird nur beides gethan, ſo kommt es wohl nicht darauf an, welches zuerſt oder zuletzt geſchieht!" Mit dieſen Worten warfen ſie ihre Bücher zur Seite, und hüpften leichten Sinnes hinaus in den Garten. Die ältern blickten ihnen nach in die lockende Freiheit; aber ſie ließen ſich nicht irren, ſondern arbeiteten fort, ſtill und ſchweigſam, wie es der Vater befohlen. Draußen aber ſtand die Sonne noch hoch, und die Luft war ſchwül. Die Kinder aber achteten der Hitze nicht, und ſprangen in wilder Jagd hinter den Schmetterlingen her, und trieben allerhand unbändige Spiele, und gebehrdeten ſich wie eine zügelloſe Schaar. Als nun die ältern ihre Arbeit beendet hatten, und ſich zu den jüngern in den Garten begaben, um ſie an ihre Pflicht zu erinnern, gedachten dieſe mit Schrecken ihrer Aufgaben. Des Vaters Strenge eingedenk, begaben ſie ſich ohne Widerrede in das Zimmer zurück. Als ſie aber die Bücher ergriffen, da vermochte keiner weder zu leſen noch zu ſchreiben. Sie waren alle erhitzt und erſchöpft, und die Buchſtaben tanzten vor ihren Augen. Dabei wurde es dunkler und dunkler im Zimmer. Sie traten an's Fenſter; aber während ſie traurig hinausſahen, wanderten die glücklichen Geſchwiſter in dem kühlen Schatten umher, die Blumen begießend und ſich erquickend an dem linden, herrlichen Abend. Vor Unmuth weinend, daß ſie die ſchöne Feierſtunde verſcherzt, griffen ſie wieder zu den Büchern. Aber ihre Gedanken vermochten ſie nicht mehr zu ſammeln, und irrten eins wie das andere voll Furcht und Unruhe im Zimmer umher. Als nun der Vater zurückkam, und die Verlegenheit der Kinder ſah, und wie ſich das eine hinter das andere verbarg, rief er

die älteſten, und fragte, was hier geſchehen. Da trat einer hervor, und erzählte, wie jene zuerſt geſpielt, und dann an die Arbeit gegangen. „Und wo ſind die Arbeiten?“ fragte der Vater. Da rief einer der jüngern unter Weinen: „Vergieb uns! Wir waren erhitzt und zerſtreut, und vermochten nichts zu vollbringen, denn wir ſahen die Freuden der Andern.“ — „Ihr Unfolgſamen!“ zürnte der Vater. „Hatte ich euch nicht geſagt: nur nach gethaner Pflicht ziemt dem Menſchen Erholung? Warum wolltet ihr dieſe Ordnung verkehren? Seht, jede Uebertretung ſtraft ſich von ſelbſt. Die Fleißigen genießen der Erquickung und der innern Zufriedenheit; ihr aber verlangtet den Genuß vorher, und ſo blieb euch nichts als die Arbeit ſammt der Unluſt zurück.“ Mit dieſen Worten führte er die Kinder zu den Büchern. Sie aber gelobten ſich heimlich, nie wieder einen Feierabend im Voraus zu begehen.

Agnes Franz.

Der Einſiedler.

Das Lob der Edelſten gewann
Ariſt, ein ächter Biedermann,
Der Kopf und Herz zum Wohl der Menſchheit brauchte,
Und manchen, den ſo tief die Hand des Schickſals bog,
Daß er, mit Weib und Kind, ſein Brod in Thränen tauchte,
Raſch aus des Elends Abgrund zog.
Doch dieſer Menſchenfreund floh plötzlich, mit Bedauern
Der ganzen Stadt, aus ihren Mauern,
Und baut' ein Hüttchen ſich im Wald.
Hier dient' er Gott mit vollem Eifer,
Und jeder Weltgedanke galt
Ihm als ein falſcher Ueberläufer.

Einſtmals durchirrt' er das Gebüſch,
Mit heißer Stirn und wunden Sohlen,
Um ſich auf ſeinen Felſentiſch
Ein wenig wildes Obſt zu holen.
Da hört' er wimmern, und er fand
Bald einen Fuchs, der mit zerbroch'nen Beinen
Im Graſe wie ein Wurm ſich wand.
Gerührt begann Ariſt zu weinen.
Doch ſieh', es ſchwebt', indem er hier noch ſtand,
Ein Adler hoch herab, und ließ aus ſeinen Krallen
Hin vor das kranke Thier ein todtes Lämmchen fallen.

Darüber ſtaunend, rief Ariſt:
„O Wunder! Dieſes Schauſpiel iſt
Kein Ungefähr! Es iſt ein Spiegel,
Den Gott mir vor die Augen ſtellt,
Und ich erſcheine d'rin als ſchwacher Glaubensheld! —
Ich Thor durchſtreifte Thal und Hügel,
Bis ich ein knappes Mahl von rohen Früchten fand!
Warum vertraut' ich nicht dem Starken, der die Kette
Der Weſen hält in ſeiner Hand,
Und dieſen Adler hergeſandt,
Daß er den kranken Fuchs vom Hungertod errette?
Wohlan, die Nahrungsſorge ſoll
Mir nicht mehr Hand und Fuß bewegen!
Mit ungetheilter Kraft will ich nun glaubensvoll
Des Gottesdienſts am Betaltare pflegen."

Hartnäckig folgt' er dieſem Plan.
Des Waldes Obſt und Wurzeln boten
Umſonſt ſich ſeinem Hunger an;
Vergebens rieſelte der Bach dem frommen Mann,
Ob Durſtesflammen gleich ihn zu verzehren drohten.

Auf Felsengrunde ſtand ſein Wahn,
Daß bald vom Himmel auf die Erde
Ein Korb voll Speiſe ſinken werde.
So täuſcht' er bis zum ſechſten Tag
Sich matt und bleich und todtenhager.
Doch als er jetzt auf hartem Lager
Schon faſt im Grabesſchlummer lag,
Weckt' ihn ein ſanfter, leiſer Schlag.
Ein Jüngling, hell umglänzt von einer Strahlenkrone,
Stand neben ihm, und ſprach im liebevollſten Tone:

„Erzittre nicht vor dem, der dir als Freund ſich naht!
Du ſelbſt begehſt an dir den feindlichſten Verrath.
Wie kannſt du dich bis zur Vernichtung haſſen?
Warum haſt du den Ehrenpfad
Der Menſchenliebe ganz verlaſſen? –
Erinnre dich, was jüngſt der Adler that!
Es war ein Gotteswink; er ſollte dich belehren,
Zur Thätigkeit zurückzukehren;
Doch du verſtandſt ihn falſch! Biſt du ſo krank und lahm,
Wie jener Fuchs? Haſt du im Gegentheil die Stärke
Des Adlers nicht, der ihn zu ſpeiſen kam?
Drum thu', wie er, auch Liebeswerke!
Dem großen Gott, ſo wahr er lebt,
Gefällt kein Müßiggang, er ſei auch mit Gebeten
Vom Morgen bis zur Nacht durchwebt!
Nur der kann einſt getroſt und ohne Schamerröthen
Zu ſeinem Richterſtuhle treten,
Wer hier der Welt zu nützen ſtrebt.

A. H. C. Langbein.

Die Aehre und die Diſtel.

Ein frommer Landmann mit ſilberweißem Haar wandelte mit ſeinem Enkel, einem Jüngling, auf dem Felde, zur Zeit der Ernte. Da ſcherzte der Greis mit den Schnittern, wie ſie nur Kinder gegen ihn ſeien, der mehr denn ſechzig Ernten gewältigt. Einer der Schnitter reichte ihm eine Senſe. Der Greis nahm ſie, und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüſtiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und ſtrichen die Senſen, ihm zu Ehren. Der Jüngling, ſein Enkel, aber ſprach zu ihm: „Mein Großvater, woher haſt du ſolch ein gutes Alter?“ Da antwortete der Greis und ſprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und böſen Tagen. Dadurch hab' ich mir den friſchen Muth bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufs gewartet, und treu gearbeitet. Dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedſam mit den Menſchen. Dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren iſt ſolches alles durch Gottes Gnade in mir befeſtigt und gegründet worden. Thue desgleichen, mein Sohn, ſo wird dein Alter ſein wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune ſammelt.“ — „Wem vergleichſt du denn ein böſes Alter?“ fragte der Jüngling. Schweigend wandelte er zur Seite des redenden Greiſes. Da nahm dieſer ſeinen Stab, und zeigte auf eine Diſtel am Wege und ſprach: „Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren, troſtloſen Alters. Sie ſtehet einſam und unbeachtet; ihr graues Haupt iſt ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen.“

F. A. Krummacher.

Die Ameiſe.

Ein Müßiggänger ſah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört' der Vögel Chor
Lobſingen. „Bin ich denn nicht mehr, als ſie?"
Sprach er. „Wohlan, ſo ſei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anſchau'n und Geſang!"
Er ging zur einſam-frommen Wüſtenei,
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
Simplicius!" Er ſah. Ein wimmelnd Neſt
Ameiſen war vor ihm in lebender
Bewegung. Dieſe trugen eine Laſt,
Viel größer, als ſie ſelbſt. Ein andrer Haufe
Hielt Kräuterſamen in dem Munde, feſt
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und ſchroteten die Körner künſtlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchſe. Dieſe hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner ſtört' den andern, jeder wich
Beim Ein- und Ausgang ſeinem Nachbar aus.
Wer unter ſeiner Laſt erlag, und wer
Die ſteile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar.
Simplicius ſah's mit Verwunderung,
Und ſähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Biſt du nicht viel mehr, als ſie?"
Und vor ihm ſtand ein Greis. „Verlor'ner Sohn!
Wie? Haſt du keinen Vater? Keine Mutter?

Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beiſpringen könnteſt? Biſt vom Himmel du
Entſproſſen? Keinem Menſchen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? Sieh das kleine Volk
Ameiſen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat jede g'nug."
Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und ſah fortan
Im großen Ameishaufen dieſer Welt
Die Gottesſtadt, die oft, ſich unbewußt,
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für ſich, für Alle Jedermann.

J. G. v. Herder.

Adam und der Cherub.

Adam hatte das Feld gebauet, und ſich einen Garten geſchaffen voll Bäume und Pflanzen. Die Aehren ſeines Ackers wogten im Glanz der Abendſonne, die Bäume ſtanden voll Blüthen und Früchte. Der Vater des Menſchengeſchlechts und ſein Weib nebſt den Kindern ruhten auf einem Hügel, und ſchauten die Herrlichkeit des Feldes und der Abendröthe. Da trat der Cherub, der Wächter Edens, unter ſie, ohne ſein flammendes Schwert, und ſein Antlitz war freundlich. Er grüßte ſie und ſprach: „Sehet, nicht mehr wie ehemals wächſt euch die Frucht von ſelber. Im Schweiß eures Angeſichts müſſet ihr arbeiten, euch das Brod zu gewinnen. Aber nach der Mühe freuet ihr euch der ſelbſtgewonnenen Frucht, und lieblich glänzen die vollen Aehren. Jehovah, der Barmherzige, hat euch ein

Mittel gegeben, euch ſelbſt ein Eden zu bauen.“ — „Wohl,“ ſagte Adam, „ſeine Güte iſt groß, auch wenn er züchtigt. Gern wollen wir arbeiten im Schweiß unſres Angeſichts. Aber ehemals war Jehovah uns näher, und ſegnete uns, und ließ ſein Antlitz über uns leuchten. Was ward uns dafür?“ — „Das Gebet,“ erwiederte der Cherub. „Durch Arbeit giebt er euch die irdiſche, durch das Gebet die himmliſche Gabe.“ — Und Adam erhob ſein Angeſicht, ſammt ſeinem Weibe und den Kindern, und er dankte und betete. Da ward ſein Auge heller, und ſein Angeſicht glänzte, und er ſprach: „Der Herr iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich.“

F. A. Krummacher.

Das Pferd und das Füllen.

Ein Fullen, das den ganzen Tag
Auf fetter Wieſe müßig lag,
Beſchnaubte nur den Klee mit ſtolzer Naſe,
Fand Ekel an dem beſten Graſe.
Zu einem Pferd, das mit zur Weide ging,
Sprach es: „Weißt du nicht eine Wieſe,
Die beſſ're Kräuter hat, als dieſe?“ —
„Ja wohl! doch weit iſt ſie.“ Die Sonne hing
Schon tief. Sie brachen auf; durch ungebahnte Walder,
Durch ſchroffe Felſen, aufgepflügte Felder
Läuft unſer Mentor vor, ſein Telemach
Hüpft ihm erſchöpft und keuchend nach.
„Kommt nun die Wieſe bald?“ — „Sogleich!“ Man langet,
Als ſchon der Mond am Himmel pranget,
Auf einem Anger an. Und dieſer Anger war
Gerade der, von welchem unſer Paar

Vor wenig Stunden ausgezogen.
Das Füllen, durch die Nacht betrogen,
Erkennt ſie nicht. Das alte Pferd
Beginnt: „Nun, hab' ich dir gelogen?
Nicht wahr, ein herrlich Gras, und wohl der Reiſe werth?“ —
„Ja wohl,“ giebt ihm das Füllen wieder,
„Wie lauter Rosmarin und Thymian.“
Es frißt, ſo viel der Magen faſſen kann,
Und legt ſich überſatt zur Erde nieder.
Der junge Tag beginnt den Lauf,
Und munter ſpringt das Füllen auf.
Es ſieht ſich um. „Sieh da, die alte Wieſe!
Kam ich im Schlaf zurück? Wo iſt das ſchöne Gras,
Das ich mit ſolcher Wolluſt fraß?“ —
„Kein andres Gras, noch andre Wieſe,“
Erwiedert ihm das Pferd, „haſt du geſehn, als dieſe.
Durch einen Umweg nur hab' ich in dunkler Nacht
Dich auf den alten Platz gebracht.
Allein, mein Sohn, du trabteſt hart und lange,
Das hat das Gras dir ſuß gemacht.
Dein Ekel kam von deinem Müßiggange.“

H. L. v. Nicolay.

V.

Demuth und Bescheidenheit.

Das erſte Erröthen.

Samuel der Knabe diente dem Herrn zu Siloh vor dem Prieſter Eli, und war angenehm bei Gott und den Menſchen; denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorſam und nahm zu an Weisheit. Aber Eli's Söhne, Hophai und Pinehas, waren böſe Buben, die nicht nach dem Herrn fragten; und ihre Sünde war ſehr groß. Eines Tages ſtanden ſie vor dem Hauſe ihres Vaters Eli unter einem Baum, und Samuel der Knabe ſtand unter ihnen, umgürtet mit einem lebernen Leibrock. Aber Hophai und Pinehas redeten böſe, unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben. Da erröthete Samuel ſehr, daß ſein Angeſicht glühte, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag ſich geneigt hat. Alſo erröthete der Knabe zum erſtenmal, denn er hatte noch nie ein böſes Wort vernommen aus eines Menſchen Munde von Jugend auf. Aber die böſen Buben verlachten den Knaben und höhnten ihn, weil er roth ward bei ihren Reden; und Samuel wandte ſich und weinte. Da trat Eli, der dies alles vernommen hatte, zu dem Knaben und ſprach: „Mein Sohn, was weineſt du?“ Da antwortete Samuel: „Deine Söhne führten böſe Reden vor mir, da bewegte ſich mein Herz, und es trat mir eine feurige Gluth, ich weiß nicht wie, in's Geſicht, und ſie höhnten meiner.“ Da umarmte Eli den Knaben Samuel,

und herzte ihn, und erhob ſeine Stimme und ſprach: „Ach, mein Sohn, weine nur nicht, und laß ihr Höhnen dir nicht zu Herzen gehen! Du biſt der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir erfreut, das erfüllt meine Seele mit Jammer über meine eigenen Kinder. Denn ſie haben ihre Blüthe und ſich ſelbſt verderbet. Wie vermöchten ſie jemals, gute Früchte zu tragen!“ Und Eli weinte über ſeine Söhne, daß ſeine Augen dunkel wurden; und ſie thaten ihm nichts als lauter Herzeleid. Aber Samuel erfreute das Herz des Prieſters Eli, und wandelte aufrichtig vor dem Herrn.

F. A. Krummacher.

Das Veilchen und die Tulpen.

Die Tulpen neckten hin und her
Ein ſtilles, nachbarliches Veilchen.
Der Gärtner, der von ungefähr
Dazu kam, lauſchte hier ein Weilchen,
Und nahm ſich, als ein braver Mann,
Des unterdrückten Veilchens an:
„Ihr ſtolzen Spötterinnen, ſchweiget!
Mein gutes Veilchen, das ſich hier
Beſcheiden bis zur Erde neiget,
Verdient mehr Lieb' und Lob, als ihr!
Ich find' es früh im Lenz, und labe
Mich jung an ſeinem Duft, iſt's euch
Auch nicht an Wuchs und Farbe gleich.
An euren Prachtgeſtalten habe
Ich längſt mich überſatt geſehn,
Und innern Werth — wo habt ihr den?

J. A. C. Langbein.

Die Aexte.

Ein Zimmermann ließ ſeine Axt in einen tiefen Strom fallen, und bat den Flußgott, ihm wieder dazu zu verhelfen, da er ſehr arm ſei. Der Gott erhörte ſein Flehen, und brachte eine goldene Axt. „Das iſt die meinige nicht!“ ſprach der Zimmermann ganz gelaſſen. Der Geiſt tauchte abermals unter, und langte eine ſilberne hervor. „Auch dieſe gehört mir nicht,“ ſprach der Arme, und zum drittenmal erſchien der Flußgott, in der Hand eine eiſerne Axt mit einem hölzernen Stiel. „Das iſt ſie! das iſt die rechte!“ rief der Zimmermann freudig. „Ich ſehe,“ ſprach der Geiſt, „du biſt eben ſo wahrhaft und ehrlich, als du arm biſt. Zur Belohnung nimm alle drei mit.“ Die Geſchichte ward bald bekannt in der ganzen Gegend. Ein Schalk, der ſie erfahren, beſchloß, zu verſuchen, ob der Flußgott auch gegen ihn ſo mild und freigebig ſein würde. Er ließ ſeine Axt mit Willen in den Strom fallen, und klagte dann dem Geiſt ſein Leid, der, wie früher, eine goldene Axt hervorlangte. „Iſt ſie das?“ ſprach er. „Ja, ja, das iſt ſie!“ antwortete der Lügner, und griff danach. „Halt, Nichtswürdiger!“ ertönte die Stimme des erzürnten Geiſtes. „Glaubſt du den zu hintergehen, der bis in das Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe deines Lugs und Trugs verliere auch das, was bisher dein war!“ Und ohne Axt mußte er heim wandern.

A. G. Meißner.

Der Specht und die Taube.

Ein Specht und eine Taube flogen eben von einem Beſuche zurück, den ſie den Pfauen gemacht hatten. „Nun, wie hat dir heute der Pfau gefallen?“ fragte der Specht. „War er dir nicht auch recht widrig? Und wie ſtolz iſt er! Ich möchte nur wiſſen, worauf er ſich ſo viel einbildet! Doch wohl nicht gar auf ſeine Füße? Haſt du nicht bemerkt, wie unförmlich ſie ſind? Auf ſeine Stimme kann er ſich nichts zu Gute thun. Etwas Häßlicheres und Unerträglicheres iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Hab' ich nicht Recht?“ — Die Taube aber antwortete ganz unbefangen: „Ich geſtehe, ich habe auf dies Alles nicht Acht gegeben; denn ich mußte immer ſeinen ſchönen Kopf, die Schönheit ſeiner Federn und ſeinen majeſtätiſchen Schweif bewundern.“ — So ſieht ein edler Menſch an ſeinem Nächſten immer nur das Gute, und vergißt darüber gern kleine menſchliche Gebrechen.

G. Brückner.

Die Moosroſe.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in ſtiller Nacht den Thau darauf träufelt, ſchlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Roſenſtrauchs. Und als er erwachte, da ſprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichſtes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könnteſt du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!“ — „So ſchmücke mich mit einem neuen Reize,“ flehte

darauf der Geiſt des Roſenſtrauchs. Und der Blumenengel ſchmückte die Königin der Blumen mit einfachem Mooſe. Lieblich ſtand ſie da in beſcheidenem Schmuck, die Moosroſe, die ſchönſte ihres Geſchlechts. — Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Geſtein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

F. A. Krummacher.

Der welſche Hahn und der Schwan.

An einem Teich, auf einem Hügel
Von Schutte, ſtand ein welſcher Hahn,
Und lärmt' und trat in ſeine Flügel.
Still auf dem Bache zog ein Schwan.
„Du, guter Freund, dort im Gewäſſer,"
Ruft jener laut dem Schwane zu,
„Schau' her, ich bin ſo groß, wie du,
Vielleicht auch wohl ein wenig größer!"
Mit edelm Stolze ſpricht der Schwan:
„Breit iſt nicht groß, mein lieber Hahn."

C. A. Tiedge.

Der Tempel zu Memphis.

Als Pythagoras, der Weiſe von Samos, in Aegypten verweilte, um Weisheit aus alter heiliger Quelle zu ſchöpfen, geleiteten ihn die Prieſter in den Tempel zu Memphis. Ruhig und groß, wie im Gebirge, lag das Wundergebäu in der Dämmerung des Morgens.

„Wie? haben Menſchenhände dieſe Felſenmaſſen emporgehoben?“ rief der Grieche voll Erſtaunen. „Die vereinte Kraft,“ antwortete der Prieſter, „vermag alles, wenn Ein Geiſt ſie leitet.“ Jetzt thaten ſich die gewaltigen Thorflügel des Tempels auf, wie die Thore des Schattenreichs. Sie wandelten hinein, und ſtanden ſchweigend zwiſchen den erhabenen Pfeilern, und es wehete ein Säuſeln durch die unermeßlichen Hallen, wie Geiſterſtimmen. Da ergriff ein Schauder den jungen Weiſen von Samos, daß ihn ein Zittern ankam, und er lehnte ſich an das Gemäuer und weinte. Da trat ein Prieſter zu ihm und ſprach: „Was weineſt du?“ Pythagoras aber ſchwieg. Eine Weile darauf antwortete er: „Ach, laßt mich! Fühle ich mich nicht hier in der furchtbarſten Nähe des Weſens, deſſen Namen ich nicht auszuſprechen wage?“ Da ſprach der Prieſter: „Heil dir, mein Sohn, in deiner Demuth! Sie führe dich näher zu dem Unſichtbaren, dem dieſes Heiligthum erbauet ward. Jetzt aber verlaß des ſtummen Gebäudes hehre Geſtalt, und kehre zu den redenden Menſchen zurück. Bedenke, daß dieſer Tempel in eines Menſchen Bruſt war, ehe er aus dem Felſem emporſtieg. Trockne deine Thränen, und wandle fröhlich!“

F. W. Krummacher.

Die Roſen.

Lilla und Alma, zwei Schweſtern, kehrten aus dem Garten zurück. Sie hatten ſich Blumen gepflückt, und jede trug ein Sträußlein am Herzen, das ihre Lieblinge im Gebiet des Frühlings bezeichnete. „Siehe die Wunderkraft dieſer Centifolie!“ begann Alma, indem ſie die erſte Zier ihres Straußes der Schweſter darreichte.

Die Rosen.

„Giebt es wohl etwas Schöneres im weiten Reiche der Natur? Welcher Reichthum, welche Fülle in dieſem Kelch! Und wie iſt jedes Blättchen an ſich ſo vollendet, und wie vereint ſich wieder Alles zum herrlichen Ganzen! Und dieſer Duft! Iſt es wohl möglich, von ihm berührt zu werden, ohne der Roſe huldigend zu nahen? Muß dieſer Duft nicht die ſtumpfſten Sinne beleben und ſeinen Balſam in das verſchloſſene Herz ſtrömen? Nimm dieſe Centifolie, Lilla," fuhr ſie bedeutſamer fort, „ſie iſt das Bild der Schönheit, der wir nachſtreben ſollen, damit ſich durch ſie unſer inneres Leben, wie unſere äußere Erſcheinung veredle und vollende. Viel ſchöne Gaben ruhn in des Menſchen Bruſt, wie die hundertfältigen Blätter dieſer Roſe in der engen Hülle der Knospe. Jede will entwickelt und ſorglich beachtet ſein, damit ſich die zarten Eigenſchaften des Geiſtes in ſchöner Klarheit zuletzt zu einem Ganzen verbinden, was Gott und Menſchen erfreut. Lieblichkeit und Anmuth wird dann unzertrennlich von unſrer Nähe ſein, wie der Duft von dem Kelch der Roſe; und gleich dieſem werden ſie ihre mächtige Anziehungskraft üben, und alle werden uns ſuchen, und ſüßer Ruhm wird vor uns hergehn, ſo wie balſamiſche Düfte weit und breit das Daſein der Roſe verkünden. Nimm, Lilla, die Roſe, und laß uns vereint das Schöne aufſuchen und erſtreben, damit ſich in ihm das Göttliche in unſerm Leben verkünde!" — „Und du, Geliebte," ſprach Lilla, „zürne mir nicht, wenn ich, ſtatt der glänzenden Gabe, dies beſcheidene Hagebuttenröslein dir reiche. Wohl iſt die wahre Schönheit göttlicher Natur, ein Strahl aus dem Urquell aller Vollkommenheit, der wieder zu demſelben erhebt und zurückführt. Aber nicht immer vermögen wir ihre Gaben zu erſtreben. Wollteſt du dies Röslein fragen, es wünſchte ſich wohl auch den blätterreichen Kelch, die tiefere Gluth, den erquickenden Duft. Doch da es dies nicht zu erreichen vermag, ſo ſinnt es, auf andere Weiſe der Ordnung des Gan-

zen zu nützen. Still und beſcheiden blickt es aus dem Kranze der Natur. Wenige beachten das anſpruchloſe Kind der Hecken. Aber es findet wohl dennoch ein Herz und ein Auge, das auch in ihm die Güte des Schöpfers erkennt. Vergebens ſtrebt der Sonne Strahl, dem kleinen Kelch reiche Fülle zu entlocken. Während die Centifolie alle Kräfte verſchwendet, die Erſte zu ſein im Reiche der Natur, treibt es langſam und zögernd ſeine einfachen Blätter, als ſpare es ſeine Kräfte für einen andern Beruf. Und ſiehe, wenn der Herbſt kommt, und der ſchönen Schweſter reizendes Bild ſchon längſt entblättert, vergeſſen iſt, und keine Spur ihr einfaches Daſein verkündet: da glänzen purpurne Früchte an dem Hagebuttenſtrauch, das wohlthätige Streben des einfachern Rösleins bezeugend; und Arme und Kranke ſtrecken die Hände begierig nach ihnen aus, um für den Winter die erquickende Spende zu ſammeln. So entſchädigt die Natur überall; ſo überdauert oft das Nützliche das Schöne, und ſo laß uns zu dem Bilde der Centefolie das des Heideröslein geſellen, denn des Menſchen Bruſt hat Raum für beide. Seine Wahl, wie ſein Wille, umfaßt alle Reiche der Natur; und er kann manche Gaben in ſich ſelbſt bilden und entwickeln, während die Blume allein den Geſetzen der Natur gehorcht." Da umſchloß Alma die Schweſter, denn ihre Worte waren ihr in's Herz gedrungen. Und das Sehnen der einen erzeugte das Streben der andern, und ihr Leben vereinte bald die Sinnbilder beider, ſo daß das Schöne und Nützliche in holder Verſchwiſterung darin gar erquicklich zu ſchauen war.

Agnes Franz.

Der Canarienvogel.

Ein falber Zeiſig, deſſen Ahnen
Des Pico Fuß gebar,
Und der im Lande der Germanen
Der größte Virtuoſe war,
Fand Mittel, ſich von ſeinen Ketten
In einen grünen Hain zu retten.
Hier ſang er der vereinten Schaar
Der Vögel ſeine Minnelieder.
Ihr Zauber war ihr unbekannt;
Allein kaum hörten ihn die Brüder,
So ward der ſeltne Muſikant
Bis an das Firmament erhoben,
Und kurz, der ſchalſte Gratulant
Kann keinen Midas dreiſter loben,
Als ihn die bunte Heerde pries.
Doch der beſcheidne Canaride
Entwich, der Luſt des Beifalls müde,
Noch eh' der Hahn zum Abend blies,
Und ſang auf einem öden Anger
Jetzt, unbeklatſcht von Spatz und Specht,
Sein ſchönſtes Lied. Er hatte Recht.
Das Lob iſt des Verdienſtes Pranger.

G. C. Pfeffel.

Die Lilie.

Eine weiße Lilie in der Hand, trat die zarte Elwira zu Eraſt, ihrem Vater. „Schon oft," ſprach ſie, „haſt du mir von dem ſtillen Leben und der ſinnigen Bedeutung der Blumen erzählt. Durch dich ward mir das Veilchen im Mooſe zur Lehrerin, die mir den Werth der Beſcheidenheit in lieblichem Bilde vertraute, und auch die Roſe lehrteſt du mich lieben, weil ſie in ihrer Schönheit, die ihr vor allen der Himmel verliehen, zugleich ein Bild holder Sittſamkeit iſt. Erkläre mir heut, lieber Vater, der Lilie Bedeutung." Freundlich blickte der Vater zu dem lieblichen Kinde herab. Er hatte es von jeher geliebt, die ernſten Lehren des Lebens in das heitre Gewand anmuthiger Gleichniſſe zu hüllen; denn er kannte die Herzen der Jugend, und wußte, daß ſich die Weisheit kindlicher Worte und Bilder bedienen müſſe, um von denſelben geſucht und verſtanden zu werden. „Laß uns die Blume betrachten," ſprach er, indem ſich Elwira aufmerkſam an ſeiner Seite niederließ. „Siehe die Lilie! Einfach und ungeſchmückt ragt ſie dennoch in ruhiger Hoheit über viele der bunten Blumengeſchlechter empor, alle, die ſie betrachten, entzückend durch ihre reine Geſtalt und durch den balſamiſchen Duft, der ihrem Kelch entſtrömt. Seit langer Zeit ward ſie als die Blume der Unſchuld verehrt. Aber ich möchte ſie noch lieber ein Bild holder Weiblichkeit nennen, und ſie, vor allen ihren Schweſtern, kindlichen Jungfrauen mitgeben zur Begleitung durch's Leben. Reinheit und Würde heben ſie, ohne daß ſie äußern Schmucks bedarf, über die glänzendſten ihres Geſchlechts empor. Ohne die Blicke durch blendenden Schimmer auf ſich zu ziehen, feſſelt ſie dieſelben deſto dauernder, ſobald man ihre Anmuth erkannt. Ein Bild anſpruchsloſer Tugenden, deren Werth immer höher ſteigt, je länger

wir betrachtend auf derſelben verweilen. Fern liegt ihr der Wunſch, durch eitlen Prunk zu gefallen; ſie ſcheint zu ahnen, daß dies ihren eigenthümlichen Zauber vielmehr zerſtören würde." Eraſt ſchwieg, und Elwira ſah nachdenkend auf die Blume herab. „So lange du das Bild der reinen Lilie im Herzen trägſt," fuhr der Vater fort, „wird daſſelbe jede eitle Begier zurückweiſen. Laß es daher dein Vorbild bleiben, ſo werden gute Menſchen freudig in deiner Nähe weilen, und dankbar an Gott denken, der des Weibes Seele zum Tempel der ſtillen, aber heiligſten Tugenden gebildet hat."

Agnes Franz.

Werth der Unſchuld.

Der Stier und der Bock ſprachen zu dem ſanftmuthigen Lamm: „Wir beklagen dich herzlich, daß ihr ſo unverſöhnliche Feinde ſeid, du und der Wolf." — „Wie?" erwiederte das Lamm, „ich weiß nicht, daß er mein Feind geworden." — „Gleichviel!" erwiederten jene. „Du lebſt doch in täglicher Gefahr. Wir wiſſen gar nicht, was dir deine Ruhe und Gelaſſenheit erhält." — „Meine Unſchuld!" ſagte das Lamm.

K. F. Kretſchmann.

Lilien und Veilchen.

Sie ragte ſtolz und prächtig
Mit ſchlankem, liliengleichen Bau;
Es ſchienen klein und ſchmächtig
Die andern Blumen auf der Au'.

Du biſt ſo zart und reizend,
Ein Veilchen, das ſich faſt verliert,
Und dennoch, immer geizend,
Mit Farb' und Duft den Boden ziert.

Zur Lilie, wie zum Sterne,
Blickt man mit ehrfurchtsvoller Scheu.
Das Veilchen pflückt man gerne,
Und hegt's am warmen Buſen treu.

O Veilchen, liebes Veilchen,
Die Lilie ward vom Sturm verweht.
So ſchmücke du ein Weilchen
Mein ſtilles, trautes Gartenbeet.

J. Koch.

Der Libanon.

Simeon, ein Lehrer in Iſrael, führte einen heiligen Wandel vor Gott, alſo daß man im Lande ſagte: „Schlecht und recht wie Simeon." Aber noch höher rühmten die Menſchen die Demuth ſeines Herzens. Denn ſeine Seele war, wie eines Kindes, voll Unſchuld und Einfalt. Als nun eines Tages ſeine Jünger und Freunde ihn hoch lobten um ſeines heiligen Wandels willen, und daß man keines Fehls an ihm gewahren könne, da ereiferte ſich Simeon im Geiſt über ſolche Rede, und ſprach: „Niemand iſt gut, denn Einer; wie wolltet ihr mich gut nennen?" Da wunderten ſich alle und verſtummten; einer aber that ſeinen Mund auf und ſprach: „Wenn ein Menſch ſein Lebenlang vor Gott gewandelt hat, warum ſoll er ſich deſſen nicht freuen, wie einer, der auf einer Höhe ſteht, nachdem er

den steilen Weg überwunden hat?" Da antwortete Simeon und sprach: „Ich will euch eine Geschichte meiner Jugend erzählen." Alle horchten, und der Greis erzählte, wie folgt: „Aus meines Vaters Wohnung schaut man von fern den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel, und ich hörte oftmals meinen Vater und die Freunde reden von der Höhe des Gebirges und von der Herrlichkeit des Cedernwaldes auf seinem Haupt. Solches Lob konnte ich nicht fassen, und ich nahm ein Blatt und zeichnete darauf den Libanon und die Cedern, und gab es dem Vater und sprach: Siehe, mein Vater, den Libanon und die Cedern auf seinem Gipfel. Wie könnt ihr so viel davon rühmen? Er scheint ein Hügel, und seine Bäume wie ein Gesträuch auf dem Hügel. — Mein Vater aber lächelte und schwieg, und er bewahrte das Blättchen. Bald danach sprach er: Nimm deinen Stab, Simeon, wir wollen zu dem Libanon. Und wir gingen einen Tag und mehrere Tage. Je näher wir kamen, desto höher ward das Gebirge. Und als wir nun zuletzt in der Nacht ausgingen, und auf das Gebirge kamen, und die Nebel sanken und der Tag anbrach, da sah ich seine Höhe und die Bäume des Herrn auf seinem Gipfel. Und ich erstaunte und erschrak. Mein Vater aber zog das Blatt hervor, und sprach zu mir: Nun miß deine Größe und dein Gebilde an dem Libanon und seinen Cedern. Da schämte ich mich sehr, und mir glühten die Wangen." Nach diesen Worten erhob sich der Greis, und sagte mit freundlichem Blick: „Ich bin nun auch einige Tagereisen gewandelt, und der Herrlichkeit des Herrn näher gekommen." Darauf schwieg er, und auch seine Jünger und Freunde verstummten, und fragten Simeon nicht fürder über seine Demuth.

F. A. Krummacher.

Die Knospe.

Ein Blumchen blüht — ich hab' im ganzen Reiche
Des Lenzes nie ein schöneres entdeckt.
Es blüht, beschützt von dornigem Gesträuche,
Das hinter Blättern seinen Reiz versteckt.

Noch blüht es still in seinem ersten Lenze,
Verschließt noch halb die anmuthsvolle Brust,
Doch wär' es schon die Zier der schönsten Kränze,
Doch ist es schon des trunk'nen Auges Lust.

Was wird es sein, wenn nun dem Liebesstrahle
Der wärmern Sonn' es seine Brust erschließt,
Wenn eine Nachbarblum' im stillen Thale
Des Thaues Thrän in seinen Busen gießt.

Hold Blümchen, ach! ich darf dich nimmer pflücken,
Du blühst so schön, doch blühst du nicht für mich,
Und dennoch kannst du keinen so entzücken,
Und keiner fühlt so deinen Reiz, wie ich.

Eins darf ich doch — ich darf dich sehn und lieben,
Wenn nie dies Wort von meiner Lippe flieht,
Und darf mich still in tiefer Brust betrüben,
Wenn einst dein Reiz für einen Andern blüht.

K. Streckfuß.

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott, sein Gesetz zu geben, auf Sinai stieg, traten vor ihn die Geister der Berge im Lande der Verheißung. „Warum verschmähest du uns, deine Erkorenen, und wählst den fremden Berg, einen dürren Fels der heidnischen Wüstenei zu deines Fußtritts Schemel?“ — „Wer seid ihr,“ sprach Jehovah, „daß ihr es wagt, der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher! Mein Tritt war dort auf jenen versunkenen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit. Wo ist jetzt die Krone ihres Gipfels? — Aber auf euch,“ fuhr der Gnädige fort, „will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren. Du, lachender Tabor, sollst das Antlitz meines Sohnes schaun und an ihn meine sanfte Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtbarer Karmel, auf dir soll einst mein zweiter Knecht, Elias, wohnen, und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menschen kund thun. Du, Libanon, sollst mein Heiligthum bauen, und du bescheidener, schweigender Zion, auf dir, dem kleinsten der Berge, soll einst dies Heiligthum ruhen, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, der das Haus Jehovah's ist, wird höher sein als alle Berge der Erde, über alle Hügel erhaben.“ Freudig verließen die Berge das Angesicht Jehovah's. Sie beneideten den Sinai nicht mehr, und der kleinste unter allen, der demüthige Zion, ward in Zukunft der größte der Berge.

J. G. v. Herder.

Das Veilchen.

Die kleine Maria ging mit ihrem Vater und ihrer Mutter an einem Frühlingsmorgen auf dem Felde. Da sprach sie: „Warum hat man doch das Veilchen so lieb? Es wird in vielen schönen Liedern besungen, und sobald es aufblühet, sucht ein jeder danach, und freuet sich, wenn er eins gefunden.“ Also redete Maria zu ihrer Mutter. „Siehe,“ antwortete die Mutter, „es ist die erste Gabe des Frühlings nach dem kalten Winter. Man freuet sich des Guten und Schönen am meisten, wenn man es lange entbehrt hat.“ — „Und man empfängt es mit größerem Dank,“ sagte der Vater, „weil der Frühling das Blümchen so schnell und früh giebt. Wer schnell das Gute vollbringt, beweiset, daß er es gerne thut, und vermehrt die Dankbarkeit. Und diese heiligt die Freude.“ — „Nennt man das Veilchen,“ fragte Maria, „nicht auch das Blümchen der Bescheidenheit?“ — „Den Namen verdient es wohl,“ antwortete die Mutter. „Denn es wächst im Verborgenen, ein niedriges Pflänzchen, und doch blühet und duftet es so schön, als irgend eine der andern Blumen.“ — „Und man schätzt,“ sagte der Vater, „und suchet es nicht minder, und freuet sich, wenn man es gefunden hat.“ — „Es ist doch schön,“ rief Maria, „daß die Natur das bescheidene schöne Blümchen so frühzeitig giebt!“ — „Sie will dadurch,“ antwortete lächelnd die Mutter, „den Kindern andeuten, daß das Schöne und Gute früh in ihnen blühen müsse, um einst erfreuliche Früchte zu bringen.“ — „Und dadurch,“ sagte der Vater, „daß der Frühling seine erste schöne Gabe mit solcher Bescheidenheit austheilt, läßt er uns erwarten, daß er noch viel Großes und Herrliches uns reichen werde. Denn nur da, wo Bescheidenheit und Demuth wohnen, kann das Schöne und Gute gedeihen.“ Nun fand Maria am Wege

unter den Dornen ein völlig aufgeblühtes Veilchen. Aber ein voller Thautropfen glänzte in dem blauen Kelch des Blümchens, und beugte es durch seine Schwere zur Erde nieder. Da stand das Mägdlein, und schaute die Blumen an, und sprach: „Der schwere Tropfen wird das Veilchen ganz zerstören und zur Erde neigen.“ — „Nicht doch, Maria,“ antwortete die Mutter, „der helle Tropfen glänzt ja in dem schönen Kelch wie eine Perle. Bald wird die Sonne das Tröpfchen erwärmen und aufziehen, und dann hebt sich auch das Veilchen, schöner blühend und lieblicher duftend. Denn der Thau des Himmels nährt und erquickt das Blümchen.“ — „Wächst es doch auch,“ sagte der Vater, „unter den Dornen. Aber sie schaden ihm nicht; sie schützen das zarte Blümchen vor dem kalten Hauch der Nacht und den stürmischen Winden. Denn es ist ein Pflegling der himmlischen Liebe.“ Da sah Maria das Blümchen an, und sprach: „So will ich auch das Veilchen nicht eher pflücken, als bis es von dem Thautropfen sich gestärkt und erhoben hat.“ — „Wie doch die kindliche Einfalt so leicht in dem irdischen Schönen das Himmlische sieht und empfindet!“ sagte die Mutter zu dem Vater. „Weil sie diesem näher steht,“ antwortete der Vater.

F. A. Krummacher.

Die Aehren.

Bei einer hohen, schlanken Aehre
Stand mit gesenktem Haupt der reifen Schwestern Schaar.
Den steifen Wuchs hielt jene sich zur Ehre.
„Ein herrliches Verdienst, fürwahr!“

Erwiedert die gebückte Schaar:
„Dein Hochmuth kommt von deiner Leere,
Bescheidenheit von unsrer Schwere."

H. L. v. Nicolay.

Die Schmeichler.

Als Pabst Alexander VI. in eine kleine Stadt nahe bei Rom einzog, aus welcher so eben erst seine Feinde, die Orsini's, vertrieben worden waren, bemerkte er auf dem Marktplatz einen Theil der Bürger beschäftigt um einen Galgen, ein Bildniß herabzureißen, das Niemand anders vorstellte, als ihn selbst. Nicht weit davon sah er einen andern Haufen um die Bildsäule her, sie niederzureißen beschäftigt, um Alexanders Bild an deren Stelle zu setzen. Ein Mann, der die Welt weniger gekannt, hätte sich vielleicht über diese verworfenen, schamlosen Schmeichler entrüstet. Alexander aber schien sich ihres Eifers zu freuen, und sagte lächelnd zu seinem Sohne Borgia: „Du siehst, welch ein geringer Unterschied zwischen einem Galgen ist und einer Ehrensäule." Dies Beispiel könnte die Großen lehren, auf wie schwachem Grunde ihr Ruhm steht. Wie das Volk dem, was einem Verdienst gleicht, augenblicklich seinen Beifall zujauchzt, eben so schnell ist es auch bereit, das zu verdammen, was nur den Anschein von Schuld hat.

O. Goldsmith.

Des Abends Triumph.

Vor den Thron der Nacht war der Abend und der Morgen gekommen, um von der ernſten Schweſter die Entſcheidung ihres Wettſtreits zu gewinnen. Mit hochglühenden Wangen, die des Unmuths Thränen beperlten, nahm der Morgen das Wort, und begann: „Heilige Nacht, Vertraute der Gottheit, aus deren geheimnißvollen Tiefen Welten hervorſprühen, und ſich zum harmoniſchen Kreislauf vereinen, du, die die Grenzen unſrer Reiche bewacht, damit unſere Flammen nicht in einander ſchlagen, richte, o richte du über unſer Verdienſt! Siehe, die Kinder der Erde haben mit ihren Lobgeſängen Verwirrung und Zwietracht über uns gebracht, und der Abend ſcheint ſich mir gleichſtellen zu wollen, mir, der ich das Leben erwecke, welches er verſiegen heißt. Sage du ſelbſt, wer von uns beiden ward von der Gottheit berufen, Segen und Freude zu verbreiten? Wer hat ihren Namen am ſchönſten verherrlicht? Täglich ſtreue ich meinen erquickenden Thau auf die ſchlummernde Flur, und führe die Sonne herauf, damit Wärme und Entzücken ſich durch die Pulſe der Schöpfung verbreiten. Ich bin's, der der Farben Feuermeer über die Welt gießt, und ihr die lachende Schönheit und den Reiz friſcher Jugend mit jedem neuen Tage zurückgiebt. Ich erſchließe den Kelch der Blumen, und wecke im Hain der Vögel Geſang, und im Buſen der Menſchen der Andacht ſelige Stimme.“ Der Abend begann: „Mein ſtilles Loos iſt, die Welt mit kühlem Schatten zu decken. Ich ſchließe die Blumenſterne und die Bruſt der Sänger im Hain, die wenigen ausgenommen, die mein ſüßes Geheimniß zu theilen verſtehen. Dennoch bin ich beſtimmt, die Welt gleich dir zu beglücken. Von meinen breiten Schwingen träuft Friede und Erquickung auf die matten Fluren herab, und das Herz des Menſchen

klopft ruhiger, wenn ich die blendenden Geſtalten der Sinnenwelt mit meiner Dämmerung umziehe. Ich lenke ſeine Blicke zu den Sternen, und trockne ſanft die Thräne des Kummers, indem ich ihn mit der Welt der Geiſter befreunde, und ihm von den Wohnungen des Himmels erzähle." — „Mich," unterbrach ihn der Morgen, „hat die Gottheit ſchon damals hoch über dich geſtellt, als ſie mich erkor, zuerſt das Wunder der Schöpfung zu begrüßen. Welche Auszeichnung gleicht derjenigen, als ſie mich zum erſten Zeugen der Liebe rief, und ſelbſt meine Fackel anzündete, um das Werk ihrer Hände zu beſchauen? Eingedenk des großen Schöpfungsmorgens, beten die Völker der Erde bis jetzt an meinem Altar, und ich bin es ausſchließlich geblieben, der die Erſchaffenen in den Hymnen der Andacht mit dem Schöpfer vereint." — „Und haſt du," begann der Abend, „des noch größern Wunders vergeſſen, deſſen Vertrauter, deſſen erſter Verkünder ich war? Tauſend Opfer ſteigen in deinem Gebiet zum Himmel empor; in dem meinen ſtieg eins vom Himmel zur Erde, aber dies Eine vermögen alle deine Opfer nicht aufzuwiegen, und flammten ihre Gluthen noch weit in die Unendlichkeit hinein! Der Himmel, vernimm es und beuge dein Haupt, der Himmel beraubte ſich ſelbſt, um meine Krone zu ſchmücken, und die Thränen der Engel fielen in neidiſchem Entzücken auf mich herab. Da ward der Abend zum Morgen, der neue ſelige Blüthen erſchloß, und eine Sonne ſtieg aus ſeinen Schatten empor, deren Strahl die Nacht des Todes durchbrach, und die Geſtorbenen zum neuen Leben erweckte, bis der Sterblichen kurzer Tag an die Unendlichkeit geknüpft war. Siehe, tauſend Stimmen der Erde begrüßen dein Erſcheinen, o Morgen! Mir ſangen Engel ihren ewigen Gruß, und die Sonnen des Himmels entbrannten, ihre Flammen mit der Dämmerung des Abends zu vertauſchen, weil in ihr die erlöſende Liebe zur Erde ſtieg." Heilige Demuth im Blick, verſtummte der Abend, während der Morgen

ſein erröthendes Antlitz verhüllte. Die Nacht aber ſenkte ihre Sternenkrone auf des erſtern Haupt, während die untergegangene Sonne noch einmal ihren Purpur emporſandte, um ſeine Schultern zu ſchmücken, ſo daß er als König zweier Welten verherrlicht vor dem beſiegten Morgen ſtand.

Agnes Franz.

Der Stieglitz.

Einſt, da's zum Glück noch Mutterheller
In den oft leeren Taſchen gab,
Kauft' einem alten Vogelſteller
Ich bettelnd einen Stieglitz ab.
„Da nimm ihn," ſprach er, „'s iſt nicht theuer,
Ich kriegte wohl noch einige Dreier.
Sieh ihn nur an! O welche Pracht!
Ja, die hat Gott im Spaß gemacht." —
„Was heißt das?" fragt' ich, und der Alte
Verſetzte ſchmunzelnd: „Setz' dich her!
So unſer einer lebt im Walde,
Und hört von Jägern manche Mähr.
So will ich dir's denn wiederſagen,
Wie ſich das Ding hat zugetragen.

„Als Gott der Herr die Vöglein ſchuf,
Ich denk', am fünften Schöpfungstag,
Da ſtanden ſie ſo Stuf' zu Stuf',
Wie man ſie jetzt noch ſehen mag,
Der Dompfaff, Rothſchwanz, Meiſ' und Fink,
G'nug, Adler bis zum Zitſcherling,

Doch all' noch erdfahl, todt und ſtumm,
Um ſeinen Arbeitsſtuhl herum,
Wie wohl ein Gypsmann ſie zum Kauf
Jetzt ſtellt in ſeiner Werkſtatt auf.
Da nahm der Schöpfer Scherb' und Topf,
Und mengte bunte Farben ein,
Bemalte dem den Hals und Kropf,
Und jenem Bruſt und Flügelein.
Die Tauben malt' er weiß und blau,
Setzt' Augen in den Schweif dem Pfau;
Den Gimpel und den Goldfaſan
Strich er fein roth und goldgelb an;
Bald waren alle Töpfe leer,
Und nichts gab's für den Stieglitz mehr.
Drauf blies der Herr den Vögelein
Alsbald lebend'gen Odem ein,
Und ſieh', mit fein und grobem Sang
Purrt' alles auf zum Bergehang,
Wie wohl, wenn deine Hand es ſcheucht,
Das Spatzenvolk vom Futter fleucht.
Der Stieglitz nur blieb ſtill zurück,
Erhob zum Herrn gar trüb den Blick,
Reckt' auf das Hälslein und die Zeh'n,
In jede leere Scherb' zu ſehn.
Und ſprach: Ja, die ſind grün und blau,
Ich armes Thier ganz aſchengrau;
So viel, als noth zu meiner Zier
Wär' wohl noch in den Töpfen hier.
Schau, Herr, hier iſt noch Roth im Topf —
Gleich gab ihm Gott ein'n Klecks auf'n Kopf —
Hier giebt's noch etwas Weiß vom Schwan —
Gleich ſtrich's ihm Gott am Flügel an —

Auch was Citrongelb iſt noch hier —
Du Bettler, nun ſo nimm es dir —
Da giebt's auch Ruß noch, ſchwarz wie Nacht,
Womit du Raben haſt gemacht —
Du närr'ſcher Kerl! ſpricht Gott und lacht,
Nun, wenn du mußt von allem ha'n,
So kleb' ich dir auch das noch an!

So, Kleiner, hat der liebe Gott —
S'iſt wirklich wahr, kein Waidmannsſpott —
Mit Farb' den Stieglitz aufgefriſcht,
An ihm die Pinſel ausgewiſcht.
Drum denk' ich jeden Morgen d'ran,
Bin ich gleich nur ein armer Mann,
Bin zu gering ſelbſt für den Spittel,
Sink' ich nur ſchlecht und recht in's Grab" —
Hier zog er fromm ſein Käpplein ab —
„So zieht mir Gott dort für den Kittel —
Er hat's dem Stieglitz ja gethan —
Wohl auch das Kleid der Ehren an."

F. Kind.

Der Reſedaſtrauch

Von ſtiller Sorg' das Herz betrübt,
Das Herz, das Gott und Menſchen liebt,
Ging einſt Agathe, ſinnend, bang,
Den kleinen Gartenraum entlang.
Eng war, wie dieſer, auch die Welt,
Der ſie zur Pflegerin beſtellt,

Und wie ſie auch mit Luſt und Fleiß
Verſah der ſtillen Pflichten Kreis,
Und keine Bitte von ſich wies,
Stets dienſtbereit ſich finden ließ:
So ſah ſie das, was ſie gethan,
Doch ſeufzend, ohne Freude an.
„Wie ſoll des Himmels Beifall mein,
Wie mein des Höchſten Liebe ſein,“
So dachte ſie, „wenn Kraft und Zeit
Ich ſo geringem Dienſt geweiht?
Erhellte eine große That,
Ein Opfer nur den öden Pfad,
Gewiß, ich ſchiede einſt mit Luſt!
Mein Lieben wär' dann Gott bewußt!“

Da ſtieg vom nahen Blumenflor
Ein ſüßer Balſamſtrom empor;
Der Lilie, der Roſe Mund
Gab reichen Lebens Fülle kund;
Doch lieblicher noch war der Hauch
Vom blühenden Reſedaſtrauch.
Agathe neigte unbewußt
Ihr Haupt herab, und ſog mit Luſt
Der Blume ſüßen Odem ein.
Da war's, als töne mild und rein
Ein leiſes Geiſterwort empor,
Und deutlich klang es an ihr Ohr:
„Was ſuchſt du mich? Bin arm und klein,
Kann keines Menſchen Herz erfreu'n.
Entbehrend jede edle Zier,
Zeig' ich nur dürft'ge Blüthen dir.
Sieh, wie die Lilien ſo ſchön
Im goldnen Sonnenlichte ſtehn!

Sie bluhn in voller Herrlichkeit,
Indeß ich meine Kraft zerſtreut
In tauſend Sprößlein, deren Duft
Spurlos verſchwindet in der Luft!“

Und wunderbar getroffen, ſchaut
Agathe ſtaunend, ohne Laut,
Auf die beſcheid'ne Blume hin;
Wie Nebel weicht's vor ihrem Sinn.
„Nein,“ ruft ſie aus, „im Kleinen auch
Verkündet ſich der Liebe Hauch!
Ich war, wie du, in argem Wahn,
Jetzt aber ſeh' ich's klarer an;
Du, Blümchen, haſt es mich gelehrt!
Nicht große That beſtimmt den Werth.
Das Kleinſte, wird es fromm geübt,
Uns Recht auf Gottes Liebe giebt.
Nicht das allein, was wir gethan,
Des Herzens Demuth ſieht er an;
Das iſt der Opferduft allein,
Mit dem wir würdig ihn erfreu'n.“

Und Freudenthränen in dem Blick,
Im Herzen nie empfund'nes Glück,
Bog ſie ſich hin zum Bäumchen klein,
Zu ihrem Schmuck es ſtill zu weihn.
Und ohne Klage übte ſie
Fortan des Tages Fleiß und Müh.
Das enge Haus, der ſtille Heerd,
Wie ward er ihr ſo lieb und werth,
Wie theuer die geringſte Pflicht
Seit jener Weiſung ſanftem Licht!

Sie ſuchte nicht, ſie frug nicht mehr,
Sie ſah nicht ängſtlich mehr umher;
Doch was der Herr ihr zugetheilt,
Sie freudig zu vollbringen eilt.
So wurde für der Jungfrau Sinn
Die kleine Blume Lehrerin.
Und wenn du auch die Demuth liebſt,
Das Kleinſte treu in Liebe übſt,
So wähl' auch du Reſeda dir
Zum Sinnbild und zu holder Zier.

Agnes Franz.

VII.

Thorheit und Uebereilung.

Vipertus Rückindiewelt.

Aus dem Großherzogthum Weimar war Einer, Namens Vipertus, als Schuhmachergeſelle auf die Wanderung gegangen. Vipertus war ein flinkes Bürſchchen, achtzehn Jahre alt, und dies ſein erſter Ausflug. Sein Weg führte ihn, der bis jetzt nicht weiter, als von Kleinmölzen bis Großbrembach gekommen war, gerades Wegs, theils zu Fuß, theils zu Wagen, wenn er nämlich irgend einen barmherzigen Fuhrmann fand, der ihn hinten aufſitzen ließ, in die drei fremden Reichsſtädte Bremen, Lübeck und Hamburg. Zu Bremen angelangt, mußte er bald wieder fremd werden, weil ſein Meiſter nur für Matroſen arbeitete, und die waſſerdichte Behandlung der Schuhe ihm, als Sachſen, nicht völlig geläufig war. So traf es ſich denn, daß Vipertus, nachdem er nur einen einzigen blauen Montag in Bremen gehalten hatte, ſich ſchon wieder nach Hamburg auf den Weg machen mußte. Mit einem Ränzchen auf dem Rücken betrat er die geſegneten Marſchländer. In der Nähe von Hamburg angelangt, wollte es ihm aber nicht wohl zu Muthe werden, als er die Menge von Schuhmachergeſellen

erblickte, die truppweiſe, als ginge es zu Felde, von Hamburg wieder zurückzogen. Vipertus verſicherte, daß zweihundert Geſellen dazumal, um Arbeit zu bekommen, zu Hamburg den Pfingſtfeiertagen feirig oblagen. Funfzig derſelben hatten ſich in der Schuhmacherherberge, wie es verlauten wollte, ſo feſt gegeſſen, daß der Herbergsvater, wollte er anders zu ſeinem ausgelegten Gelde kommen, ſie nothwendig zuerſt in den Werkſtätten unterbringen mußte. Als Vipertus dieſe traurige Botſchaft hörte, entſchloß er ſich kurz und gut, und ging ſeines Weges mit den andern Geſellen, die ihr Glück in der freien Reichsſtadt Lübeck verſuchen wollten. Aber auch hier blühte für die armen Schuhmacher kein Weizen, und ſie konnten mit Mühe und Noth ſich kaum ſo viel Schillinge erübrigen, um ſich ein Stücklein Roggenbrot vor dem nächſten Bäckerladen zu kaufen, um ihren Hunger zu ſtillen. Als ſie dieſes eben aßen und ſich einen Trunk Waſſer dazu ſchmecken ließen, begab es ſich, daß ihr Weg vor dem Thor ſie über die Brücke führte, wo eben ein Schiff vor Anker lag, das noch Leute zum Wallfiſchfangen gegen gute Bezahlung einnahm, wie die ausgehangene Tafel anzeigte. Sogleich, als ſie dieſes laſen, erwachte bei den jungen Geſellen der Trieb, ihr Glück, mit dem es auf dem feſten Lande doch nicht ſo recht fort wollte, auf einige Monate im Eismeer zu verſuchen. Die im Schiff beredeten den Vipertus und ſeine Gefährten auch gar leicht, und ſtellten ihnen Alles von der beſten Seite vor. Was ſie von ihren Sachen nicht brauchten, das wurde von ihnen in der Schuhmacherherberge eingeſetzt. Tags darauf ſtiegen ſie an Bord, und glaubten ſchon im Geiſt, einen neuen Fiſchfang Petri zu thun. Die Freude aber wurde unſerem Vipertus Kückindiewelt bald verſalzen, und zwar, noch ehe er nach Grönland kam. Denn als ſie, ich weiß nicht auf was für einer Inſel, unterwegs ein wenig anhielten, um friſch Trinkwaſſer einzunehmen, begab ſich's, daß Einer von der Schiffsmannſchaft zu ihnen

ſagte, wie ſie ſich ganz in der Nähe von einem Hauſe befänden, was er auch den jungen reiſeluſtigen Geſellen durch das Aushängeſchild deutlich genug bezeichnete, wo ein ungeheurer Wallfiſchkopf zu ſehen ſei. Vipertus beſchloß alsbald mit ſeinen Cameraden, dieſe Gelegenheit wahrzunehmen, um das Ungeheuer, auf das ſie doch früher oder ſpäter losgehen mußten, in der Nähe zu betrachten. Es war dieſes aber eigentlich ein großer Hayfiſch, wurde jedoch von unwiſſenden Leuten auf der Inſel irrigerweiſe für einen Wallfiſch ausgegeben. Als dieſe nun in ihrer Erzählung, die ſie an die jungen Leute richteten, unter andern auch vorbrachten, daß dieſes Unthier, in ſeinem mit doppelten Zähnen bewaffneten Rachen, einen Reiter ſammt ſeinem Pferde zu verſchlucken im Stande ſei, da wurde beſonders Vipertus Kückindiewelt todtblaß, und es kam ihn ein ſolcher Froſt und ein ſolches Zähnklappern an, als ob er ſchon mitten in den Eisſchollen und den Harpunen von Grönland oder in dem Rachen des Wallfiſches wäre. Dabei gedachte er an die ſchönen ſonnigen Fußſteige und Kirchſpiele, die zwiſchen Kleinmölzen und Großbrembach gelegen; und wie ihm das Bild davon immer lebhafter vor ſeiner Seele aufſtieg, ſo lief er, als ob ihm der Kopf brannte, an Bord des Schiffs, holte einen Pack Sonntagskleider, Hoſe und Weſte, und gab es einem Schiffer, der ihn dafür in ſeinem Kohlenſchiff mit zurück nach Lübeck nahm. Auch dort fand er keine Ruhe. Er ſah ſich noch immer auf allen Straßen von Wallfiſchköpfen und offenen Wallfiſchrachen umringt. Deshalb holte er noch denſelben Abend ſein Wanderbuch von der Schuhmacherherberge, und machte ſich Tags darauf mit dem früheſten Morgen, als die Lerchen ſangen und die Thautropfen auf dem grünen Graſe ſtanden, in aller Stille nach Kleinmölzen und Großbrembach wieder auf den Weg. Alſo beſchloß Vipertus Kückindiewelt ſeine Erzählung und freute ſich nicht wenig, dem Zahn des Wallfiſches für diesmal noch glücklich entkommen zu

ſein. Der Auguſt und die Ernte waren um dieſe Zeit nahe vor der Thür. „Iſt's nicht beſſer," ſetzte er vernünftig hinzu, „daß ich mit meiner Mutter Korn ſchneide und im Winter es dreſche, als mein junges Leben für eine Bulle Thran, die ſo zu weiter nichts als zur Schuhſchmiere taugt, in der Fremde auf's Spiel ſetze? Es ſteht geſchrieben: Bleib' im Lande und nähre dich redlich! Warum ſollte ich nach Grönland gehen, und mich von einem Wallfiſch freſſen laſſen? Ich wüßte nicht, warum? Ich kann ja Meiſter werden, auch ohne daß ich gewandert habe!"

J. H. Jakt.

Der Reiſende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungeſtümem Wetter,
Um ſtille Luft und Sonnenſchein.
Umſonſt! Zeus läßt ſich nicht bewegen;
Der Himmel ſtürmt mit Wind und Regen,
Denn ſtürmiſch ſollt' es heute ſein.

Der Wandrer ſetzt, mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menſchen plage,
Die ſaure Reiſe mühſam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und ſchnell ihm, ſtill zu ſtehn, gebietet,
So oft ertönt ein Läſterwort.

Ein naher Wald ſoll ihn beſchirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen

In dieſem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So ſieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen ſtehn.

Der Räuber greift nach ſeinem Bogen,
Den ſchon die Näſſe ſchlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen ſind zuwider:
Der Pfeil fällt matt vor dem danieder,
Dem er das Herz durchbohren ſoll.

„O Thor!" läßt Zeus ſich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenſchein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt."

C. F. Gellert.

Die Jahreszeiten.

„Ach, wenn es doch immer Winter bliebe!" ſagte Ernſt, als er einen Schneemann gemacht hatte und im Schlitten gefahren war. Sein Vater ließ ihn dieſen Wunſch in ſeine Schreibtafel ſchreiben. Der Winter verging; es kam der Frühling. Ernſt ſtand mit ſeinem Vater bei einem Blumenbeete, wo Hyacinthen, Aurikeln, Narciſſen blühten. Er war vor Freude ganz außer ſich. „Das iſt eine Freude des Frühlings," ſagte ſein Vater; „ſie wird wieder vergehen." — „Ach,"

rief Ernſt, „wenn's doch immer Frühling wäre!“ — „Schreibe dieſen Wunſch in deine Schreibtafel!“ ſagte der Vater, und er that's. Der Frühling verging; es kam der Sommer. Ernſt ging mit ſeinen Eltern und einigen Geſpielen an einem warmen Sommertage nach dem nächſten Dorf, und ſie blieben da den ganzen Tag. Rund um ſich her ſahen ſie grüne Saaten, Wieſen mit tauſendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten. Sie aßen Kirſchen und anderes Sommerobſt, und ließen ſich's den ganzen Tag recht wohl ſein. „Nicht wahr,“ ſagte der Vater beim Zurückgehen, „der Sommer hat doch auch ſeine Freuden?“ — „O,“ antwortete Ernſt, „ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“ Er mußte auch dieſes in ſeines Vaters Schreibtafel ſchreiben. Endlich kam der Herbſt. Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr ſo heiß, wie im Sommer, aber die Luft war ſanft und der Himmel heiter. Die Weinſtöcke waren mit Trauben behangen. Ein Feſt für unſern Ernſt, der nichts lieber aß, als Obſt. „Die ſchöne Zeit,“ ſagte ſein Vater, „wird bald vorüber ſein. Der Winter iſt ſchon vor der Thür, um den Herbſt zu vertreiben.“ — „Ach,“ ſagte Ernſt, „ich wollte, daß er wegbliebe, und daß es immer Herbſt wäre!“ — „Wollteſt du das wirklich?“ ſagte ſein Vater. „Wirklich!“ war Ernſts Antwort. „Aber,“ fuhr der Vater fort, indem er ſeine Schreibtafel aus der Taſche zog, „ſieh doch einmal, was hier geſchrieben ſteht!“ Ernſt las: „Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ — „Und nun lies einmal hier auf dieſer Seite, was ſteht denn da?“ — „Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“ — „Und was auf dieſer Seite?“ — „Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“ — „Kennſt du,“ fragte der Vater weiter, „die Hand, die dieſes geſchrieben hat?“ — „Das habe ich geſchrieben,“ antwortete Ernſt. „Und was wünſchteſt du jetzt eben?“ — „Ich

wünſchte, daß es immer Herbſt ſein möchte." — „Das iſt doch ſonderbar genug!" ſprach der Vater. „Im Winter wünſchteſt du, daß es Winter, im Frühling, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbſt, daß es Herbſt ſein möchte. Denke einmal nach, was folgt wohl daraus?" — „Daß alle Jahreszeiten gut ſind." — „Ja, daß ſie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben ſind, und daß der liebe, große Gott viel beſſer, als wir armen Menſchen, ſich auf die Einrichtung der Welt verſteht. Hätt' es den vorigen Winter von dir abgehangen, ſo würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbſt gehabt haben. Du hätteſt die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur im Schlitten fahren und Schneemänner machen zu können, und wie viel andere Freuden hätten wir da entbehren müſſen! Wohl uns, daß es nicht auf uns ankommt, wie es in der Welt ſein ſoll, ſondern daß ein weiſer, gütiger Gott unſer Schickſal lenkt, der uns geben will und geben kann, was wir zum wahren Wohlſein bedürfen."

J. H. Campe.

Das Nelkenbeet.

„O Mütterchen, gieb doch jedem von uns ein Blumenbeetchen, das uns angehöre! Mir eins, und dem Bruder Guſtav eins, und Alwinen eins, und jedes pflegt dann des ſeinigen." So ſprach der kleine Fritz zu ſeiner Mutter, und die Mutter gewährte ihm ſeine Bitte, und gab jedem ein Blumenbeet voll ſchöner Nelken. Die Kinder freuten ſich über die Maßen, und ſprachen: „Wenn die Nelken erſt blühen, was wird das für Herrlichkeit ſein!" Denn es war noch nicht die Zeit der Nelken, ſondern ſie hatten erſt Knospen ge-

wonnen. Aber der kleine Fritz war ungeduldig in seinem Gemüth, und konnte die Zeit der Blüthe nicht erwarten; und er wünschte, daß sein Blumenbeet zuerst vor allen andern blühen möchte. Da trat er hinzu, und nahm die Knospen in seine Hand, beschaute sie in ihren Hüllen, und freute sich sehr, wenn aus der grünen Hülle schon ein Blüthenblättchen roth oder gelblich hervorschimmerte. Aber es währte ihm zu lange. Da brach er die Knospen auf, und löste die Blümchen allzumal von einander. Nun rief er mit lauter Stimme: „Seht, wie meine Nelken blühen!" Als aber die Sonne darauf schien, neigten die Blumen ihre Häupter und trauerten, und standen zerzaust und welk, eh' es Mittag war, und der Knabe weinte um sie. Aber die Mutter sprach: „Ungeduldiges Kind! mögen dies die letzten Freuden deines Lebens sein, die du durch eigne Schuld dir verdirbst; dann hast du die schwere und große Kunst, zu warten, nicht zu theuer erkauft."

J. A. Krummacher.

Die falsche Rose.

Fröhlich lächelnd trat die kleine Ida zu ihrer ältern Schwester Lucinde. Sie trug ihren Strohhut am Arm, und sah darauf wie betrachtend herab. „Was hast du da?" fragte Lucinde. „Leise, leise!" sprach Ida. „Ich betrachte ein Rosenwürmchen, das sich in diese Blumen verirrte. Siehe, wie zärtlich es die seidene Rose liebkost, im Wahn, es sei eine natürliche. Aber das einfältige Thierchen wird nur zu bald seinen Irrthum einsehen. Wie kann ihm jene die Nahrung spenden, die es sucht? O über das arme, thörichte Rosen-

würmchen!" — „Befreie es," bat Lucinde, „und trage es dahin, wo es Leben findet." — Und Ida nahm das Würmchen vorsichtig aus der Rose. Als sie es aber näher betrachtete, siehe, da war es ganz still und regungslos. Es hatte in der falschen Rose sein Grab gefunden. Da ward Lucinde sehr ernst und betrübt, und Ida gewahrte es, und schmiegte sich zärtlich forschend an ihre Brust. „Mich rührt dies Bild!" begann jene. „Wie manches Herz theilt dasselbe Loos! Gar vieles begegnet uns im Leben, so hold, so verlockend, so treu nachahmend den Schein der Wahrheit, und doch ist's Täuschung, wie jene Rose, künstliche Nachbildung jenes warmen Lebens, welches das Gemüth sucht, und zu seiner Nahrung begehrt. Wir fühlen uns angezogen, und folgen entzückt. Das ungetrübte Auge vermag nicht, den künstlichen Zauber zu durchdringen, aus dem der Betrug sein gleißendes Netz webt. Gläubig giebt sich das unbefangene Herz hin, und tauscht für das warme Leben nicht selten den Tod ein." — „Aber das Rosenwürmchen," entgegnete Ida, „entdeckte es nicht bald, daß der Rose der Duft fehle, und das frische, liebliche Leben der Natur? Warum ließ es nicht ab von seinem thörichten Streben?" — „Das ist ja eben das Unglück so manches Herzens," antwortete Lucinde, „daß es den süßen Gedanken nicht aufgeben kann, es werde das Leben, das es gesucht, noch in dem starren Busen erwecken, anzünden den himmlischen Strahl, nach dem die Seele verlangt. Auch wenn unser Auge die Täuschung erkennt, fehlt uns noch oft die Kraft, abzulassen von dem falschen Phantom, das wir einmal mit Liebe umfaßt. Sieh, das war auch des armen Würmchens Loos. Es forderte Leben von dem Leblosen, und setzte das eigene daran, den schönen Traum erfüllt zu sehen." — „Das ist ein trauriges Loos!" seufzte Ida. „Möge ein freundlicher Engel dich davor bewahren!" sprach Lucinde, indem sie den Schleier über das Antlitz zog. Ida sah zwei helle Thränen darunter hervorrollen.

Aber ſie ſcheute ſich zu fragen. Sie ahnte, daß ein verwandter Schmerz die Seele der ernſten Schweſter ſo bewege, und ſchritt ſtill und wehmüthig an der Geliebten Seite dahin.

Hanns Kranz.

Das Mädchen und die Weihnachtsruthe.

Unter den Chriſtgeſchenken, die ein kleines Mädchen von ihren Eltern erhielt, befand ſich auch eine Ruthe, geſchmückt mit einem ſchönen, rothen, golddurchwirkten Bande. Das arme Kind, das ſonſt beim Anblick eines ſolchen ſtrafenden Werkzeugs laut zu weinen pflegte, freute ſich jetzt über dies zweideutige Geſchenk. „Eine ſo ſchön geputzte Ruthe," dachte es, „kann unmöglich ſo ſchmerzen wie die andern!" Wo das Mädchen ging und ſtand, nahm es ſeine Ruthe mit, und küßte und ſtreichelte ſie, doch nicht länger, als bis zum zweiten Morgen. Ein Fehler reizte den Unwillen der Mutter. Sie zog das Mädchen über's Knie, und ach! die ſchöne Ruthe ließ die gleichen Striemen, den brennenden Schmerz zurück, wie die ungeſchmückten.

A. G. Meißner.

Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterchen hinaus in das Gebirge, und als ſie draußen waren, freute ſich das Mägdlein der ſchönen Blumen und Pflanzen, die am Wege

ſtanden und blühten. Aber vor allen andern hatte ſie Wohlgefallen an einem Blümchen; das war klein und zart, und ſeine Farbe war röthlich und ſchön. Minna, ſo hieß das Mädchen, brach das Blümchen, betrachtete es mit Freuden, und küßte es, und konnte nicht aufhören, es zu preiſen. Aber bald wurde ſie alles deſſen überdrüſſig und ſatt. Sie verlangte, noch größere Freude an dem Blümchen zu haben, und ſteckte es in den Mund, es zu eſſen. Aber was folgte nun? Minna kam im vollen Lauf zur Mutter, weinte und rief: „O liebe Mutter! das Blümchen war ſo ſchön von Geſtalt und Farbe, und da aß ich es; aber nun iſt es ſo bitter, daß es mir inwendig den Mund ganz kraus zieht. O pfui der böſen, häßlichen Blumen!“ So ſagte das Mägdlein; aber die Mutter antwortete: „Mein liebes Kind, warum ſchmäheſt du die Blümchen? Sind ſie doch ſo ſchön von Geſtalt und Farbe, wie zuvor, und geben einen lieblichen Geruch. Iſt das nicht viel und genug? Man ißt ja auch die Blümchen nicht!“

F. A. Krummacher.

Der Diamant.

Gelockt durch die größten Lobſprüche und Verheißungen, verließ ein großer, aber roher Diamant ſein Vaterland Golkonda, und ging mit einem brittiſchen Kaufmann nach London. Wie erſchrak er aber, als ihn dieſer zu einem Steinſchneider trug, der ihn zu ſchleifen anfing. „Falſcher Freund!“ rief er dem Kaufmann zu, „hätt' ich das gewußt, ſo wäre ich in meinem Vaterlande geblieben. Jetzt bin ich in Gefahr, durch deine Treuloſigkeit unendlich viel an Ge-

wicht und Umfang zu verlieren." — „Nur Geduld!" ſprach der Kaufmann, „und du wirſt ſehn, daß nicht jeder Verluſt Schaden, und dein ſcheinbarer Verluſt wahrer Gewinn iſt."

K. F. Kretſchmann.

Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menſchen!" ſprach das Pferd, und nahte ſich dem Thron des Zeus. „Man ſagt, ich ſei eins der ſchönſten Geſchöpfe, mit denen du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber ſollte gleichwohl nicht noch Manches an mir zu verbeſſern ſein?" — „Und was meinſt du, das an dir zu verbeſſern wäre? Rede! ich nehme deine Lehre an." So ſprach der gute Gott und lächelte. „Vielleicht," fuhr das Pferd fort, „würde ich flüchtiger ſein, wenn meine Beine höher und ſchmächtiger wären. Ein langer Schwanenhals würde mich nicht entſtellen; eine breitere Bruſt würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal beſtimmt haſt, deinen Liebling, den Menſchen, zu tragen, ſo könnte mir ja wohl der Sattel angeſchaffen ſein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt." — „Gut!" verſetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick." Zeus, mit ernſtem Geſicht, ſprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband ſich organiſirter Stoff, und plötzlich ſtand vor dem Thron — das häßliche Kameel. Das Pferd ſah, ſchauderte und zitterte vor entſetzendem Abſcheu. „Hier ſind höhere und ſchmächtigere Beine," ſprach Zeus, „hier iſt ein langer Schwanenhals, hier iſt eine breitere Bruſt, hier iſt der anerſchaffene Sattel. Willſt du, daß ich dich ſo umbilden ſoll?" Das Pferd zitterte noch. „Gehe," fuhr Zeus fort; „diesmal ſei belehrt,

ohne beſtraft zu werden. Dich deiner Vermeſſenheit aber dann und wann zu erinnern, dauere du fort, neues Geſchöpf, und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu ſchaudern."

G. E. Leſſing.

Die Uhr.

Ein Jüngling von lebhaftem Geiſte beſaß eine Taſchenuhr, an welcher die Weiſer etwas locker waren, und daher oft eine ganz andere Stunde zeigten, als ſie ſollten. Schon einige Male hatte er ſie zu befeſtigen verſucht. Immer fielen ſie wieder ab. Einſt übermannte ihn die Ungeduld. Er ſchalt die ganze Uhr, als ein nichtsnutziges Werk, und drohte ſie um den erſten beſten Preis hinzugeben. „Wie ungerecht du biſt!" riefen die innern Räder ihm zu. „Wir ſind doch auf jeden Fall das Hauptwerk, und die Weiſer gegen uns nur eine Kleinigkeit. Ob wir aber gut oder ſchlecht ſind, unſere Pflicht thun oder nicht, darüber frage erſt einen Sachverſtändigen, und du wirſt dich ſchämen." Ein paar Augenblicke ſchwieg der Jüngling betroffen. Dann erwiederte er: „Ihr habt Recht, aber auch ich hab' es in gewiſſer Rückſicht nicht minder. Ihr ſeid das Hauptwerk der Uhr. Aber ich kann mich doch nur richten nach dem, was der Zeiger mir angiebt. Was hilft mir eure innere Vollkommenheit, wenn die Außenſeite mich irre führt?"

A. G. Meißner.

Das Bäumchen und der Schnee.

„Du biſt mir zu kalt, Schnee!“ rief ein Baumchen, als die glanzenden Flocken des erſten Wintertags ſeine Zweige bedeckten. „Herab zur Erde, ich dulde dich nicht!“ Abgeſchuttelt fiel der Schnee auf eine keimende Winterſaat. Bald aber pfiff der kälteſte Wind vom Gebirge her, und die nackten Aeſte des ungeduldigen Bäumchens erfroren. Seufzend ſah es im linden Mai auf die glänzende Saat, da ſeine Zweige ſchwarz wurden, und ſprach: „Wohl recht! wer dem kleinen Schmerz ſich ungeduldig entzieht, erliegt nachher dem größern.“

A. Rodnagel.

Der Knabe und die Sonne.

Ein Mann ging über Land, neben ihm ſein kleiner Sohn. Die Sonne ſchien hell und mild. Bleich, wie ein helles Wölkchen, ſtand zu gleicher Zeit der Mond am Himmel, und der Knabe ſpottete ſeiner als blaß, unſcheinbar und überflüßig. Die Sonne ging unter, die Nacht kam. Die Reiſe war noch nicht vollendet, aber die Scene hatte ſich gänzlich verändert. Jetzt erhellte der ſilberne Mond das Dunkel, ſtreute Licht auf den Pfad, und vertrieb das Grauſen der Einſamkeit und Nacht. Der Knabe erkannte ſein Unrecht, und bat die glänzende Scheibe um Verzeihung. „Das hört ſie freilich nicht!“ ſprach lächelnd der Vater. „Aber ziehe dir ſelbſt für dein künftiges Leben die Regel daraus, nie allzuraſch den Mann zu verachten, der, durch Uebermacht verdunkelt, eine Weile unbe-

merkt da ſteht. Wenn ſeine Zeit erſcheint, tritt er oft mit um ſo größerem Glanze hervor, und wird das Licht ſeines Landes.“ Der Knabe verſprach, daran zu denken, und ſie gingen weiter. Immer war jetzt ſein Auge ſtarr auf den lieblichen Mond gerichtet. „Je mehr ich ihn betrachte,“ ſprach er, „je mehr fühl' ich, daß ich ihm Unrecht gethan. Er iſt nicht nur ſo gut wie die Sonne, er iſt noch beſſer. Jene blendete meinen Blick, dieſer lockt ihn an ſich. Das Licht von jener begleitet drückende Wärme, dieſer ſtrahlt mild und kühl. Wenn jene“ — „Nicht doch!“ unterbrach ihn der Vater. „Berathe nicht in den Fehler mancher Menſchen, die nie den Einen loben können, ohne den Andern zu tadeln.“

A. G. Meißner.

Der Truthahn und der Haushahn.

„Wo biſt du eigentlich her?“ fragte der Haushahn den ſtolzen Puter. „Ich bin ein Aſiat, nahe verwandt mit dem Elephanten und dem Kameel. Das kannſt du ſchon daher ſchließen, weil ſich meine Naſe wie ein Rüſſel verlängert, und mein Rücken, ſo oft ich will, ſich emporhebt, wie der des Kameels.“ — „Welche Einbildung!“ ſprach der Haushahn. „Zum Beweiſe ächter Abſtammung gehört doch wohl mehr, als ein Höcker oder eine garſtige Naſe.“

K. L. Kretſchmann.

Die Maus.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und ſah eine Falle. „Aha!“ ſagte ſie, „da ſteht eine Falle! Die klugen Menſchen! Da ſtellen ſie mit drei Hölzchen einen ſchweren Ziegelſtein aufrecht, und an eins der Hölzchen ſtecken ſie ein Stückchen Speck. Das nennen ſie denn eine Mauſefalle! Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären! Wir wiſſen wohl: wenn man Speck freſſen will, klapps! fällt der Ziegelſtein herunter, und ſchlägt den Näſcher todt. Nein, nein! ich kenne eure Liſt! Aber,“ fuhr das Mäuschen fort, „riechen darf man ſchon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zufallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein bischen riechen muß ich daran!“ Es lief unter die Falle, und nahe an den Speck. Die Falle war aber ganz loſe geſtellt, und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! ſo fiel ſie zuſammen, und das lüſterne Mäuschen war zerquetſcht. — Wenn du deine Lüſternheit nicht ganz und gar zu bekämpfen verſtehſt, ſo bringt ſie dich doch immer noch in Gefahr.

G. Brückner.

Der Zaunkönig und der Adler.

„Sage mir, was du immer nach der Sonne ſiehſt?“ fragte der Zaunkönig den Adler. „Nach meinem Geſchmack iſt ſie gar nicht. Wenn ich ja einmal hinblicke, gleich ſchmerzt es mich Tage lang im Auge. Ich dächte doch, ſie könnte leuchten, ohne ſo übermäßig zu

blenden." – „Armer Tadler!" rief jener. „Was für eine Sonne wäre das, die dein Auge ertrüge! Nach ihr würde der Adler nicht blicken, noch durch sie die Erde sich erwärmen."

A. G. Meißner.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müßig bleiben wollte;
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte:
Cotill ging einstmals vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er ging, und schlug im Gehen oft ein Rad.
„O!" schrie man, „seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füßen.
Ihr Kinder, zischt den Narren aus!"
Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.
Kurz, es gefiel ihm so, er ging vor's Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

„Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!"
Fing endlich einer an zu fluchen.
„Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!"
Er sagt' es kaum, als er's schon that.
„Nun," sprach er, „seh' ich wohl, was man für Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,

Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat."
Den Tag darauf kam ſchon der Dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte ſich.
In kurzem ſprach man ſchon gelinder;
Man fragte viel nach dem Erfinder,
Und lobt' ihn endlich öffentlich.
Nimm alles vor, es ſei ſo toll es will.
Heiß' anfangs närriſch, wie Cotill:
Dein Beifall iſt d'rum nicht verloren.
Sei nur beherzt, und ſpare keinen Fleiß.
Ein Thor trifft allemal noch einen größern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiß.

C. F. Gellert.

Die Sonne und die Wolke.

Eine neidiſche Wolke, dichter als die gewöhnlichen, verſchwur ſich, ihre ganze Kraft anzuwenden, um das Licht der aufgehenden Sonne von der Erde abzuhalten. Schnell drängte ſie ſich hervor, und wirklich ward ein Streif von unſerm Planeten einige Minuten lang verdunkelt. Kaum aber fielen die Strahlen der Sonne ſenkrechter hinab, als auch die Nebel verſchwanden, und beſchämt ſich in die Thäler verbargen. So trittſt du endlich hell hervor, Tugend und Unſchuld, wenn dich lange genug die Bosheit verhüllt hat.

A. G. Meißner.

Die Kohlpflanzen.

Ein Landmann hatte einen Acker mit Kohlpflanzen beſäet; aber allenthalben ſchoß zwiſchen ihnen das Unkraut hervor. Er befahl ſeinen Kindern, es herauszuziehen, und dies wäre kaum die Arbeit weniger Stunden geweſen. Aber es machte den Kindern mehr Vergnügen, im Felde herum zu ſchwärmen, und ſo verſchoben ſie das Ausraufen des Unkrauts von einem Tage zum andern. Endlich erinnerte ſie die Furcht vor der Strafe daran. Aber nun war das Unkraut ſchon ſo groß geworden, und hatte ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß ſie es nicht mehr herausziehen konnten, ohne zugleich die guten Pflanzen mit herauszureißen. Viele von dieſen mußten alſo unter dem Unkraut erſticken. So wachſen auch die Fehler der Menſchen, wenn wir ſie nicht frühzeitig ausrotten und unterdrücken.

E. Timon.

Der Karpfen und die Waſſermaus.

Ein fetter Karpfen pflog mitunter zu beſſerer Verdauung ein Geſpräch mit einer am Ufer des Teiches wohnenden Waſſermaus. Sie unterhielten ſich von ihren häuslichen Umſtänden. Die Maus klagte ſehr über ihre Verfolger, den Igel, den Iltis und das Wieſel. „Ich wollte manchmal," rief ſie, „ich wäre tief bei dir unten im ſichern Waſſer!" — „Ach, liebe Freundin," ſprach der Karpfen, „es fehlt auch bei uns nicht an Ungeheuern. Da iſt der Stachelbarſch mit ſeinen gefährlichen Schwertern, der Hecht mit ſeinem Crocodillenrachen, der Aal mit ſeiner Schlangengeſtalt; dann die

Kriechente, der Kiebitz, die Rohrdommel" — „Aber," verſetzte die Maus, „die alle können dich doch nicht freſſen?" — „Nein, Neptun ſei's gedankt, das eben nicht! Aber bedenke das unaufhörliche Schrecken, die fortwährende Beunruhigung. Ich wundre mich, wie ich dabei ſo fett geworden bin!"

K. J. Kretſchmann.

Die Spinne.

Ein Knabe war mit ſeinem Vater hinausgegangen in den Weinberg. Da fand er eine Biene in dem Netz einer Kreuzſpinne. Schon öffnete dieſe ihr drohendes Zangengebiß, um jene zu erwürgen. Aber der Knabe befreite die Biene, und zerſtörte dabei auch das Gewebe des Raubthiers. Der Vater des Knaben ſah es, und fragte: „Wie kannſt du, mein Sohn, den Witz und die Gewandtheit des Thiers ſo gering achten, daß du ſein mühſam und künſtlich Gewebe vernichteſt? Sahest du nicht, wie ſchön und regelmäßig die zarten Fäden geordnet waren? Wie kannſt du zugleich ſo mitleidig und ſo hart ſein?" Der Knabe antwortete: „Iſt nicht der Witz der Spinne boshaft, und auf Mord und Verderben gerichtet? Aber die Biene ſammelt Honig und Wachs in ihre Zellen. Darum befreite ich die Biene, und zerſtörte das Gewebe der Spinne." — „Aber," fuhr der Vater fort, „vielleicht haſt du doch der Spinne Unrecht gethan. Siehe, ſie ſchützt unſre reifenden Trauben vor den Fliegen und Weſpen mit ihrem Gewebe, das ſie darüber hinſpann." — „Thut ſie denn das," fragte der Knabe, „um jene zu ſchützen, oder nicht vielmehr, um den eignen Blutdurſt zu ſtillen?" — „Nun freilich," antwortete der Vater; „ſie mag ſich wohl wenig um die Trauben ſelbſt

bekümmern." — „O," ſagte der Knabe, „dann hat das Gute, das ſie ausübt, ohne es zu wollen, auch keinen Werth; denn der gute Wille iſt ja nur das Gute und Schöne im Guten." — „Wohl wahr!" ſprach darauf der Vater. „Der Dank dafür gebührt der Natur, die ſelbſt das Schädliche und Feindſelige zur Erhaltung des Guten und Nützlichen anzuwenden weiß." Darauf fragte der Knabe: „Warum ſitzt denn die Spinne ſo einſam in ihrem Gewebe, und die Bienen leben zuſammen in geſelligem Verein, und wirken gemeinſchaftlich? So müßten die Spinnen auch ein großes gemeinſchaftliches Netz machen." — „Liebes Kind," erwiederte der Vater, „nur in guten Zwecken können ſich viele befreunden; der Bund der Bosheit und Eigenſucht trägt in ſich ſelber den Keim der Zerſtörung. Darum wollte die weiſe Natur nicht verſuchen, was die Menſchen ſo oft als unmöglich und verderblich erfahren." Als ſie nach Hauſe zurückgingen, ſagte der Knabe: „Hab' ich doch heute von dem häßlichen Thiere Einiges gelernt!" — „Warum nicht?" antwortete der Vater. „Die Natur hat das Feindſelige dem Freundlichen, das Böſe dem Guten zur Seite geſtellt, damit das Gute neben jenem deſto ſchöner und heller erſcheine; und ſo vermag der Menſch auch von dem Böſen Gutes zu lernen."

F. A. Krummacher.

Die zwei Reiſenden.

Ein furchtbares Gewitter überfiel zwei Wanderer. Nirgends ſahen ſie ein ſchützendes Obdach. Eine einzige Eiche ſtand nicht weit vom Wege. Einer von den Wanderern floh unter dieſelbe; der andere waffnete ſich mit Geduld, und ſetzte ſeine Reiſe fort. Ver-

gebens rief jener ihm zu, doch auch zu verziehen. Er ließ es ſogar an Spöttereien nicht fehlen. Durchnäßt und langſam ſchritt der Zweite immer weiter, und kam endlich, obſchon ſpät und ermattet, wo er ſich trocknen und ſeines Gefährten harren wollte. Das Wetter klärte ſich auf; jener kam nicht. Beſorgt eilte der indeß Geſtärkte wieder zur Eiche hin, fand ſie vom Blitz zerſchmettert und unten ſeinen Freund entſeelt. „Unglücklicher!“ rief er mit Thränen, „ſei du mir eine Warnung für meine Lebenszeit. Der Weichling, der unter Drangſalen ſich in den Schutz eines Mächtigen begiebt, findet zuweilen Rettung, doch wenn ein Untergang ſeinen Gönner trifft, auch oft mit ihm zugleich die gänzliche Zertrümmerung.

A. G. Meißner.

Der Schmetterling.

Der kleine Rudolph kam in wilder Freude aus dem Garten geſprungen, und rief: „Welch ein ſchönes Vöglein hab' ich gefangen! Es ſaß auf einer Blume, und ſeine Flügel glänzten wie lauter Gold und Silber, und noch viel ſchöner! Ich trat leiſe hinan und griff danach. Da hatt' ich es ſogleich. Nun will ich es aber auch recht gut bewahren, und es ſoll mir nicht entkommen, und ich will ihm Milch und Brod zu eſſen geben.“ Alſo redete der kleine Rudolph. Da ſprach der Vater: „Nun, Rudolph, laß uns doch auch deinen Fang bewundern.“ Der Knabe griff haſtig in ſeinen Buſen, und zog einen ſchönen Sommervogel hervor. Aber ſiehe, die Fittige des Vögleins hatten ihren Glanz verloren; der bunte Flügelſtaub klebte an den Fingern des Knaben, und die zarten Schwingen waren ganz zerzauſt. Da ſeufzte der Knabe bitterlich und ſprach: „O wie das

Ding so jämmerlich entstellt worden! Sieht es doch dem Vöglein nicht mehr ähnlich, das auf der Lilie saß! Pfui, wenn sie auch so gebrechlich sind!" So sprach der Knabe, und warf den Schmetterling zürnend zur Erde. Der Vater aber antwortete und sprach: „Wem zürnest du? Ist es denn des Vögleins Schuld, daß es so zart gebildet wurde? Du hast es mit rauhen Händen angefaßt, darum verwelkte sein Flügelglanz und sein Blumenleben."

F. A. Krummacher.

Die Hühner und der Fuchs.

Der Fuchs, von dem so viel geschrieben ward, lernte zuletzt selbst schreiben, und schrieb einen Gevatterbrief an die Hühner des benachbarten Bauerhofes. Da gackerten und schnatterten die Einfältigen viel durch einander von erzeigter Ehre, von versöhnlichen Herzen, von bösen Leuten, die im Grunde kerngut wären und dergleichen mehr. Sie versprachen zu kommen. „Ihr Thoren!" rief ihnen der Hofhund zu. „Das Kommen will ich euch schon wehren. Wenn's der Schalk ehrlich meint, warum ladet er denn nicht mich zugleich ein?"

K. F. Kretschmann.

Ruschel.

Ruschel ist von Natur ein flinker und dienstfertiger Bursche. Er thut Alles, was er euch an den Augen absehen kann. Das müßt ihr ihm aber nicht übel nehmen, wenn er euch einmal statt Likör

Oel einſchenkt, oder, aus lauter Eilfertigkeit, die Taſſen in demſelben Augenblicke zerbricht, wo er ſie euch überreichen will. Zur Aufwartung, zum Einſchenken von Thee und Caffee iſt Ruſchel überhaupt nicht recht zu gebrauchen. Wo er aufwartet, da geht's zu, wie wenn man in einer Porzellanfabrik Kegel ſpielt; es fällt und zerbricht alle Augenblicke etwas. Giebt man ihm einen Auftrag, ſo ſpringt er die Treppen herunter, noch eh' er weiß, worin der Auftrag eigentlich beſteht. Er ſtiebt fort und hört und ſieht nicht. Wenn ihr an's Fenſter klopft, ſo iſt er ſchon über den halben Markt. „He, Ruſchel, Ruſchel, wohin will er denn?" — „Nun, habt ihr mich denn nicht fortgeſchickt?" giebt er zur Antwort. „Ja, wohin denn?" Hier ſchlägt er ſich vor die Stirn, und kehrt zurück in's Haus, um die andere Hälfte eines Auftrags zu vernehmen, deſſen Vollziehung ſeine Füße ſchon früher entgegen eilten. In Geſellſchaften begegnet es ihm oft, daß er zwei, drei Schnupftücher aus Ruſchelei in ſeine Taſche ſteckt. Da er an ſich ein ehrlicher Kerl iſt, ſo geräth er dadurch, wenn er zu Haus kommt, in die äußerſte Verlegenheit. Ruſchel war es auch, der, als er eines Tages für ſeinen Herrn einen Brief über Land tragen ſollte, um ihn recht ſicher aufzuheben und ihn gewiß nicht zu verlieren, denſelben zwiſchen Schuh und Strumpf verbarg. „Ruſchel," ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſie haben dir deine Ruſchelei ſo oft vorgeworfen; aber diesmal willſt du ihnen zeigen, daß du in Aufträgen von Wichtigkeit auch ein Kerl biſt, der ſeine Gedanken beiſammen hält." Indem Ruſchel dieſe guten Vorſätze faßte, hörte er aus dem offen ſtehenden Fenſter eines Gaſthofes, den ſie das hölzerne Hufeiſen nannten, eine muthige Fiedel, die kräftig geſtrichen wurde, und ein Pickelflötchen dazwiſchen, das luſtig pfiff und zum Tanz aufforderte. Ruſchel war von jeher ein ſo großer Liebhaber vom Tanz, daß er ſeinerſeits Eſſen und Trinken dafür ſtehen ließ. Alſo ging Ruſchel luſtig und wohl-

gemuth in's hölzerne Hufeiſen, und tanzte dort wacker. Einige Stunden darauf, nachdem er ein paar Groſchen auf den Teller hingeworfen und ſich entfernt hatte, lief Ruſchel mit größter Schnelligkeit, als ob ihm der Kopf brannte, um ſeinen Auftrag zu beſorgen, weiter fort. Vor der Schule des Dorfs angelangt, wo er ſeinen Brief abgeben ſollte, machte er indeſſen plötzlich Halt, theils um ſeinen Brief herauszulangen, theils um ſeine Garderobe wieder ein wenig in Ordnung zu bringen. Wie groß aber war beides zugleich, ſein Schreck und ſein Erſtaunen, als er den Brief zwiſchen Schuh und Strümpfen ſuchte, und nichts davon entdecken konnte, als einige zerriebene Stückchen Papier. Leider hatte er denſelben und ſeinen ganzen Inhalt im hölzernen Hufeiſen in kurz und kleine Stücke zertanzt. Als Prediger und Schulinſpector begegnete es dem braven Ruſchel einſt, da er den Kindern, in Ermangelung eines Tiſches, das kopernikaniſche Syſtem auf ſeinem ſchwarzen, runden Hut mit Kreide vorzeichnete, daß er es nach dieſem wieder auszulöſchen vergaß, und ſo, mit allen Sonnen, Monden und Planeten auf dem Kopfe, unter die Bauern durch's Dorf ging. Trotz dem beſten Willen von der Welt macht Ruſchel mitunter die unbedachtſamſten Streiche. So traf es ſich neulich, daß auf dem Edelhofe, wo er ſich aufhielt, eine Magd in den Brunnen gefallen war. Da er von Natur ſtark iſt, ſo holte er ſie vermittelſt eines Strickes heraus. Sie war beinahe zur Hälfte oben, als Ruſchel plötzlich ausrief: „Wartet ein bischen, Marie, ich will nur erſt noch meine Handſchuhe anziehen, weil mir der Strick ſo in die bloßen Hände ſchneidet!“ Damit griff er mit beiden Händen zugleich in die Taſche, und die arme Magd glitſchte ſo arg in den Brunnen herunter, daß ſie darüber, an allen Gliedern zerſchlagen, acht Tage im Bette zubringen mußte.

J. D. Falk.

Der Gemſenjäger.

Auf hohe Felſenklippen hatte ſich ein Gemſenjäger verſtiegen, und hing über dem furchtbarſten Abgrunde. „Nur eingeklammert und angehalten!“ rief von fern ſein Freund ihm zu, „daß ich Zeit gewinne, dich vielleicht zu retten.“ — „Vielleicht nur?“ antwortete dieſer. „Wie aber, wenn meine Kräfte mich eher verließen, als deine Hülfe käme? Oder wie dann, wenn du dieſelbe vergeblich verſuchteſt, und ich, zu kraftlos, noch ſelbſt etwas für meine Rettung zu wagen, dennoch hinabfiele? Nein, am kühnen Sprunge nur hängt Leben und Tod!“ Er ſprang und ſtürzte, das Ziel verfehlend, in den Abgrund.

J. A. Schlez.

Die beiden Bienen.

„Welch ein vortreffliches Geſchöpf muß der Menſch ſein?“ rief eine junge Biene. „Er ernährt uns, giebt uns Dach und Fach, und verzeiht ſelbſt Beleidigungen. Mit eigenen Augen ſah ich, wie ihn neulich einige von uns ſtachen, als er ihnen Nahrung reichte, und wie er doch in ſeiner Freigebigkeit fortfuhr. Der großmüthige Menſch!“ — „Und der eigennützige!“ ſprach eine ältere Biene. „Er weiß, daß er uns ſeinen Honig mit Wucherzinſen leiht. Deshalb reicht er uns ihn im Winter, und deshalb vergißt er unſere Stiche.“

A. G. Meißner.

Die Nachtigall und der Gimpel.

Die Nachtigall ging einſt auf Reiſen, und zur Geſellſchaft nahm ſie einen Gimpel mit. Sie flogen über Berg und Thal, und kamen nach etlichen Tagen in einen ſchönen Wald, wo ſie ſich niederließen. Kaum hatten ſie ſich auf einen Buſch geſetzt, ſo verſammelte ſich auch ſchon eine ganze Schaar von den Vögeln des Waldes, um die Fremdlinge zu ſehen. Alle bewunderten den Gimpel, und lobten ſeinen ſchwarzen Kopf, den grauen Rücken und das ſchöne Roth ſeiner Bruſt. „Das muß ein vornehmer Reiſender ſein!" ſprach Einer zu dem Andern; „der andere Vogel hingegen iſt ſehr unbedeutend. Wahrſcheinlich iſt er der Diener." Man drängte ſich immer neugieriger um den ſchöngefiederten Gimpel her, und drängte die Nachtigall ſo allmälig in eine unbeachtete Ecke. Endlich erſuchten die Vögel den Gimpel, er möchte doch auch einmal ſeine Stimme hören laſſen. Man vermuthete, daß ſein Geſang ſeinem Kleide gleichkommen müſſe. Er ließ ſich bereden und ſang. Aber die Vögel, die ihn vorher bewundert, lachten insgeheim und ſagten ſich halblaut in's Ohr: „Welche elende Stimme! Wenn er nur lieber geſchwiegen hätte!" Jetzt erhob die Nachtigall in ihrem verborgenen Winkel ihre Stimme. „Was iſt das?" riefen die Vögel mit Verwunderung und Freude. „Welch herrlicher Geſang! Wie? Der unſcheinbare Fremdling ſingt ſo ſchön? O Freund, du übertriffſt alle Sänger an Lieblichkeit und Stärke des Geſanges. Deine Stimme beſchämt dein Ausſehen." — Urtheile nicht nach dem Aeußern. In einem unſcheinbaren Kleide iſt oft das ſeltenſte Talent verborgen.

G. Brückner.

Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannigfacher Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges. Auch war unter ihnen ein Jüngling, Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eitlen Wahnes, weil er es den Andern zuvorthat in Wissenschaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und gebehrdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung. Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deshalb sagte Samuel: „Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen. Aber er widerstrebet und verdirbt es selber." Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet. Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: „Adoniah, was siehest du?" Und Adoniah sprach: „Ich sehe einen Weinberg, und es umwehet mich ein lieblicher Geruch des Weinstocks von fern." Da sprach Samuel: „Tritt herzu, und beschaue die Blüthe des Weinstocks." Und der Jüngling trat hinzu, beschauete und sprach: „Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt." Da antwortete Samuel und sprach: „Und dennoch bringet es hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu er-

neuen, daß ſie ſchon werde. Adoniah, ſo iſt das edelſte Gewachs des Weinſtocks zur Zeit ſeiner Blüthe, ehe es die köſtliche Frucht bringt. Gedenke auch du des Weinſtocks und deiner blühenden Jugend!" — Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle dieſe Worte Samuels zu Herzen, und ging von nun an einher mit ſtillem, ſanften Geiſte. Da liebten die Menſchen Adoniah, und ſprachen: „Der Geiſt Gottes iſt über den Jüngling kommen!" Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann, wie der Hirt von Thekoa, und wie Jeſajah, der Sohn Amoz, und ſein Name ward geprieſen in ganz Iſrael.

F. A. Krummacher.

Der Bach.

Ein Landmann ſaß eines Tages an einem Bach, der neben ſeiner Wieſe dahinfloß, und betrachtete ſeine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe. Denn er ſah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, ſein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren. Da trat ſein Nachbar zu ihm und ward ſein finſteres Ausſehen gewahr, und forſchte nach der Urſache ſeines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von ſeinen Beſorgniſſen und dem geringen Ertrag der Wieſe zu reden. Aber der Nachbar erwiederte: „Mache es, wie ich mit meiner Wieſe gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder." Der Landmann freute ſich des klugen Rathes, und ging hinaus und begab ſich an die Arbeit, und nahm Geſellen, und ſie durchſtachen

den Bach. Aber ſiehe! der Bach erfüllte die Wieſe alſo, daß ſie gleich einem See ward, und überſchwemmte ſie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann ſein Haar, und lief zu ſeinem Nachbar, und zürnte ſehr über ſeinen Rath. Aber dieſer ſagte: „Lieber, warum zürneſt du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Hadere vielmehr mit dir ſelber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hätteſt du den fetten Bach durch deine Wieſe leiten, nicht aber mit der Gewalt ſeines Waſſers ſie überſtrömen ſollen. Denn alsdann führt er ſeine Fettigkeit und des Wieſengrundes Erdreich mit ſich fort, und läſſet nur Kies und Sand zurück."

J. A. Krummacher.

Der Knabe am Bach.

Ein Knabe ging im Gebüſch und kam an einen ziemlich breiten Bach. „Wer da einen Stock hätte, um hinüberzuſpringen! Doch dafür weiß ich Rath. Ein ſtarker Aſt wird mir dieſelben Dienſte thun, und im Walde finde ich ihn leicht." So dachte er, ſuchte und fand endlich einen Aſt, groß und ſtark von Anſehn. Dennoch aber brach die Stütze, als er ſich drauf lehnte, und der Arme fiel in den Bach. Er hatte vergeſſen, daß nicht Größe allein, daß auch Feſtigkeit zu den Eigenſchaften eines brauchbaren Stabes gehört, und der ſeinige war von einem Hollunderbaum.

G. A. Meißner.

Die Centifolie.

Eine blühende Centifolie beklagte ſich über ihr Schickſal. „Kaum," ſprach ſie, „hat mich der Morgenthau erfriſcht, ſo flattert ſchon der freche Schmetterling um mich her, der ekle Käfer beläſtigt mich, die zudringliche Biene gräbt ſich in mein Herz, und des Zephyrs Muthwille wirft mich hin und her. Der Gärtner hätte auch mir wohl, wie ſeinen Nelken, ein Obdach geben können, daß mir Regen und Sonne nicht ſchade! Und am Ende kommt er gar, und pflückt mich grauſam hinweg." — „Ueber den Dünkel!" riefen einige benachbarte Blumen. „Du glaubſt wohl gar eine Himmelsblume zu ſein! Beſinne dich, daß du auf der Welt biſt, und nichts weiter als eine ſterbliche Roſe!"

K. A. Kretſchmann.

Die Krabbe.

Die Krabbe iſt in der Regel ein kleines kribbligtes Kerlchen. Es bläſt ſich gern auf, und der Froſch in der Fabel, der einen Stier auf der nahen Wieſe weiden ſah, und beſeelt von dem Wunſch, demſelben an Größe gleich zu kommen, im edelſten Wetteifer ſich ſo lange aufblies, bis er platzte, iſt ſein leibhaftes Ebenbild. Ich kannte eine ſolche kleine Krabbe, die nicht ohne Geiſt und große Gelehrſamkeit war, ſo daß ſie einen bedeutenden Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft einnahm. Zufällig traf es ſich, daß mein Landsmann, der berühmte Weltumſegler Forſter, der, obwohl dazumal ſchon ein ſiebenzigjähriger Greis, dennoch ein ſehr kräftiger und rüſtiger Mann war, in Dienſtverhältniſſen unter ihm

ſtand. Außerdem nun, daß ſein weit jüngerer Vorgeſetzter von Natur ſehr kribblig war, brachten es auch ſchon die damaligen Zeitumſtände ſo mit ſich, daß ſehr häufig abweichende Meinungen zwiſchen beiden ſtatt finden mußten. Ich bemerke, worauf ich ſchon oben hindeutete, daß Forſter ein Mann von einer faſt coloſſalen, ſehr ſtattlichen Geſtalt war. Wie nun einſt unſere kleine Krabbe ihm gar zu heftig zuſetzte, nahm er ſie gelaſſen bei der Hand, führte ſie vor ein im Seſſionszimmer hängendes Spiegelglas, und ſagte die merkwürdigen Worte zu ihr: „Männchen, ſieh einmal mich an und ſieh einmal dich an! Wenn du mich nun recht betrachteſt und dich dazu, ſo wirſt du mich wohl künftig in Ruhe laſſen. Ich bitte dich darum, ſchone deine Geſundheit, du hältſt es nicht ab. Glaube mir, wenn ich es ſelber darauf anlege, dich gründlich zu ärgern, ſo biſt du gleich in den erſten drei Wochen ein Kind des Todes! Das ſollte mir leid thun; aber am Ende iſt es doch deine Schuld, weil du es nicht beſſer haben willſt.“ — Es iſt mir ſehr oft beim Reiten begegnet, daß ein Hamſter, der eben eintrug, ſeine beiden Backentaſchen emſig ausleerte, und dabei, um mit meinem Pferd anzubinden, ſich ihm quer in den Weg ſtellte. Dies erklärt hinlänglich, warum die kleine Krabbe auch zuweilen Hamſter genannt wird, weil nämlich beide in dieſem Stück ein durchaus verwandtes Naturell haben. Schon auf der Univerſität habe ich ſolche kleine Krabben gekannt, die beſtändig in Stiefeln und Sporen einhergingen, ja ſich ſogar auf Duelle einließen, was ſich mitunter recht poſſierlich ausnahm. Einer von ihnen hatte ſpäterhin eine ſehr lange und ſtattliche Frau geheirathet, die, wenn ſie auf Spaziergängen neben ihm ging, großes Aufſehen erregte. Nun traf es ſich, als er ſich eines Tages in die Seſſion begab — denn er bekleidete das Amt eines Rathsherrn — daß ſeine Frau ihm zufällig zur Seite war. Sie gingen eine Strecke mit einander im Geſpräch die Straße herunter, und der

Mann bemerkte nicht, daß ihm ein Päckchen mit Acten unter dem Arm hervor glitſchte. Eine Obſthändlerin aber in der Nähe, bei deren Bude das Ehepaar ſein Weg vorbeiführte, ward es gewahr, und rief der Frau zu: „Madamchen, wenn ſie es nicht übel nehmen wollen, Ihr Kleiner verliert ſein Schreibebuch!“ Der kleine Rathsherr war über dieſen Einfall, den er als Bosheit und keineswegs Unwiſſenheit auslegte, ſo aufgebracht, daß er die Frau wollte ſetzen und an das Halseiſen legen laſſen; doch unterblieb es, auf Fürbitten der ſeinigen, und der erſte Kribbel gab ſich ſo weit, daß jene mit einer bloßen Naſe von Seiten der Polizei davon kam. So beſuchte der kleine Rathsherr auch gewiſſe, übrigens ſehr angeſehene Geſellſchaften im Orte blos darum nicht gern, weil die Seſſel für ſeine Perſon zu hoch waren, und ihm daher jedesmal, wenn er ſich ſetzen wollte, die kleinen Füße baumelten. — Man erlaube mir eine Schlußbemerkung. Es ſteht in der Schrift: Niemand kann ſeiner Größe eine Elle zuſetzen. So hängt es auch nicht von uns ab, eine Krabbe oder ein Rieſe, ein Goliath oder ein David zu ſein. Aber was von uns abhängt, iſt, wenn wir dick ſind, nicht dünn zu thun, und wenn wir dünn ſind, nicht dick zu thun. In beiden Fällen machen wir uns lächerlich. Wir ſtehen jedesmal auf dem rechten Platz, wenn wir den einnehmen, welchen Gott und die Natur uns anwieſen. Stelzen und hohe Abſätze ſind vom Uebel.

J. D. Falk.

Die Bäume des Paradieſes.

Als Gott die Menſchen in ſein Paradies einführte, da neigten ſich vor ihm des Paradieſes Bäume; jeder bot mit wehendem Wipfel dem Liebling Gottes ſeine Früchte und ſeiner Zweige Schatten zur Er-

quickung. „O daß er mich erwählte!“ ſprach der Palmbaum; „ich wollte ihn ſpeiſen mit den Trauben meiner Bruſt, und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte bauen, und überſchatten ihn mit meinen Zweigen.“ — „Mit meinen Blüthen wollte ich dich beſtreuen,“ ſprach der Apfelbaum, „und laben dich mit meinen beſten Früchten.“ So alle Bäume des Paradieſes; und Jehovah führte Adam freundlich hin zu ihnen, nannte ihm die Namen aller, und erlaubte ihm den Genuß von allen, außer Einer Frucht vom Baume der Erkenntniß. — „Ein Baum der Erkenntniß!“ ſprach der Menſch zu ſich. „Alle andern Bäume geben mir nur irdiſche, leibliche Nahrung; und dieſer Baum, der meinen Geiſt erhebt, der die Kräfte meines Geiſtes ſtärkt — er wäre mir verboten?“ Noch unterdrückte er den Gedanken zwar; als aber das Beiſpiel und die Stimme der Verführung zu ihm ſprach, da koſtete er von der böſen Frucht, deren Saft noch jetzt in unſeren Herzen gährt. — Alles ſchätzen wir gering, was uns vergönnt iſt, und ſehnen uns nach dem Verbotenen; wir wollen nicht glücklich ſein durch das, was wir ſchon ſind; wir faſſen nach Etwas, das über uns iſt, hoch über unſerm Kreiſe.

J. G. v. Herder.

Die Quelle und der Wanderer.

Zu einer eiskalten Quelle kam ein Wanderer in der größten Sommerhitze. Er war weit und ſchnell gegangen. Der Schweiß tropfte von ſeiner Stirn, ſeine Zunge lechzte vor Durſt. Da ſah er das ſilberhelle Waſſer, hoffte neue Kräfte zu ſammeln und trank. Doch die zu große, zu ſchnell abwechſelnde Kühle wirkte ſchädlich auf ihn. Er ſank zu Boden und rief: „Ha, ſchändliches Gift! Wer

hätte eine ſolche Bosheit unter ſo reizendem Anſchein vermuthet?“ — „Du thuſt mir Unrecht,“ entſchuldigte ſich jene, „wenn du mich ein Gift ſchiltſt. Siehe, die Flur um mich her lebt und grünt durch mich. Bei mir finden die Heerden ihren Trank, und tauſend deiner Brüder eine liebliche Erquickung. Nur deine Unvorſichtigkeit machte meinen Genuß dir ſchädlich, und bringt dir vielleicht den Tod, da ein mäßiger Genuß dir dein Leben verlängert hätte.“

A. G Meißner.

Die Wünſche.

Zwei Eheleute wohnten eng genug,
Ihr Häuslein war ein — Eſſigkrug.
In dieſen wunderlichen Schranken
Begannen ſie ſich oft zu zanken.
Faſt täglich gab es neues Ungemach,
Und zornig rannten die entzweiten Gatten,
So eng' ihr Häuslein war, einander nach,
Wenn Mund und Hand ſich ausgetummelt hatten.

Einſt, als ſie nach gewohnter Weiſe
So tobten, rief ein Stimmchen leiſe:
„Ei, werdet doch einmal geſcheidt!
Was lebt ihr ewig denn in Zank und Streit?“
Da bückte zu dem Eſſigkrug ſich nieder
Ein Vögelein mit goldenem Gefieder.
„Du haſt gut reden!“ ſprach die Frau.
„Du flatterſt frei durch Feld und Au',
Indeß wir unſer Leben hier vertrauern
Und in dem Eſſigkrug verſauern.

Ach, wohnten wir wie andere Leute,
Gleich wär' es aus mit unſerm Streite!"

Da führt' aus ihrem Eſſigkrug hinaus
Das Vögelein ſie in ein nettes Haus.
Ein freundlich Gärtchen lag daneben.
„Hier, Leutchen," ſprach es, „mögt ihr leben.
Ihr werdet, denk' ich, nun zufrieden ſein,
Und euer Streit hat hoffentlich ein Ende.
Wenn ihr mich braucht, klatſcht in die Hände,
Und ruft dreimal: Goldvögelein!"
Die Leutchen lebten an dem neuen Platze
Zwar nun nicht mehr wie Hund und Katze;
Doch währte das nur kurze Zeit.
Bald bot ſich Stoff zur Unzufriedenheit.
„Ihr Glück ſei ihnen," meinten ſie,
„Im Grunde doch zu kärglich zugemeſſen."
Den nahen Edelhof, mit Feld und Vieh,
Den hätten beide gar zu gern beſeſſen.
Das unbefriedigte Verlangen ſchuf
Den Eheleuten manche trübe Stunde.
Sie klatſchten, und es ſcholl der Ruf:
„Goldvögelein! aus ihrem Munde.
Es war mit ſeinem glänzenden Gefieder
Gleich bei der Hand, und rief: „Was wollt ihr wieder?" —
„Ach," ſprach die Frau, „es iſt doch gar zu klein
Das Haus, in das uns nur die Noth getrieben!
Ja, hätten wir den Edelhof da drüben,
Dann wollten wir zufrieden ſein."
Der Vogel blinzte mit den Aeugelein;
Dann aber führt' er, ohne weitres Wort,
Die Leutchen nach dem Edelhofe fort,

Wies ihnen da die Prachtgebäude,
Sammt Stall und Vieh und Feld und Rain,
Und ſprach: „Was ihr hier ſeht, ſoll euer ſein!“
Das Ehepaar ſprang deckenhoch vor Freude,
Die aber nicht von Dauer war.
Doch währte die Zufriedenheit für beide
Ein wenig länger, und beinah' ein Jahr.
Da kam die Frau einſt aus der Stadt.
„Ach,“ ſprach ſie, „wie ſich da die Leute putzen!
Weiß Gott, Hans, unſer Leben hab' ich ſatt!
Was hilft es, daß man ſchöne Kleider hat?
Hier kann man ſie doch nicht benutzen.
Da lob' ich mir das Leben in der Stadt.
Ich dächte, Hans, wir riefen wieder
Das Vöglein mit dem Goldgefieder.“
Hans hörte ſeinem Weibe zu.
Gleichgültig ſprach er: „Rufe du!“
Das Vöglein, gleich herbeigekommen,
Führt', als es kaum den Wunſch der Frau vernommen,
Sammt ihrem Mann ſie nach dem Städtchen fort.
Schnell bracht' es beide in ein ſchönes Haus;
Es ſah darin gar nett und ſauber aus.
Reich war geſchmückt des Zimmers Wand,
Reich Tiſch und Seſſel, der dort ſtand,
Und zu des Weibes Augenweide
Von ſchönen Kleidern voll der Schrein.
An ihrer ausgelaſſ'nen Freude
Ergötzte ſich das Vögelein.
Es ſprach: „Was ihr hier ſeht, ſoll euer ſein!“
Und rief, als es bereits geſchieden,
Noch ihnen zu: „Lebt einig und zufrieden!“

Das währte wieder nicht gar lange,
Denn beid' erlagen bald dem Drange
Der frühern Ungenügſamkeit.
Den bürgerlichen Stand traf jetzt ihr Tadel.
Sie wollten vornehm ſein! Der Adel
Erregte bald der Unzufried'nen Neid.
Zugleich erhob ſich Zwiſt und Streit,
Wer nun das Vöglein rufen ſollte,
Bis endlich, weil die Frau nicht wollte,
Der Mann, durch Klatſchen in die Hand,
Gezwungen ſich dazu verſtand.
Das Vöglein mit dem Goldgefieder
Rief mürriſch: „Nun, was wollt ihr wieder?"
„Ach, unſer Wunſch," ſprach Hans, „iſt klein.
Die bürgerliche Abkunft drückt uns nieder;
Wir möchten Edelleute ſein!"
Der Vogel blinzte mit den Aeugelein,
Und ſprach: „Ihr wunderlichen Leute!
Wann werdet ihr nur einmal klug?
Ihr Unzufriedenen habt nie genug,
Und werdet ſtets des Unmuths Beute.
Wohlan, ihr ſollt auch das beſitzen,
Was ihr verlangt, doch wird's euch wenig nützen."
Ihr Wohnſitz ward ein Schloß. Es ſtanden dort
Schon in Bereitſchaft Roſſ' und Wagen,
In raſchem Flug von Ort zu Ort
Das adeliche Paar zu tragen. —
Einſt lockt ein Feſt zur Reſidenz ſie hin.
Da ſahn ſie kommen aus dem Schloſſe
In einer reichvergoldeten Caroſſe
Den König und die Königin.
Marſchälle, Hoflakai'n und Edelknaben,

Koſtbar gekleidet insgeſammt, umgaben
Den Wagen, und verſammelt war
Das Volk in ungeheurer Schaar.
Laut jubelnd wurden Tücher, Hüte
Hoch in die Luft geſchwenkt, bald fern, bald nah.
Da rief, als ſie dies Schauſpiel ſah,
Die Frau erſtaunt: „Du meine Güte!“
Und als ſie drauf erreicht' ihr Haus,
Preßt' ihr die Eitelkeit den Seufzer aus:
„Ich habe nur noch einen Wunſch auf Erden,
Und der iſt: Königin zu werden!“

Auf ihren Ruf erſchien das Vögelein.
Es flog zum Fenſter ſchnell herein,
Und fragte barſch: „Was wollt ihr wieder?“
Sie trugen ſchüchtern ihren Wunſch ihm vor.
Da aber ſträubte ſein Gefieder,
Wie ſie's noch nie geſehen, ſich empor.
„Ha!“ rief es aus, „das heißt den Eigenſinn
Und Uebermuth auf's höchſte treiben.
Wohlan, ſeid König auch und Königin!
Ich weiß, es wird dabei nicht bleiben.
Stets höher trägt euch eurer Wünſche Flug;
Auch daran habt ihr nicht genug.“
Das Vöglein hatte richtig prophezeiht.
Von kurzer Dauer war die Herrlichkeit.
Es ſchmeichelte zwar ihrer Eitelkeit,
Daß ſich vor ihnen Alles bückte,
Und daß, umringt von Glanz und Pracht,
Sie das Gefühl der höchſten Macht
Vor allen Sterblichen beglückte.
Allein das Uebermaß der Eitelkeit
Erregte Mißmuth bald und Streit.

„Ach," ſprach die Frau, „wie ich verdrießlich bin!
Ich wollt', ich wäre Kaiſerin!" —
„Du Thörin!" rief der Mann, „wo denkſt du hin?
Das lohnte ſich der Müh'! Ich hab' auf Erden
Nur Einen Wunſch, und der iſt: Pabſt zu werden!" —
„Warum nicht gar der liebe Gott!"
Erwiederte die Frau mit Spott.

Da brauſt' ein Sturm, und mit gewalt'gen Klauen
Ließ ſich ein großer ſchwarzer Vogel ſchauen.
Ihm ſträubte Feder ſich an Feder,
Die Augen rollten ihm, wie Feuerräder.
„Ihr Unerſättlichen," ſo rief mit Grimme
Urplötzlich eine Donnerſtimme,
„Verdient nicht Mitleid und Bedauern.
Mögt ihr in eurem Eſſigkrug verſauern!"
Er ſprach's, und in die alte Wohnung war
Zurück verſetzt das Ehepaar.

H. Doering.

Der Schneider und der Taſchenſpieler.

Es begegneten ſich einmal ein Taſchenſpieler und ein Schneider, und kamen mit einander in's Geſpräch. „Wahrlich," ſprach der Schneider, „der unglücklichſte Menſch von der Welt könnt' ich werden! Laſſen ſich die Leute je in den Sinn kommen, ohne Kleider zu gehen, ſo bin ich verloren, rein verloren; denn ich habe nun einmal nichts anders gelernt, als mein ehrliches Schneiderhandwerk, mir mein Brod damit zu verdienen." — „In der That, Freund," erwiederte der Taſchenſpieler, „ich bedauere euch von Herzen. Ganz

ſo ſchlimm ſteht es, Gott ſei Dank, doch mit mir nicht. Will es mit einem meiner Kunſtſtücke nicht weiter gehen, ſo habe ich deren noch ein Hundert andere im Vorrathe. Wenn es daher je mit euch dahin kommen ſollte, daß ihr kein Brod hättet, ſo wendet euch an mich, und ich werde euch nicht ungetröſtet laſſen.“ Darauf kam eine Hungersnoth über das Land. Der Schneider brachte ſich nothdürftig durch, weil ſeine Kunden doch nicht ohne Kleider ſein konnten. Der arme Taſchenſpieler aber, mit allen ſeinen hundert Kunſtſtücken, konnte keinen Menſchen finden, der Geld wegzuwerfen hatte. Umſonſt verſprach er, Feuer zu eſſen oder Stecknadeln auszuſpeien. Kein Menſch wollte ihm einen Biſſen Brod dafür geben, bis er endlich genöthigt war, den Bettelſtab zu ergreifen, und vor der Thür deſſelben Schneiders, deſſen Gewerbe ihm ſo verächtlich geſchienen, um ein Almoſen zu bitten.

O. Goldſmith.

Der Reifrock.

Ein armes, aber nettes Weib,
In voller, friſcher Jugendblüthe,
Las einſt zum Abendzeitvertreib
Den Umſchlag einer Krämerdüte,
Denn einen Lotterieplan fand
Sie hier ſo nützlich angewandt.
„Ha!“ rief ſie, „funfzig tauſend Thaler!
O hätt' ich dieſen Hauptgewinn!
Ich lebte dann fürwahr nicht fahler
Als unſers Landes Königin!
Ich trüge nichts als ſammtne Schleyder
Und demantreiche Buſenbänder. —“

„So?“ brummt' am Weberſtuhl ihr Mann:
„Du willſt das Geld allein verſchwenden,
Und nichts davon für mich verwenden?
Potz Hagel, Frau! das geht nicht an!
Ich glaube gar, du hegſt den Dünkel,
Daß ich in dieſem Felſenwinkel
Bei ſchwarzem Brot verkümmern ſoll?
Da wär' ich wohl entſchieden toll!
Nein, in der Hauptſtadt will ich hauſen,
Und dort im prächtigſten Pallaſt,
Geſtreckt auf ſeidenen Damaſt,
Rebhühner und Faſane ſchmauſen.“ —
„Sei froh, wenn du Kartoffeln haſt!“
Sprach Roſe mit verſchmitztem Lachen;
Er aber ſchmälte: „Hüte dich,
Mich durch Geſpött nicht wild zu machen!
Es fuhr ein böſer Geiſt in mich.
Du weißt, ich war bis jetzt zufrieden,
Mir g'nügte, was uns Gott beſchieden,
Ich webte ſtill um ſchlechten Sold;
Doch dein Geſchwätz von vielem Gold
Rumort nun unter meiner Mütze,
Daß ich auf lauter Nadeln ſitze.
Ich ziehe morgen in die Welt,
Und wenn kein beſſer Loos mir fällt,
Will ich mein Leben ſelbſt verkürzen,
Und mich vom höchſten Felſen ſtürzen.“

So faſelte der Habſucht Macht
Aus Beiden bis um Mitternacht,
Und höher nicht als alte Scherben
Galt ihnen jetzt ihr ſtilles Glück.
Sie wünſchten Schätze zu erwerben,

Der Reifrock.

Und forderten ſie vom Geſchick.
Auf einmal klang es vor der Thüre,
Wie eines Kindes ſchneller Lauf.
Sie horchten, was ſich draußen rühre.
Da ſprangen Schloß und Riegel auf,
Und wie ein Wandrer aus der Ferne,
Mit Knotenſtock und Blendlaterne,
Trat eine Zwergin, wunderklein
Und hohen Alters, raſch herein.
„Erſchreckt nicht!“ ſprach ſie. „Euch beſuchet
Wohlmeinend des Gebirges Fey.
Wie kommt's, daß ihr dem Schickſal fluchet?
Warum drückt euch des Kummers Blei?
Ich bin nicht arm, und kann entbehren;
Drum ſagt mir offen, was euch fehlt!
Drei Wünſche will ich euch gewähren,
Und ſtracks empfangt ihr, was ihr wählt.“
Die junge Frau war ohne Zaudern
Entſchloſſen, ſchnell heraus zu plaudern,
Daß ihr mit Gold gedienet ſei;
Doch es erlaubte ſich die Fey,
Sie auf die ſchon bewegten Lippen
Mit ihrem Stabe ſanft zu tippen.
„Gemach, mein Liebchen!“ ſagte ſie.
Wir wollen uns nicht übereilen.
Zu raſche Sprünge taugen nie,
Und bringen oft nichts ein als Beulen;
Bedenkzeit aber nie gereut.
Nehmt euch dazu acht volle Tage,
Und wählt und wünſchet recht geſcheidt,
Denn nachher fruchtet keine Klage.“
Das war der Zwergin ernſtes Wort.
Sie machte ſich dann eilig fort,

Und hinterließ die Hochgebieter
Des ganzen Alls der Erdengüter
In einem Meer von Sorg' und Qual
Ob einer dreifach klugen Wahl.
Sie brüteten darob im Stillen,
Und pflogen keinen Rath, aus Scheu,
Es möchte sonst die gute Fey
Den irren, noch nicht festen Willen,
Kaum ausgesprochen, gleich erfüllen.

So schwanden sieben Tage hin.
Zum Gottesdienste rief die Glocke.
Da ging, geputzt wie eine Docke,
Zur Kirche die Frau Amtmännin,
Und ihres Reifrocks Gassenbreite
Trieb alle Menschen auf die Seite.
Frau Rose, die am Fenster stand,
Um an des Städtchens Kleidertand
Die Augen krittelnd zu erlaben,
Sah dies Gesperr, und brach laut aus:
„O welcher Reifrock! Ei, der Daus!
So einen Reifrock möcht' ich haben!"
Das war für sie ein leichter Kauf.
Die Stubendecke that sich auf,
Und wie ein Luftball wogt' und schwebte
Ein Reifrock oben, weiß wie Schnee.
Die Schwätzerin erschrak und bebte,
Und zornig schrie der Mann: „O weh!
Dein Maul gehört in eine Wüste!
Der erste Wunsch ist nun verpufft.
Was thun wir mit dem Prachtgerüste?

Ich wollte, daß es bis zur Gruft
Die Gans am Halſe tragen müßte!“
Flugs ſenkte ſich vom Deckenrand
Der Fiſchbeinrock auf Roſe'n nieder.
Sie floh vor ihm von Wand zu Wand,
Doch er ereilte bald ſie wieder,
Und faß, indem er ſie umfing,
Am Halſe wie ein Eiſenring.
„O welche tolle Spukgeſchichte!“
Schalt ſie, mit grämlichem Geſichte.
„Wir ſind nun quitt, du kluger Mann!
Thu' ſelbſt dein Maul in öden Bann!
Es hat ſo gut als meins gepudelt,
Und uns den zweiten Wunſch verhudelt.“
Er mühte ſich, mit manchem Fluch,
Den Bogenrock beiſeit zu bringen;
Doch widerſtanden dem Verſuch
Die zauberfeſten Bänderſchlingen.
Nicht Hand und Zahn, nicht Säg' und Beil,
Erkämpften das bezielte Heil,
Und Roſe ſah mit Angſt und Schrecken,
Sie müſſe fort und immerdar,
Wie ihres Mannes Anwunſch war,
Im ſchnöden Glockenkäfig ſtecken.
Nun zwang das bittre Kräutlein Muß
Die armen Leute zum Entſchluß,
Um Roſe'ns Kerkernoth zu enden,
Den letzten Wunſch daran zu ſpenden.
Sie baten ſich dann höflich aus,
Daß ſeines Weg's der Reifrock gehe.
Da flog er plötzlich in die Höhe,
Und eine Stimm' erſcholl durch's Haus:

„Das Glück kommt freundlich oft gegangen,
Doch wendet ſich der holde Gaſt,
Wenn du, geſchickt ihn zu empfangen,
Den nöthigen Verſtand nicht haſt.“

A. H. C. Langbein.

Der Goldfaſan.

Es war einſt eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles ſchrie nach Brod.
Ein Goldfaſan ſchlich matt und ſchwer
Und ächzend durch den Hain daher.

Ihm ſah ein Specht von ferne zu,
Und ſagte: „Freund, was ächzeſt du?
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So haſt du Brod auf lange Zeit.“

Dem Goldfaſan gefiel der Rath;
Er ſetzte ſeinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamſter ab,
Der ihm dafür viel Körner gab.

Nun pflegt' er ſich bei Fürſtenkoſt,
Doch plötzlich kam der Winterfroſt,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und ſtarr.

„O weh mir!“ ſprach er nun zum Specht,
„Mein guter Freund, dein Rath war ſchlecht!
Ich weiß, man ſtirbt aus Hungersnoth,
Doch wer erfriert, iſt gleichfalls todt.“

G. C. Pfeffel.

VII.

Stolz und Eitelkeit.

Die Korallen und die Perlenmuſchel.

An einem Korallenfelſen im Meer hatte ſich eine Perlenmuſchel feſtgeſetzt. „Was willſt du, armſeliges Geſchöpf!“ begann das ſtolze Korallengewächs, in deſſen Aeſten es hing. Meinſt du dich zu unſrem Werthe zu erheben, indem du dich bei uns eindrängſt? Siehe, herrlich hat die Natur uns gebildet; lieblich gleich den Bäumen iſt unſre Geſtalt, und unſre Dauer kann mit dem Felſen ſich vergleichen. Daher iſt unſer Werth unermeßlich, und nichts darf ſich uns gleichſtellen im Reiche der Natur. Gierig ſtreckt der Menſch ſeine Hände nach uns aus, und ſcheut nicht den gefährlichen Aufenthalt in der Tiefe um unſern Beſitz. Darum hinweg von uns, armſeliger Fremdling, daß dich der erfahrene Taucher nicht erblickt in unſrer Gemeinſchaft, und ein Aergerniß an dir nehme!“ Alſo ſprachen die ſtolzen Korallen. Die Muſchel aber ſchwieg, und ſetzte ruhig ihre Perlen an. Als aber der Taucher hernieder kam, und die Muſchel ſah, langte er zu allererſt nach derſelben, und bewahrte ſie mit ängſtlicher Sorgfalt. Da ſchwiegen die Korallen, und ſahen ſich verlegen an.

„Wie mag es nur kommen, daß dieſes unanſehnliche Schaalthier uns gleich gehalten wird an Werth und Nutzen?“ ſprachen ſie; denn die thörichte Eitelkeit wird leicht irre an ſich ſelbſt, wenn Andere die Huldigungen empfangen, die ſie ſich verſprach. Als aber die Muſchel geöffnet ward, und die köſtliche Perle hervorſtrahlte in ihrer ſeltenen Pracht, und der Eigenthümer ihren Werth zehnmal höher anſchlug, als den der Korallen, da errötheten dieſe noch höher vor Stolz und Scham, und ſie beredeten ſich unter einander, und ſprachen zu dem Kaufmann: „Wenn dieſe Perle dich freut, ſo magſt du's vor allen unſrer Sorgfalt danken. Wir haben die Muſchel gepflegt, als ſie bei uns einkehrte; darum iſt ſie alſo gediehen.“ Wohl vernahm die Perle die anmaßende Rede. Aber ſie ſchwieg, und ſtrahlte in ruhiger Klarheit empor.

Agnes Franz.

Der Hamſter und die Ameiſe.

„Ihr armſeligen Ameiſen!“ ſagte ein Hamſter, „verlohnt es ſich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein Weniges einzuſammeln? Wenn ihr meinen Vorrath ſehen ſolltet“ — „Höre,“ unterbrach ihn eine Ameiſe, „wenn er größer iſt, als du ihn brauchſt, ſo iſt es ſchon recht, daß die Menſchen dir nachgraben, deine Scheuern ausleeren, und dich deinen räuberiſchen Geiz mit dem Leben büßen laſſen.“

G. E. Leſſing.

Der Beſen.

Als von der Birke ſtruppigem Haar
Der erſte Beſen gebunden war,
Wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren,
Und forderte, man ſollt' ihn verehren.
„Wie käm' ich, „ſprach er, „zum Dienſt als Knecht?
Ich zähle mich zu der Blumen Geſchlecht;
Und das zu erweiſen bedarf's nicht viel:
Ich habe ſo gut als ſie einen Stiel."
Darüber lachte das ganze Haus,
Und ſagte: „Der Stiel macht's noch nicht aus!
Willſt du den Rang der Blumen erſtreiten,
So mußt du ſüßen Geruch verbreiten."

Das paßt auf jeden verdienſtloſen Stolz,
Der Anſprüche macht, wie jenes Holz.

A. J. C. Langbein.

Das Schachſpiel.

Im Schachſpiel hohnte einſt ein ſchneller weißer Läufer den zunächſt vor ihm ſtehenden ſchwarzen Bauer. „Wohl meiner Parthei, wenn alle deine Cameraden dir gleichen! Wie nichtsnützig und langſam! Ahme mir nach, du Träger!" So rief er, und ſchoß blitzſchnell über ſieben Felder hinweg. Der Bauer ſchwieg, ging Schritt vor Schritt, ruhte dann und wann zu halben Stunden aus, und ward endlich zur — Königin, während der raſche Läufer noch immer war,

was er stets dienen mußte, ein sehr entbehrlicher Läufer. „Spottete nicht jener Elende," rief die neue Königin, „meiner ehemaligen Niedrigkeit? Laßt doch sehen, ob sein Spott auch jetzt noch aushält?" Sie griff ihn an, und der Arme fiel vor ihr auf den ersten Zug. „Ist diese Rache nicht süß?" rief die Siegerin einem Bauern zu. „Süß zwar," erwiederte dieser, „doch auch eine Verrätherin deines vorigen dürftigen Ursprungs; denn der wahre Edle rächt sich nicht."

A. G. Meißner.

Der Maler und sein Meister.

Ein junger Maler hatte ein vortreffliches Bild gefertigt, das beste, das ihm je gelungen war. Selbst sein Meister fand nichts daran zu tadeln. Der junge Maler aber war so entzückt darüber, daß er unaufhörlich das Werk seiner Kunst betrachtete, und seine Studien einstellte. Denn er glaubte, sich nicht mehr übertreffen zu können. Eines Morgens, als er von neuem seines Bildes sich zu freuen gedachte, fand er, daß sein Meister das ganze Gemälde ausgelöscht hatte. Zürnend und weinend rannte er zu ihm, und fragte nach der Ursache des grausamen Verfahrens. Der Meister antwortete: „Ich hab' es mit weisem Bedacht gethan. Das Gemälde war gut, als Beweis deiner Fortschritte, aber es war zugleich dein Verderben." — „Wie so?" fragte der junge Künstler. „Lieber," antwortete der Meister, „du liebtest nicht mehr die Kunst in deinem Bilde, sondern nur dich selbst. Glaube mir, es war nicht vollendet, wie es auch uns so schien; es war nur eine Studie. Nimm den Pinsel, und siehe, was du von neuem erschaffest. Laß dich das Opfer nicht gereuen. Das Große muß in dir sein, ehe du es auf

die Leinwand zu bringen vermagſt.“ Muthig und voll Zutrauen zu ſich und ſeinem Lehrer, ergriff er den Pinſel, und vollendete ſein herrlichſtes Werk: das Opfer der Iphigenia. Denn der Name des Künſtlers war Timanthes.

A. A. Krummacher.

Die Eulen.

Der Uhu, der Kauz und zwei Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
„Wir ſingen, doch heißt es, wir heulen:
So grauſam betrügt uns der Neid.
Wir hören der Nachtigall Proben
Und weichen an Stimme nicht ihr.
Wir ſelber, wir müſſen uns loben;
Es lobt uns ja keiner, als wir.“

F. v. Hagedorn.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen. Kühn miſchte ſie ſich, als ſie hinlänglich geſchmückt zu ſein glaubte, unter dieſe glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und ſchnell fielen die Pfauen mit ſcharfen Schnäbeln auf ſie, um ihr den betrügeriſchen Putz zu entreißen. „Laßt mich!“ ſchrie ſie endlich; „ihr habt nun all' das Eure wieder.“ Doch die Pfauen, welche einige von den eigenen

glänzenden Schwungfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetzten: „Schweig, armſelige Närrin! auch dieſe können nicht dein ſein!“ und hackten weiter.

G. E. Leſſing.

Der Sago.

„Wer biſt du, ſeltſamer Fremdling?“ fragte der Reis den Sago. „Faſt ſcheinſt du ein Samenkorn zu ſein, aber ſo eigentlich biſt du's doch wohl nicht.“ — „Vernimm,“ antwortete der Sago, „ein Samenkorn bin ich nicht, aber ich bin der Sohn des edelſten der indiſchen Palmenbäume. Erzeugt und gebildet aus ſeinem innerſten Marke, durchwandre ich nun die Welt, um überall den Ruhm meines Vaters zu verkünden.“ — „O ſchweig!“ rief der Reis. „Was hilft dir und Andern der Adel deines berühmten Vaters, wenn du dieſen Ruhm nicht fortzupflanzen vermagſt.“

K. J. Kretſchmann.

Der Apfelbaum.

In dem hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums ließ ſich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward ſo ſtolz darauf, daß er andere Bäume verachtete. Da rief ihm ein Roſenſtock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! Iſt deine Frucht darum weniger herb? In dieſe treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagſt, und dann wird der Menſch dich ſegnen.“

G. E. Leſſing.

Der Epheu.

Der Epheu hatte ſich an eine Gartenmauer gelehnt und ſie zuletzt ganz überzogen. „Keinen treuern Freund, als mich," ſprach er ſtolz, „konnte ſie in der Welt finden. Ich verſchönere ſie, halte ſie kühl im Sommer und im Winter warm. Sie gibt mir weder Lohn noch Unterhalt. Folglich iſt auf meiner Seite wahre Großmuth und uneigennützige Freundſchaft." — „Die ich völlig ſatt habe!" ſprach der Gärtner. „Deine Wurzeln durchgraben den Grund, deine Häkchen bohren ſich durch Kalk und Ziegel, und der Regen, der ſich in ihr ſammelt, zerſtört die Mauer. Schein iſt nicht Sein, und Freundſchaft durchaus nicht edel, wenn ſie nicht wohlthätig iſt."

K. J. Kretſchmann.

Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau ſprach eine Krähe:
„Was magſt du dich doch in der Sonne drehn?
Wenn einmal nur dein Blick auf deine Füße ſähe,
So würde dir der Stolz vergehn,
Mit welchem du die Federnſpiegel
Des Schweifes aus einander ſpannſt." —
„Beſieh," verſetzt der Pfau, „doch deine grauen Flügel,
Wenn du vor dir dich ſehen kannſt!
Das, was dein Aug' an Andern ſahe,
Wird Andern nicht an dir entgehn;
Wir ſtehn uns ſelber viel zu nahe,
Um unſre Fehler ſelbſt zu ſehn."

C. A. Tiedge.

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleiſch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen ſeines Nachbars hingeworfen hatte, in ſeinen Klauen fort. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als ein Fuchs ſich herbei ſchlich, und ihm zurief: „Sei mir geſegnet, Vogel des Jupiter!“ — „Für wen hältſt du mich?“ fragte der Rabe. „Biſt du,“ erwiederte jener, „nicht der rüſtige Adler, der täglich zur Rechten des Zeus auf dieſe Eiche herabkommt, mich Armen zu ſpeiſen? Warum verſtellſt du dich? Sehe ich nicht in der ſiegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich ſendet?“ Der Rabe erſtaunte, und freute ſich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß,“ dachte er, „den Fuchs in dieſem Irrthum laſſen.“ Großmüthig ließ er ſeinen Raub herabfallen, und flog ſtolz davon. Der Fuchs fing das Fleiſch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verwandelte ſich die Freude in Schmerz. Das Gift fing an zu wirken, und er verreckte. — Möchtet ihr euch nie etwas anders, als Gift, erloben, verdammte Schmeichler!

G. E. Leſſing.

Die Nachtigall.

In einem Walde, dem bisherigen Wohnſitz geringer Vögel, verirrte ſich eine Nachtigall, und ſtimmte ihren klagenden Zaubergeſang an. Alles ſtaunte, und der größte Theil bewunderte. „Das heiß' ich ſchön!“ rief ein Zeiſig. „Weg mit dem bisherigen Geſange!

Auf dieſen nur befleißige ich mich künftig.“ Er that es, und Alle lachten, denn immer erſchollen für Einen Philomelenton zehn gemeine Zeiſigtöne. „Laß ab!“ rief endlich einer ſeiner Brüder. „Guter Wille erſetzt noch nicht den Abgang der Kräfte. Man muß Philomelens Kehle haben, um wie Philomele zu ſingen.“

A. G. Meißner.

Der Wolf.

Ein junger Wolf, der zuerſt im Treffen gegen den Leoparden feigherzig ſeine Glieder verlaſſen, ward vor des Löwen Richterſtuhl gezogen, und erhielt von dem erzürnten Monarchen das Urtheil, zwölf Streiche und den Verluſt eines Ohrs leiden zu müſſen. „Mir das?“ rief der Verurtheilte und kniete nieder. „Mir, deſſen Vater einſt in einem gefährlichen Aufſtande deinen wankenden Thron erhielt, und dafür mit dem höchſten Adel beſchenkt ward?“ — „Du haſt Recht,“ erwiederte der Löwe lächelnd. „Der Sohn eines ſolchen Vaters verdient Unterſcheidung. Man gebe ihm vier und zwanzig Streiche, und ſchneide ihm beide Ohren ab.“

A. G. Meißner.

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was ſpricht man,“ fing er an zu ſchreien,
„Was ſpricht man in der Stadt von meinen Melodeien?

Was ſpricht man von der Nachtigall?“ —
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“ —
„Und von der Lerche?“ rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“ —
„Und von der Amſel?“ fuhr er fort.
„Auch dieſe lobt man hier und dort.“ —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen.
„Was,“ rief er, „ſpricht man denn von mir?“ —
„Das,“ ſprach der Staar, „das weiß ich nicht zu ſagen,
Denn keine Seele ſpricht von dir.“ —
„So will ich,“ fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.“

C. F. Gellert.

Der Mond und die Sterne.

Die Sterne verklagten den Mond bei ſeiner Königin, der Sonne. „Dieſer Prahler,“ ſprachen ſie, „unterfängt ſich, den ſelbſtſtändigen Schimmer, der uns ſchmückt, durch ſeinen erborgten Schein zu verdunkeln. Nimm ihm zur Strafe dieſen Glanz, den er mißbrauchte.“ Die Sonne kam. Der Mond verlor ſeinen Schein. Aber der Sterne ſtolzer Schimmer verſchwand ebenfalls.

K. J. Kretſchmann.

Der Weinſtock und die Fruchtbäume.

„Dieſes elende Geſtrüpp, unſer Nachbar!“ riefen einige Fruchtbäume, als der Gärtner in ihrer Nähe einen Weinſtock pflanzte. „Unfähig, ſich ſelbſt emporzuhalten, unfähig, den kleinſten Schutz gegen Sonnenſtrahlen und Hitze zu gewähren, unfähig, ſelbſt dem geringſten Vogel zum Neſte zu dienen, was ſoll er hier? Welche Frucht vermag er zu bringen?“ — „Eine, die ihr nie zu geben vermögt,“ war die Antwort des Gärtners. „Eine Frucht, die an Feuer und Milde zugleich die eurigen alle beſchämt. Wartet nur, ihr unſeligen Schwätzer, bis zum nächſten Herbſt, und die Götterfrucht der Traube wird euch alle mit Neid erfüllen.“ So ſtrafte der Gärtner die murrenden Bäume, und ſeine Prophezeihung ward buchſtäblich erfüllt. Tief hatte den Weinſtock jener Spott verletzt. Als nun ſeine Trauben herrlich prangten, glaubte er, der Tag der Vergeltung ſei gekommen, und rieth dem Gärtner, alle übrigen Bäume auszurotten und das Land umher nur mit Reben zu bepflanzen. „Nicht doch!“ erwiederte der Gärtner. „Du biſt brav, aber vergiß nicht, daß dein Werth nicht jedes andere Verdienſt ausſchließt. Vergiß nicht, daß du doch nur hauptſächlich zum Vergnügen, und zum Trank an Feſttagen prangſt, die Früchte jener Bäume aber zum Nutzen und zur Alltagskoſt reifen.“

A. G. Meißner.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugeborenen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einen Schwan, als zu dem, was ſie war, geboren zu ſein. Sie ſon-

derte ſich ab von ihres Gleichen, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teich umher. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte; bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Anſehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans blieb, ohne ein Schwan zu werden.

G. E. Leſſing.

Der Komet und die Rakete.

Als ſich einſt ein großer Komet ſehen ließ, ſtieg eine Rakete raſch empor und begrüßte ihn als ihren Bruder. „Der raſche Flug," ſprach ſie, „der feurige Schweif, die kurze Dauer ſogar, alles ſpricht für unſre nahe Verwandtſchaft." — „Werk der Kunſt und Beute des Zufalls!" erwiederte der Komet, „vergiß nicht meine von Ewigkeit her beſtimmte Bahn und meine Wiederkehr!" In demſelben Augenblicke zerplatzte die Rakete, und ihre Sternlein erloſchen. Ein bloßer Stab ſank ſie zur Erde, und ihrer ward nicht mehr gedacht.

K. F. Kretſchmann.

Der Mond.

Des Mondes holder Schimmer hüllte
In Silberflor den Buſen der Natur.
Ein Schäferhund, der Cerberus der Flur,

Erblickte das Geſtirn; in ſeiner Galle kochte
Geheime Wuth; er hob den Kopf empor,
Und bellte, was er bellen mochte.
Schon eine Stunde trieb der Thor
Den wunderlichen Krieg; ſchon war er matt und heiſer,
Als ihn ein nachbarlicher Hahn
Im Toben unterbrach. „Glück zu, Herr Bullenbeißer!“
Rief er, „was wandeln dich für Grillen an?
Du haderſt mit dem Mond, daß uns die Ohren gellen,
Und brüllſt umſonſt dir deine Kehle wund;
Er hört dich nicht.“ — „Ei, was!“ verſetzt der Hund,
„Man hört ſich ſelber gerne bellen.“

G. C. Pfeffel.

Raphael's Pinſel.

Neben dem Pinſel Raphael's lag der Pinſel eines ſeiner Schüler, und warf ſpottend ſeinem Nachbar den Unterſchied ihrer Würde vor, weil jener nur Stümperarbeit, er hingegen Meiſterſtücke für die ſpäte Nachwelt ſchaffe. „Wahrlich, den Zank könnet ihr euch erſparen!“ rief ein Gemälde ihnen zu. „Ihr ſeid beide nichts ohne die Hand, die euch führt, und die, wenn ſie euch verlöre, tauſend eures Gleichen ohne Mühe wieder fände.“

A. G. Meißner.

Der Schüler des Phidias.

Phidias muſterte einſt die Arbeiten ſeiner Schüler, und ertheilte einem der jüngſten das Lob, daß er ſchon ziemlich viel für ſeine Jahre leiſte. Ein lächerlicher Stolz bemächtigte ſich ſofort des Jünglings. „Was Phidias ſelbſt ſchon lobt, das wird die Menge bewundern und anbeten!“ So ſprach er zu ſich ſelbſt, und ſtellte ſein Kunſtwerk in offener Verſammlung aus. Bald erkannte man die Schülerarbeit. Verſpottet, ausgeziſcht, vom Pöbel ſogar beleidigt, floh der Arme heim, beklagte ſich bei Phidias über die erduldete Schmach und zugleich über das unverdiente Lob, das die Urſache ſeines Unfalls ſei. „Nicht doch!“ erwiederte Phidias lächelnd. „Wer hieß dich in meinem Urtheil die vorſichtig gewählten Worte: für deine Jahre, leichtſinnig überhören oder vergeſſen? Oder wußteſt du nicht, daß manches als Anfangsübung gut ſein kann, was äußerſt ſchlecht zum Probeſtück taugt?“

A. G. Meißner.

Die Grille und die Nachtigall.

„Ich verſichere dich,“ ſprach die Grille zu der Nachtigall, „es fehlt meinem Geſange gar nicht an Bewunderern.“ — „Nenne mir ſie doch!“ erwiederte die Nachtigall. „Die arbeitſamen Schnitter,“ ſprach die Grille, „hören mich mit großem Vergnügen, und daß dies die nützlichſten Leute in der menſchlichen Geſellſchaft ſind, wirſt du doch nicht leugnen wollen.“ — „Das will ich nicht,“ ſagte die Nachtigall, „aber deshalb darfſt du nicht ſtolz ſein auf ihren Beifall. Ehr-

lichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nicht eher etwas ein auf dein Lied, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht."

G. E. Lessing.

Der Singvogel und der Tiger.

Ein kleiner, aber vorzüglicher Singvogel kam an des Tigers Hof. „Du bist," sprach er, „so reich und mächtig. Gönne mir täglich nur einige Brocklein deines unermeßlichen Vorraths. Ich verlange sie nicht umsonst. Meine Lieder sollen deinem Ruhm geweiht sein." — „Meinem Ruhm!" antwortete der Tiger mit verächtlichem Lächeln. „Fürwahr, der müßte sehr klein sein, wenn ein so kleines Geschöpf etwas zu seiner Vergrößerung beitragen könnte." — „Auch nicht zu seiner Verminderung?" rief der beleidigte Sänger, flog hinweg, setzte sich auf einen der höchsten Bäume des Waldes, und stimmte ein Lied an, das mit den grellsten Farben die Grausamkeit und die übrigen Fehler des Tigers schilderte. Bald drang dieser Gesang zu den Ohren der übrigen Thiere. Mehrere freuten sich darüber, nicht wenige erlernten das Gehörte, und sangen es nach. Wie zürnte der stolze Tiger! Wie gern hätte er nun für die wenigen ersparten Brosamen tausendfach so viel hingegeben! Doch nicht auf Besserung seiner Fehler, auf Rache sann der ergrimmte Tiger, und seine lauten Drohungen sprachen von der schmerzlichsten Strafe, wenn er des Sängers habhaft würde. „Spare deinen Zorn!" rief dieser spottend. „Ich bin unstät und flüchtig. Ueberall tragen mich

meine Schwingen hin. Ueberall ſind' ich auch, wenn gleich mit Mühe, ein nährendes Würmchen. Und geſetzt, ich fiele ſogar einſt in deine Klauen: ſterben meine Lieder mit mir? Willſt du alle die Tauſende erwürgen, die ſie hörten und ſich darüber freuten?"

A. G. Meißner.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte,
Warf vom durchſichtigen Geſpinnſte
Die Spinne manchen finſtern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich in's Haus getragen,
Er ſah der Spinne lange zu,
Und ſprach zuletzt: „Was webſt denn du?" —
„Unwiſſender!" läßt ſich die Spinn' erbittert hören,
„Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit."
Doch kaum ertheilte ſie den trotzigen Beſcheid,
Da reißt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

C. F. Gellert.

Der Frühlingsſchnee.

Mitten am ſchönſten Frühlingstage ließ eine Schneewolke ihre ganze Laſt auf die Erde herabſinken, und Thal und Hügel wurden weiß gekleidet. „Wir haben die Geſtalt des Landes verändert; wir haben den Lenz verjagt, haben den Winter im Triumph zurückgebracht!“ So riefen die niedergefallenen Schneeflocken. „Jauchzt doch nicht ſo laut und früh!“ erwiederte die Erde. „Dieſe Veränderung iſt viel zu ſchnell, um dauerhaft zu ſein.“ Indem ſie dies ſagte, brach die Sonne durch's Gewölk, und der Schnee zerfloß.

A. G. Meißner.

Das Pferd und das Füllen.

Ein edler brittiſcher Wallach,
Der auf dem Eis ein Bein zerbrach,
Kroch martervoll nach ſeinem Stalle,
In dem ein rundes Füllen fraß.
„Ei, guter Oheim, was iſt das?“
Rief es, „wie kamſt denn du zu Falle?
So raſch ich bin, ſo iſt doch mir,
Gottlob, der Fuß noch nie geglitten.“ —
„Ganz wohl!“ verſetzt das arme Thier,
„Allein du liefſt noch nie im Schlitten.“

So iſt gar oft die Heiligkeit,
Womit ſich kleine Seelen blähen,
Blos Mangel an Gelegenheit,
Die Fehler Andrer zu begehen.

G. C. Pfeffel.

Die Falken.

Ein junger Falk wagte ſeinen erſten Ausflug. Mehrere ſeiner Brüder, jung und alt, ſahen ihm zu, die alten ſchweigend, die jungen mit Hohnlachen; denn der Probeflug war noch wankend und unſicher. Einer der klügſten in der ganzen Schaar nahte ſich dem, der am meiſten lachte. „Ich bedauere dein Gedächtniß!“ ſprach er trocken. „Und warum das?“ — „Es muß kurz, ſehr kurz ſein, da du über Andrer Schwäche auf eben der Eiche ſpotten kannſt, deren Gipfel du umſonſt vor wenig Monden bei ähnlicher Gelegenheit zu erſchwingen dich bemühteſt.“

A. G. Meißner.

Das Kutſchpferd.

Ein Kutſchpferd ſah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wann,“ ſprach es, und fing an die Schenkel ſchon zu heben,
„Wann kannſt du dir ein ſolches Anſehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?“ —
„Schweig!“ rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo wurdeſt du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?“

C. F. Gellert.

Die Statue.

Aus Paros Marmorbrüchen brach ein Arbeiter ein köſtliches Stück Marmor, und Phidias, in deſſen Hände es kam, bildete daraus einen Jupiter, vor welchem ganz Griechenland ehrfurchtsvoll niederſank. „Das haſt du mir zu verdanken!“ rief der Steinmetz, als er bei dem Bilde vorüberging. „Ich war es, der dich aus deiner Schlucht hervor an's Tageslicht brachte.“ — „Und der mich doch,“ ſprach der ſteinerne Gott, „ziemlich ſo ließ, wie er mich fand, als einen unförmlichen Klumpen, den Griechenland ſicher nicht angebetet haben würde. Erſt dieſer Bildung, die Phidias mir gab, gebührt mein Ruhm, und ihm allein daher auch mein Dank.“

A. G. Meißner.

Sammael.

Als Gott den Menſchen aus Staube geſchaffen, und den verweslichen Staub gekrönt hatte mit ſeines Ebenbildes Krone, ſtellte er ihn den Engeln dar und allen Geſchöpfen. Die Schaar der Engel neigte ſich vor ihm, als ihrem jüngern Bruder. Nur einer derſelben, der ſtolze Sammael, ſpottete ſein. „Bin ich nicht,“ ſprach er, „aus Licht geſchaffen worden, nicht aus Staube? Der Feuerſtrom, der vom Thron fließt, gab mir das Weſen, und nicht die zerfallende Erde.“ Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichts; wie Schnee zerſchmolz das Kleid, das ihn umgab und glänzend ſchmückte. Der ſtolzeſte Geiſt erſchien jetzt als der niedrigſte, da ihn die Kraft verließ, die ja nicht ſein eigen war.

J. G. v. Herder.

Der Wunderſtab des Propheten.

„Gürte deine Hüften," ſprach Eliſa zu ſeinem Diener Gehaſi, als ihn die Sunamitin um Erweckung ihres Sohnes anflehte. „Nimm dieſen Stock in deine Hand. So dir Jemand begegnet, ſo grüße ihn nicht, und grüßet dich Jemand, ſo danke ihm nicht; und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz. So wird ſeine Seele wieder zu ihm kehren." Freudig eilte Gehaſi mit dem Wunderſtabe des Propheten, nach welchem er ſo lange getrachtet hatte; denn längſt hatte er ein Wunder zu thun begehrt. „Wo eileſt du hin, Gehaſi?" rief Jehu, der Sohn Nimſi, ihm zu. „Einen Todten zu erwecken!" antwortete Gehaſi, „denn hier iſt der Stab des Propheten." Neugierig verſammelte ſich die Menge, und lief hinter ihm her. Aus allen Flecken und Dörfern, durch welche er zog, eilte das Volk ihm nach, zu ſehn die Erweckung des Todten. Und mit leichten Schritten ging Gehaſi vor ihnen her, und als ſie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz. Aber da war keine Stimme, noch Fühlen. Er kehrte den Stab um, und legte ihn anders, rechts und links, oben und unten. Der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehaſi ward von der Menge verſpottet. Beſchämt kehrte er zurück zum Propheten, und zeigte ihm an und ſprach: „Der Knabe iſt nicht aufgewacht." Da nahm Eliſa den Stab, und eilte gen Sunem, und ging hinein in das Haus, und ſchloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und ſtieg hinauf, und lagerte ſich auf das Kind, ſeinen Mund auf des Kindes Mund, ſeine Augen auf des Kindes Augen, und breitete ſich über daſſelbe, bis des Kindes Leib warm ward. Womit erweckte er den Todten? Mit ſei-

nem ſtillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem ſeiner uneigennützigen, ſelbſtloſen Liebe. „Da nimm hin deinen Sohn!“ ſprach er zur Mutter, und der eitle Gehaſi ſtand beſchämt.

J. G. v. Herder.

Die wohlthätige Stadt.

Ein Reiſender kam zu einer großen, reichen, betriebſamen Stadt, die er ſonſt ſchon beſucht hatte, und fand ſie diesmal ſo über die Maßen laut, regſam und fröhlich, daß er ſich faſt des Todes darüber verwunderte. Glocken ſchallten, Lieder klangen, Stimmen riefen, Muſik ertönte, Equipagen rollten. Es ging in die Kirche, in's Theater, in Concerte, in Declamationen, zu Schmauſereien, zu Bällen, zu Maskeraden, in Kunſtcabinette, zu Kunſtwerken und Kunſtſtücken, in Lotteriebuden, zu Wachsfiguren, zu Schattenſpielen, zu Hundekomödien, zu indianiſchen Gauklern, zum nordiſchen Herkules zu Bereitern und zu wilden Thieren. Ueberall Leben und Freude! Auch wer ſich nicht von der Stelle rührte, bekam das Vergnügen in die Hand. Männer liefen durch die Straße, die es gedruckt von Haus zu Haus trugen — Predigten und Romane, Hymnen und Komödien, Arien und Märſche, Reden und Knittelverſe. „Was iſt denn der Stadt für ein großes Heil widerfahren,“ fragte der Fremde, „daß ich ſie in ſo fröhlicher Bewegung ſehe?“ — „Kein Heil!“ gab ihm ein freundlicher Bewohner zur Antwort. „Das iſt Alles die Folge von einem großen Unglück, das wir vor unſern Augen erlebt haben. Sturm und Donnerwetter und Wolkenbrüche haben eine große Ueberſchwemmung herbeigeführt, und durch eine Art von Sünd-

fluth über Aecker, Wieſen, Dörfer, Menſchen und Vieh Verderben, Mangel und Elend, Noth und Tod verbreitet. Für dieſe Unglücklichen geſchieht dies Alles. Für dieſe Unglücklichen ſchmauſen wir, und collectiren, ſubſcribiren und pränumeriren, agiren, declamiren und muſiciren. Sie ſind es, die uns für die Kunſt enthuſiasmiren, für das Alterthum animiren, für die Natur exaltiren, ſo daß wir uns immerfort amüſiren. Für ſie wird gepredigt und getanzt. Nun erſt befinden wir uns recht wohl, da wir Alles um Gottes willen thun. Nichts als heitere Geſichter, ſelbſt bei den Gelehrten. Wer irgend ein altes Manuſcript, eine beräucherte Abhandlung oder ein langes Gedicht liegen hat, das bisher Niemand kaufen wollte, der läßt es bei dieſer Ueberſchwemmung vom Stapel laufen. Und haben wir auch nicht Zeit, Alles zu leſen, wir ſetzen unſre Namen davor. Alles zum Beſten der Armen!" — „Ei, mein Gott!" ſagte der Fremde ſtaunend, „wie hatte ich mir den Zuſtand hier ganz anders gedacht! Ich glaubte, ich würde die Stadt über das große Unglück ſtill und traurig finden; kein Vergnügen würde mehr ſchmecken wollen; man würde weniger eſſen, weniger trinken, den Ueberfluß von ſich thun, das ſeidene Unterfutter herausſchneiden, ja ſelbſt vom Nothwendigen entbehren, und mit Aufopferung nun ganz für die Tugend leben." — „Die Tugend!" entgegnete der Heimiſche, „ei, da würde ſie ſchön ankommen, wenn ſie uns um die ſüße Gewohnheit des Daſeins und Wirkens, um die geſegnete Mahlzeit bringen wollte! Wozu traurig? Wir ſind herzensgute Menſchen, und laſſen uns auch rühren, aber wir geben immer lieber nach Tiſche, als vor Tiſche. Nein, will die Tugend bei uns Eingang finden, ſo muß ſie ſich an die ſchöne Ausgeberin, an das Vergnügen wenden. Dies flinke Weſen hat den Schlüſſel zur Thür, zum Herzen, zur Caſſe. Und iſt man vorher ſchon fröhlich, ſo wird man's durch die volle Hand noch mehr. Wenn nur geholfen wird! Warum

ſoll die Tugend nicht mit heiterem Geſicht erſcheinen?“ — „So ſo!“ murmelte der Fremde für ſich, „geholfen! Die Tugend mit heiterem Geſicht! Nun, auch nicht übel!“

Fr. Schlegel.

Der Ziegenbock.

Ein Ziegenbock, von etwas eitler Art,
Betrachtete ſein Bild im Spiegel einer Quelle,
Sah's an und wieder an, und ſprach: „Auf alle Fälle
Entſtellt mich dieſer abgeſchmackte Bart!
Und dieſer Auswuchs ſollte der Figur
Gar einen Schein von Würde geben?
Hm! Vorurtheil! er raubt uns nur
Der Jugend Reize, die uns von Natur
Um Kinn und Lippen freundlich ſchweben.“
Im wilden Eifer, der ihn übermannte,
War ſein Entſchluß ſogleich gefaßt.
Er machte hurtig ſich davon, und rannte
Zu einen Affen hin, in voller Haſt,
Den man gemeiniglich Herr Doctor nannte.
Er pflegte Hals- und Beinbruch zu curiren,
Zog jeder Zahn mit Einem Ruck heraus,
Hielt nicht gar viel auf ärztliche Gebühren,
Und machte nebenher ſich nichts daraus,
Trotz ſeiner großen Praxis, zu raſiren.
Er ſchätzte ſich's, wie billig, ſehr zur Ehre,
Da ihm der Bock, ein neuer Kunde, naht',
Beſchnitt verſtändig erſt mit einer Scheere
Den Bart, und ſchabte dann die Haut ſo glatt,
Als ob kein Härlein je darauf gewachſen wäre.

Der frohe Bock bezahlte etwas mehr,
Als üblich, und ging fort mit ſtolzen Schritten;
Doch unterließ der Doctor nicht, ihn nebenher
Um fernere Gewogenheit zu bitten.
Der Thor beſah ſich hundertmal im Spiegel
Der Quelle, die ſich durch Gebüſche wand,
Und kam ſo ziemlich ſpät zu einem Hügel,
Wo er ein Häuflein Ziegen weidend fand.
Die muntre Schaar blieb voll Verwund'rung ſtehn,
Und Jeder rief: „Wer hat ſo was geſehn?
Sprich, Bruder, welch verruchte Hand
Hat deinen Schmuck, den Bart, entwandt?“ —
„Ihr irrt!“ begann der Bock, „ſeit langen Zeiten
Hat, was ihr Zierde nennt, der Menſch verbannt;
Wird auch der Bart gepflegt von manchen Leuten,
So iſt das jugendlicher Unverſtand.
Warum denn ſollen wir noch Bärte tragen,
Und dieſes Vorurtheil nicht abzulegen wagen?
Daß er uns alt und häßlich macht,
Das iſt es, was wir von dem Zierrath haben.
Drum werden wir denn auch von kecken Knaben,
Wenn wir bedächtig durch ein Dörflein traben,
Am Bart gezupft, und weidlich ausgelacht.“ —
„Freund,“ ſprach ein alter Bock, „du irrſt!
Sieh, lebteſt du nicht unter Ziegen,
Weit minder würd' ich Deine Anſicht rügen;
So aber mußt du dich ſchon in das Schickſal fügen,
Daß du uns allen zum Gelächter wirſt.“

Leicht könnt' auch euch dies Schickſal treffen,
Die ihr bemüht ſeid, jeden Modetand,
Gleichviel, ob er für unſer Vaterland
Sich ſchicken möge, ſklaviſch nachzuäffen.

A. Doering.

Der Ueberwinder der Welt.

Im fernſten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieſes. Er trank von ſeinem erquickenden Waſſer, und labte ſich ſehr; er wuſch darin ſeine Augen und ſchien verjüngt; er verfolgte den Strom durch ferne Wüſten, und kam an die Pforte des Paradieſes. „Thut mir auf!“ ſprach er. „Ich bin der Ueberwinder der Welt, der König der Erde.“ Aber ihm ward zur Antwort: „Du biſt mit Blut befleckt! Weiche! Dies iſt die heilige Pforte, wo nur die Gerechten eingehn.“ — „So gebt mir,“ rief der König, „wenigſtens ein Andenken, daß ich hier geweſen.“ Man reichte ihm einen Todtenſchädel. Unwillig nahm er denſelben. Der Schädel in ſeinen Händen ward immer ſchwerer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß ihn zuletzt alles Gold ſeiner Eroberungen, die Schätze Perſiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weiſen, und fragte ihn, was das bedeute. „Das Menſchenhaupt biſt du!“ antwortete der Weiſe. „So lange deine Augen offen ſtehen, kannſt du nicht geſättigt werden mit Gold und Silber. Aber ſiehe! Hier ſtreue ich Staub auf den Schädel, und bedecke ihn mit einer Handvoll Erde. Der Todtenſchädel wird leicht werden, wie jeder andere Schädel.“ Er that's, und es geſchah. Und bald ward der Spruch erfüllt. Alexander ging zurück mit ſeinem Heer und ſtarb in Babel. Sein Reich zerfiel, und des Ueberwinders Haupt lag da, wie ein anderer Schädel.

J. G. v. Herder.

Die Gans und der Hund.

Eine Gans ging am Rande eines Teiches und fütterte ihre Jungen. Gänse in solchen Lagen sind bekanntlich höchst aufgeblasen und stolz und übertrieben ängstlich. Kam irgend ein anderes Thier, ohne die geringste böse Absicht, zufällig denselben Weg, gleich fuhr die Gans zischend darauf los. „Der Teich," rief sie, „ist mein, und ich will mein Recht daran behaupten, und meine Ehre aufrecht erhalten, so lange ich einen Schnabel habe zum Zischen oder einen Flügel zum Flattern." So trieb sie hinweg Enten, Tauben und Hühner; ja selbst das schlaue Käuzlein sah man vor ihr Reißaus nehmen. Indeß schlenderte ein feister Bullenbeißer den Weg daher, und wollte, ohne an etwas Arges zu denken, einen Schluck Wasser aus dem Teich schlürfen, weil er durstig war. Aber die wachehaltende Gans flog auf ihn zu, wie eine Furie, pickte nach ihm mit dem Schnabel, und schlug ihn mit den Federn. Der Hund ward böse, und hatte zwanzigmal im Sinne, ihr einen Biß zu versetzen. Doch unterdrückte er seinen Unwillen, weil sein Herr in der Nähe war. „Du Närrin!" rief er. „Wer weder Kraft noch Waffen zum Fechten hat, sollte doch wenigstens höflich sein." Mit diesen Worten ging er zum Teiche, stillte seinen Durst, allem Zischen der Gans zum Trotz, und folgte seinem Herrn.

O. Goldsmith.

Der Hahn und die Gans.

Auf einem Hof, wo Hühner, Gänſ' und Enten
Ihr Futter ſuchten, war ein Hahn zu ſchau'n,
Ein Freund von Grüßen und von Complimenten;
Doch galten ſie nur einzig ſeinen Frau'n.
Er ſchätzte keinen ſonſt, als ſeines Gleichen,
Und wer vielleicht auf ſeinem Pfad
Zufällig ihm entgegentrat,
Dem rief er trotzig zu, ihm auszuweichen.

So ſprach er einſt, mit frecher Ungebühr,
Zu einer Gans: „Platz da, du dummes Thier
Von niedrem, grundgemeinem Schlage!
Es ſteht ein Edelmann vor dir.
Siehſt du nicht, daß ich Sporen trage?"

Für dumm, wie ſie der Hahn genannt, zu gelten,
Verdroß die brave Gans mit Recht.
Schon in der Menſchen Munde traf nicht ſelten
Der Vorwurf ſie und ihr Geſchlecht.
Sie ſprach: „O Eitelkeit! Wer zweifelt denn daran,
Daß ihr ein ächter Edelmann?
Ich laſſ' euch euren Rang ganz unbeſtritten.
Nicht an den Sporen blos ſieht man's euch an,
Man merkt es auch an euren Sitten.
So übermüthig und ſo keck ihr ſeid,
So tadelnswerth iſt euer Leben.
Um Einen Umſtand nur hervorzuheben,
Bezähmt doch eure Sinnlichkeit!
Bleibt Einer Frau treu und ergeben,
Statt ſtets nach wechſelndem Genuß zu ſtreben.

Nach eurer lockeren Moral
Vermehrt ihr täglich eurer Weiber Zahl,
Und huldigt mitten in der Chriſten Land,
Der Türken Brauch und heidniſchen Geſetzen.
Ich kann, nach meinem wenigen Verſtand,
Nicht eine ſolche Lebensweiſe ſchätzen.
Durch dieſes lockre Eheband
Entehrt ihr euch und euren Stand.
Worin ſoll ich denn euren Werth nun ſetzen?
Mir iſt nichts Rühmliches von euch bekannt.
Trifft endlich euch das Todesloos,
Und werdet ihr, wie ich, gebraten,
So ſchweigt die Welt von euren Thaten,
Und euer Nachruhm iſt nicht groß."

Der Hahn ſchien wie auf's Haupt geſchlagen,
Als er dies kecke Wort vernahm,
Und ſchüttelte nur, ohne was zu ſagen,
Etwas bedenklich ſeinen Kamm.

„Seht," ſprach die Gans, „wenn ich von meinem Stamm,
Den ihr ſo ſchmäht, ein wenig Rühmens mache,
So glaubt mir, gnäd'ger Herr, daß nicht
Mich Eitelkeit dabei beſticht;
Denn Prahlerei iſt gar nicht meine Sache.
Mein Ruhm iſt feſt begründet weit und breit;
Werft euren Blick in die Vergangenheit.
Sie zeigt euch, daß wir Gänſ' es waren,
Die weiland muthig und in Schaaren
Durch unſern Ruf das Capitol befreit.
Selbſt abgeſehn von unſern zierlichen Geſtalten,
Dem ſchlanken Hals, den Federn weiß und zart,
Hat ſeit der Zeit und bis zur Gegenwart
Sich unſer Werth ganz ungeſchwächt erhalten.

Wer nächtlich ruht auf weichem Pfuhl,
Ermüdet von des Tages Laſt und Plagen,
Dankt er's nicht uns? Und nun von unſerm Kiel,
Was wäre da nicht Rühmliches zu ſagen?
Wie wär' es ohne unſre Federſpulen
Um Kunſt und Wiſſenſchaft beſtellt?
Um Kanzeleien und um Schulen?
Wo gäb' es einen Autor in der Welt?"

Aus einem Fenſter, von dem Hof nicht weit,
Vernahm dies Zwiegeſpräch ein Dichter,
Und miſchte ſich ſogleich als Richter
In dieſen wunderlichen Streit.
Er rief: „Haſt Recht, du gute Gans, haſt Recht!
Heil dir und deinem wackeren Geſchlecht!
Denn ohne dich, wie ging' es uns Autoren?
Wir wären insgeſammt verloren."

H. Doering

Der Gelehrte.

Ein Chineſe, der eine lange Reihe von Jahren die Werke des Confucius ſtudirt hatte, der die Schriftzüge von vierzehntauſend Wörtern kannte, und den größten Theil jedes chineſiſchen Buchs, das ihm vorkam, leſen konnte, nahm ſich einſt vor, eine Reiſe nach Europa zu machen, um zu ſehen, wie weit denn das Volk dieſes Landes in ſeinen Kenntniſſen vorgerückt ſei. Bei ſeiner Ankunft in Amſterdam trieb ihn ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften in einen Buchladen, und da er in Canton und beſonders auf dem Schiffe

etwas Holländiſch gelernt hatte, fragte er den Buchhändler höflich nach den Werken des unſterblichen Tirofu. — „Tirofu? Tirofu?“ wiederholte der Buchhändler. „Nein, mein Herr, den Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört. Einen ſolchen Schriftſteller giebt es gar nicht in der Welt.“ — „Wie?“ rief unſer Reiſender, „dazu hat der große Mann Tag für Tag gearbeitet und die Nachte durchwacht, darum gehungert bis an ſeinen Tod, um ſich einen Namen zu machen, den man außerhalb China auch nicht einmal kennt!“

O. Goldſmith.

VIII.

Undank und Neid.

Sonne und Mond.

Vom Rath des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmament glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit.“ Er sprach's und es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt; die Erde jauchzte; ihr dufteten die Kräuter; die Blumen schmückten sich. Neidend stand das andre Licht, und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen,“ sprach es murrend zu sich selbst, „zwei Fürsten auf Einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste sein?“ Und plötzlich schwand, vom innern Gram verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft, und ward das Heer der Sterne. Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!“ Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, so stehest du halb oder

ganz verfinſtert da, wie jetzt. Doch, Kind des Irrthums, weine nicht! Der Erbarmer hat dir deinen Fehl verziehen, und ihn in Wohl verwandelt. „Geh,“ ſprach er, „ſprich der Reuenden tröſtend zu; auch ſie in ihrem Glanze ſei Königin. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balſam ſein, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenſtrahl Ermattete mit neuer Kraft belebt.“ Getröſtet wandte ſich Luna, und ſiehe, da unſtoß ſie jener Glanz, in welchem ſie jetzt noch glänzt. Sie trat ihn an, den ſtillen Gang, den ſie jetzt noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jede Thräne, ſucht ſie, wen ſie erquicke; ſie ſucht, wen ſie tröſte. — Hüte dich vor dem Neide. Der Neid hat Engel vom Himmel geſtürzt; er hat die holde Geſtalt der Nacht, den ſchönen Mond, verdunkelt.

J. G. v. Herder.

Die Roßdecke.

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordſturm heulte durch den Forſt
Und ſtürzte ſchneebelad'ne Fichten;
Der Adler floh in ſeinen Horſt.
Da ſchauderte, gebeugt vom Jammer,
Ein Greis in ſeiner öden Kammer.
Die Wände flimmten ſilberweiß,
Gleich ſeinem Bart, von Reif und Eis.

Ihn trieb der Froſt in eins der Zimmer
Des ſtolzen Ritters Balduin.
Hier funkelte des Goldes Schimmer
Am Prachtgeräth und am Kamin.

Rings strahlten im Krystall der Spiegel
Des Feuers hochgeschwung'ne Flügel,
Und süßer Wohlgeruche Duft
Durchschwamm die mild erwärmte Luft.

Der Alte schob sich einen Sessel
Dicht an des Marmorheerdes Rand,
Um von des Frostes harter Fessel
Zu lösen die erstarrte Hand.
Doch, kaum berührt vom Hauch der Flammen,
Fuhr er vor Schrecken hoch zusammen,
Denn Balduin, sein Sohn, trat jach
Mit Donnerworten in's Gemach.

„Hinweg! Was giebt's noch hier zu warten?
Vergeßt ihr, daß ich Burgherr bin?
Mir blüht voll Reiz des Lebens Garten,
Nur ihr seid mir ein Dorn darin!
Macht, wie ich gestern euch befohlen,
Euch schnell zum Abzug auf die Sohlen;
Sonst treib' ich euch, ein Wort, ein Mann!
Gewaltsam aus des Schlosses Bann!" —

„O Gott! wohin soll ich mich wenden?
Sei nicht so grausam, Balduin;
Soll ich denn nackt, mit leeren Händen,
Das Stammhaus meiner Väter fliehn?
Ich setzte dich zum Schloßgebieter,
Ich schenkte dir all' meine Güter;
Nun gönne doch mir armen Mann
Ein Räumlein, wo ich sterben kann!" —

„Fahrt hin! — nur nicht in dieſen Mauern!
Vorwurfe härten mich zum Stein.
Ihr konntet, ohne mein Bedauern,
Schon längſt der Würmer Speiſe ſein.
Wer ſchöne volle ſiebzig Jahre
Der Welt genoß, iſt reif zur Bahre!
Denn wäre dies kein altes Muß,
Wann käm' ein Erbe zum Genuß?" —

„Ach, Sohn, erinn're dich, daß heute
Der Heiland uns geboren ward!
Sei ihm, der ſich des Wohlthuns freute,
Sei ihm zu Ehren nicht ſo hart!
O dein Gedächtniß wird dir ſagen,
Wie oft ich einſt in dieſen Tagen
Dir freundliche Geſchenke bot,
Und du entziehſt mir Dach und Brot!"

Doch nur verſtockter ward der Ritter,
Je mehr der Greis an's Herz ihm ſprach.
Er tobte wie das Ungewitter,
Das um die Burg her Bäume brach.
Mit Löwengrimm legt' er am Ende
An ſeinen Vater gar die Hände,
Und zog, der ſchändliche Barbar,
Ihn hin zur Thür am greiſen Haar.

„Ach, ſchone mein! ich will dir weichen,
Will ewig meiden deine Thür;
Doch, Balduin, ein kleines Zeichen
Von Menſchlichkeit erbitt' ich mir.

Du hörst die Winterstürme rasen,
Siehst meines Rocks verschlißne Nasen.
Drum schenke mir ein Reisekleid,
Das gegen Frost mir Schutz verleiht!" —

„Die Wohlthat soll euch widerfahren!"
Sprach Balduin, und wandte sich
Zu seinem Söhnlein von zehn Jahren,
Das horchend jetzt durch's Zimmer schlich:
„Georg! im Stall, in einer Ecke
Hängt eine woll'ne Pferdedecke,
Noch neu und rein, die bringe du,
Und wirf sie diesem Alten zu!" —

Der Knabe ging und kam. „Wie lange,"
Sprach Balduin, „hast du verweilt?
Und ha! was seh' ich, loser Range!
Wer hat die Decke halb getheilt?" —
„Ich!" sprach der Knabe, sonder Schrecken:
„Sie reicht so hin, ihn zu bedecken.
Die andre Hälfte, dieser gleich,
Bewahr' ich, Väterchen, für euch!" —

Mit Thränen sah der Greis gen Himmel,
Wies stumm die Hülle von sich ab,
Und setzte dann in's Sturmgetümmel
Getrost hinein den Wanderstab.
Der Ritter schloß vergnügt die Pforte,
Belächelte des Knaben Worte;
Doch dreißig Jahre drauf hieß ihn
Georg auch fort in's Elend ziehn.

W. A. O. Gumbein.

Der Rabe Noah's.

Aengſtlich blickte Noah umher aus ſeinem ſchwimmenden Kaſten und wartete, bis die Waſſer der Sündfluth fielen. Kaum ſahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um ſich rief. „Wer," ſprach er, „unter euch will Bote ſein, ob unſere Rettung nahe iſt?" Da drängte ſich vor allen der Rabe hervor, mit großem Geſchrei. Er witterte ſeine Lieblingsſpeiſe. Kaum war das Fenſter geöffnet, ſo flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und ſeines Geſchäfts; er hing am Aaſe. Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dünſten voll, und ſchwere Dünſte hingen über den Leichen; die benebelten ihm ſein Geſicht und ſchwärzten ſeine Federn. Zur Strafe ſeiner Vergeßlichkeit ward ihm auch ſein Gedächtniß, wie ſein Auge, düſter. Selbſt ſeine neugebornen Jungen erkennt er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erſchrocken über ihre Häßlichkeit, flieht er hinweg und verläßt ſie. — Der Undankbare zeugt ein undankbares Geſchlecht; entbehren muß er des ſchönſten Lohns, des Danks ſeiner Kinder.

J. G. v. Herder.

Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!" klagte ein Geizhals ſeinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben, dieſe Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an deſſen Stelle hingelegt." — „Du würdeſt," antwortete ihm der Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir alſo ein, der Stein ſei

dein Schatz, und du bist um nichts ärmer." — „Wäre ich auch um nichts ärmer," erwiederte der Geizhals, „ist ein Anderer nicht um so viel reicher? Ich möchte rasend werden!"

G. E. Lessing.

Der Fuchs.

Reinecke verirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.
Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt' er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen;
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
„Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen;
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich."

„Stumpfer Redner, schweige du!"
Rief ein alter Fuchs ihm zu.
„Was du lehrest, wird verlacht.
Nur der Neid ist, was dich quälet,
Der den Vorzug, der ihm fehlet,
Andern gern zuwider macht."

F. v. Hagedorn.

Der Pudel und die Lachtaube.

Eine Lachtaube ſah, daß ein Pudel von ungefähr auf einem Steg fehltrat und in's Waſſer ſtürzte. Die Taube lachte darüber laut. Der Pudel hatte ſich indeß durch Schwimmen an's Ufer gerettet. „Wie könnt' ich," ſprach er, „über ſo etwas lachen?" — „Närrchen," verſetzte die Taube, „der Vorfall lief ja ganz ohne Gefahr ab." — „Das wohl," erwiederte der Pudel; „aber Schadenfreude war es von deiner Seite doch immer."

K. F. Kretſchmann.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe ſpielte mit einer zahmen Schlange. „Mein liebes Thierchen," ſagte der Knabe, „ich würde mich mit dir nicht ſo gemein machen, wenn dir das Gift nicht genommen wäre. Ihr Schlangen ſeid die boshafteſten, undankbarſten Geſchöpfe. Ich habe es wohl geleſen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und ſie in ſeinen erwärmenden Buſen ſteckte. Kaum fühlte ſie ſich wieder, als ſie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte ſterben." — „Ich erſtaune," ſprach die Schlange. „Wie partheiiſch eure Geſchichtſchreiber ſind! Die unſrigen erzählen dieſe Geſchichte ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange ſei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten war, ſo ſteckte er ſie zu ſich, um ihr zu Hauſe die ſchöne Haut abzuſtreifen." — „Schweig!" erwiederte der Knabe. „Welcher Un-

dankbare hätte ſich nicht zu entſchuldigen gewußt?" — „Recht, mein Sohn!" fiel der Vater, der die Unterredung mit angehört, dem Knaben in's Wort. „Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undank hören ſollteſt, ſo unterſuche ja alle Umſtände genau, bevor Du einen Menſchen mit einem ſo abſcheulichen Schandflecke brandmarkſt. Wahre Wohlthäter haben ſelten Undankbare verpflichtet, ja, ich will zur Ehre der Menſchheit hoffen — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Abſichten, die ſind es werth, mein Sohn, daß ſie Undank, ſtatt Erkenntlichkeit, ernten."

G. E. Leſſing.

Die geſtürzte Eiche.

Vom Sturmwind entblättert, lag eine Eiche; neben ihr eine kleine, ebenfalls zerbrochene Birke. „Was hilft dir's nun," rief dieſe, „daß du ſonſt die Nachbarin der Wolken und der Stolz des Waldes wareſt? Du biſt nun geworden wie unſer einer." — „Das verhüte der Himmel. Was von mir übrig bleibt, iſt wenigſtens zu edlem Gebrauche beſtimmt, beſtimmt die Pfeiler eines Tempels oder Pallaſtes zu werden. Dich hingegen wirft man zerſtückt in's Feuer, oder bedient ſich deiner Reiſer zu Ruthen für Kinder."

A. G. Meißner.

Der Igel und der Dachs.

Von ſeiner Lagerſtatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt;
Doch nirgends zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachſes Bau,
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.
„Ich hoffe, Nachbar," ſprach er ſchlau,
„Du wirſt das Volk umher beſchämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerſtörte,
Hartherzig Dach und Fach verſagt.
Ein Felſenſinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall!
Allein, ſieh her, ich rolle mich beſcheiden,
Daß ich kaum größer bin als eines Kindes Ball,
Und ſo kannſt du mich wohl in einem Winkel leiden."

Er zog jetzt ſeine Stacheln ein,
Und kugelte ſich möglichſt klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, ſah dieſem Gaukelſpiele
Mit weiten Augen zu, und ſagte: „Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein."

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein ſtiller, angenehmer Gaſt.
Er lag, als wär' er feſtgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Laſt.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er ſtreckte ſich und ſeine Stacheln aus,

Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und ſtreifte frech durch's ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte deſſen nicht genießen;
Drum bat er ſanft, kein Störefried zu ſein.
Beleidigt aber drang mit ſeinen ſcharfen Spießen
Der böſe Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte raſch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Beſitz davon."

„O welche ſchändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!"
Sprach zu ſich ſelbſt der Dachs, und ſah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.
„Was fehlt dir, Freund? Haſt du nicht ausgeſchlafen?"
Fragt' ihn ein Fuchs, als beide ſich
Bald drauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem diebiſchen Geſellen
Gelungen war, ihn um ſein Haus zu prellen.
„Der Schurke!" rief der Fuchs: „Er war zuvor bei mir,
Und flehte kriechend um Quartier.
Ich aber ſchloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger,
Denn er iſt mir als Heuchler ſchon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilbringer
Ein Sprichwort, das ich oft auf Menſchenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verſtand:
Giebt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen ſie die ganze Hand."

A. F. E. Langbein.

Der Marder und die Tauben.

Ein Marder hatte ſich in einer Falle gefangen. Er litt die entſetzlichſten Schmerzen, und litt noch mehr durch die Furcht eines nahen Todes. Eine junge Taube ſah dies, flog zu ihrer Mutter und rief: „Freude! Freude! unſer Todfeind iſt ſeinem Untergange nahe. Komm, laß uns ſeine Qual noch vermehren durch unſern Spott!“ — „Schäme dich!“ ſtrafte ſie die Alte. „Spott über einen Unglücklichen, ſelbſt wenn es unſer Todfeind wäre, verräth ein Herz, das eines gleichen Schickſals werth.“

A. G. Meißner.

Das Pferd und die Fliege.

Eine durſtige Fliege ſummte um ein ſtolzes Pferd herum, dem der Schweiß triefend vom Nacken floß. „Was willſt du?“ rief das Pferd. „Ach, nur ein wenig von deinem Schweiß, um meinen Durſt zu ſtillen!“ ſprach die Fliege. „Fort, garſtiges Thier! Bei mir iſt nichts zu haben!“ rief das Pferd, und ſchlug mit dem Schweif. „Aber,“ ſprach die Fliege, „dein Schweiß hilft dir ja zu nichts; er fließt ja auf die Erde hinab.“ — „Mag er fließen!“ ſprach das Pferd trotzig; „du ſollſt ihn nicht haben!“ Ganz die Art und Weiſe eigenſinniger Verſchwender. Lieber das, was ihnen nicht weiter dienen kann, dem Verderben preisgegeben, als es den bedürftigen Armen überlaſſen.

K. J. Fulda.

Die Nachtigall und der Pfau.

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. „Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung," dachte sie, und flog vertraulich zu dem Pfau hinab. „Schöner Pfau," sprach sie, „ich bewundere dich!" — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!" — „So laß uns Freunde sein," sprach die Nachtigall weiter; „wir werden uns nicht beneiden dürfen. Du bist dem Auge so angenehm, wie ich dem Ohr." Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

G. E. Lessing.

Japhet.

Als schon beinahe die ganze Welt unter Wasser stand, da schaute aus Noah's Arche Japhet, sein ältester Sohn, und sah einen schon halb Todten daherschwimmen und mit den Wogen kämpfen. „Dir wäre weit besser," rief er, „wenn du, wie ich, in der Arche säßest!" Und der Arme hörte dies und schwamm herbei. „Mitleidiger, nimm mich auf!" sprach er. „Laß mich mit dir sitzen in der Arche. Rette mein Leben aus den Fluthen!" — „Ich darf nicht," erwiederte Japhet; „der Herr, unser Gott, sprach zu uns: Des Tages, da ihr einen von diesen zum Tode geweihten aufnehmen werdet, soll euer Schiff sinken, wie Blei, will ich euer Leben dahin wehen, wie Spreu im Winde." — „Leidiger Rathgeber!" seufzte der Unglückliche. „Warum riethst du mir Unmöglichkeiten?" Er schwamm fort, und ertrank in der nächsten Welle.

A. G. Meißner.

Oſiris und der Weinſtock.

Oſiris entdeckte für Egypten den Epheu und die Weinrebe. Den Anbau der letztern ſchätzte er ſo hoch, daß er nur den König über alle Vortheile deſſelben belehrte. Den Epheu aber beſtimmte er zu Kränzen für ſein Haupt. Dieſer dem Epheu gegebene Vorzug verdroß den Weinſtock. „Warum ſchätzeſt du," fragte er einſt, „dieſen Nichtswürdigen höher, als mich? Wann bringt er dir ein Geſchenk, das mit der Frucht meiner Trauben auch nur zur Hälfte ſich meſſen könnte?" — „Nie! Aber eine Eigenſchaft hat er doch, woran es dir gebricht, und die zur Freundſchaft unentbehrlich iſt." — „Und die wäre?" — „Stete Gleichheit mit ſich ſelbſt. Du ſtehſt in der Hälfte des Jahres ohne Blätter da; die ſeinigen welken nie. Von dir könnt' ich nur zuweilen einen Kranz mir wählen; er verſagt ihn mir nie."

A. G. Meißner.

Die Bildſäule.

Die eherne Bildſäule eines vortrefflichen Künſtlers ſchmelz durch die Hitze einer ungeheuern Feuersbrunſt in einen Klumpen, der einem andern Künſtler in die Hände kam. Durch ſeine Geſchicklichkeit verfertigte er eine neue Bildſäule daraus, von der erſtern in dem, was ſie vorſtellte, verſchieden, an Geſchmack und Schönheit aber ihr gleich. Der Neid ſah es und knirſchte. Endlich beſann er ſich auf einen armſeligen Troſt: „Der gute Mann würde dieſes,

noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zu statten gekommen wäre."

G. E. Lessing.

Das Streitroß und die Ackergäule.

Ein edles, schöngebautes Roß, von Jugend auf in allen Künsten geübt, wodurch man das bessere Pferd vom Haufen gemeiner Lastthiere auszeichnet, hatte das Unglück, seinen Herrn zu verlieren, und in die Hände eines feindlichen Soldaten zu fallen, der es an einen Bauer verkaufte. Unwillig sah das herrliche Geschöpf sich in seinem neuen Dienste zur niedrigsten Arbeit verdammt; unwillig zog es, sonst zum Kampfe und zur Reitbahn bestimmt, jetzt den Ackerpflug, und um es noch tiefer zu kränken, spotteten seiner die andern Karrengäule beim kleinsten Fehler. „Sollte man's denken," rief einer, als es nicht schnell genug Furchen zog — „so schön gewachsen, so viel sich dünkend, und doch so ungeschickt!" — „Schweig, Elender!" antwortete das Roß. „Eben weil ich mich zu bessern Geschäften bestimmt fühle, bin ich zu diesen unfähig. Es gehört eine niedere Seele dazu, niedere Arbeiten gern und gut zu verrichten." Ein Esel weidete in der Nähe und hörte die Antwort des Pferdes. „So weiß ich doch nun," sprach er, „warum es mir so schlecht behagt, wenn mein Herr mir eine Last aufbürdet." Das edle Roß warf einen verächtlichen Blick auf ihn, und hielt ihn der Belehrung eben so unfähig als unwerth.

A. G. Meißner.

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackersmann fand eine Schlange
Die faſt erſtarrt vor Kälte war.
Sein Arm entriß ſie der Gefahr,
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm ſie mit ſich in ſein Haus,
Und ſucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Reſt von Reiſern glühte.
Doch als ihr Froſt und Noth entwich,
Erholte, regt' und hub ſie ſich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung ſo bemühte.

F. v. Hagedorn.

Die Kornähre.

Es war einmal eine Zeit, aber das iſt ſchon undenklich lange her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem Getreide, volle goldgelbe Aehren, herab bis auf den Boden. Da gab es keine Armuth und keine Hungersnoth. Das war die goldene Zeit. Da konnten ſich alle Menſchen mit Wonne ſättigen, und auch die Vögel, die gern Körner freſſen, Hühner und Tauben und andere Vögel fanden Futter vollauf. Aber da waren unter den Menſchen welche, die waren undankbar und gottvergeſſen, und achteten die ſchöne werthe Gottesgabe, das liebe Getreide, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder ſich verunreinigt hatten, die vollen Aehrenbüſchel, und reinigten damit ihre Kinder, und

warfen die Aehren auf den Miſt; und die Mägde ſcheuerten mit den vollen Aehren, und die Buben und Mädchen jagten ſich durch das liebe Korn, ſpielten Verſteck darin, wälzten ſich darauf herum, und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getreide den Menſchen zur Nahrung gegeben und dem Vieh zum Futter, und nicht zum muthwilligen Verderben. Und er dachte bei ſich: wir wollen es anders machen, und die goldene Zeit ſoll ein Ende haben. Da ſchuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur eine einzige Aehre trug, einmal für die Menſchen, damit ſie das liebe Getreide beſſer ſchonen lernten, und einmal für die unſchuldigen Thiere, damit ſie doch noch ihr Futter haben ſollten, wenn auch die Menſchen nicht einmal die eine Aehre werth wären. Von da an iſt Hunger und Theurung und Armuth in die Welt gekommen. Nur zuweilen und ſelten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen Aehren emporſchoſſen, und zeigt dem Menſchen, wie es einſt beſchaffen war um das Getreide, und was er kann. Und es geht eine alte Prophezeihung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort ſich erfüllt haben wird: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter allen Menſchen Wohlwollen, Segnung und Liebe", daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden ſolle, ſolche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren ſind. Keiner unter uns aber wird das erleben.

L. Bechſtein.

Der Gärtner und das Schwein.

In einen wohlbeſtellten Küchengarten
Kam oft ein junges Schwein gerannt,
Weil es allda die ſchönſten Arten
Von Kohl und anderem Gemüſe fand.
Hier traf es einſt der Gärtner an;
Doch ſtatt den Dieb hinaus zu jagen,
Fand, wie es ſchien, der wunderliche Mann
An ſeiner Gräberei ein Wohlbehagen.
So oft die Sau erſchien, gönnt' er ihr, frei
Und ungeſtört im Garten zu verweilen;
Doch unterließ er nicht, ihr nebenbei
Einſt eine kleine Bitte mitzutheilen.
„Sieh," ſprach er, „wär' ich minder dir geneigt,
So dürfteſt du wohl nicht nach Luſt und Willen
An Bohnen, Schoten deine Eßluſt ſtillen.
Doch eine Fülle von Gemüſ' erzeugt
Alljährlich ſich auf meinen Gartenbeeten,
Und dieſer Ueberfluß erlaubt mir leicht,
Zu deiner Sättigung dir etwas abzutreten.
Drum ſpeiſe Schoten, Kohl und Bohnen,
Kurz, was du willſt, nur ſieh dich vor,
Nahſt du vielleicht dort jenem Blumenflor,
Recht freundlich bitt' ich dich, ihn zu verſchonen."

In einem Brauhaus ließ Tags drauf das Schwein
Den friſcher Treber ſich gar köſtlich ſchmecken.
Es fand, etwas berauſcht, die wohlbekannten Hecken,
Und taumelte zuletzt in's Gartenthor hinein.

Der Gärtner und das Schwein.

Nun rannt' es blindlings quer feldein
Und mußte ſo natürlich ganze Reih'n
Von Tulpen, Lilien zu Boden ſtrecken.
Allein der Frevlerin gefiel's noch obendrein,
Vielleicht um ſich ein wenig abzukühlen,
Die Erde rings von Grund aus umzuwühlen.

Der Gärtner, mit verzweiflungsvollem Sinn,
Sah bald auf die geliebten Todten,
Und bald auf ihre Mörderin.
„Ihr ſchönen Tulpen! Ach, wo ſeid ihr hin?
Du undankbares Thier, hatt' ich dir nicht verboten,
Dich meinem Blumenflor zu nahn?"
So rief, von tiefem Schmerz durchdrungen,
Der Gärtner aus. „Was zürnſt du denn?" begann
Das Schwein: „den Blumen hab' ich nichts gethan,
Die Wurzeln nur hab' ich verſchlungen."

Erkenntlichkeit und Dank läßt nur von zarten
Gemüthern ſich, bei rohen nie erwarten.

H. Doering.

Polykarpus.

Polykarpus, der Jünger des Apoſtels, den der Herr lieb hatte, und ihm ähnlich an Liebe, war Biſchof der Gemeine zu Smyrna zur Zeit der Chriſtenverfolgung. Vor allen haßten und ſchmähten ihn die Feinde der Wahrheit. Er aber wandelte immer heiter und mit freundlichem Ausſehen. Da ſprachen eines Tages ſeine Jünger zu dem frommen Biſchof: „Je länger wir, o Vater, mit dir umgehen

und deines Weſens und Wandels inne werden, um ſo mehr müſſen wir uns deſſen verwundern. Du biſt wie Daniel in der Löwengrube; von allen Seiten umlauern dich Widerſacher, denen du nichts zu Leide gethan, und möchten dich gerne verſchlingen. Aber du bleibeſt ohne Wandel, und niemals ſahen wir auf deinem Angeſicht Blicke des Zorns, oder hörten je ein Wort des Unwillens von deinen Lippen. Wie vermagſt du ſolches, o Vater?" Da lächelte der Greis, antwortete und ſprach: „Glaubet ihr denn, Kindlein, daß der Prophet, dem ihr mich vergleicht, gegen die Löwen gezürnt habe? Die Löwen, die mich umgeben, können wohl zu meinem Leibe, nicht aber zu meinem Herzen; denn dieſes habe ich dem Herrn gegeben. Feinde, ſo viel mich auch von außen umgeben, Feinde hat Polykarpus nicht." Alſo redete der Greis, und ſeine Jünger nahmen ſeine Worte zu Herzen. Bald aber erkannten ſie es noch viel mehr, als Polykarpus lobſingend in den Flammen ſtand, und ſein Antlitz glänzte wie Gold im Feuerofen.

F. A. Krummacher.

IX.

Reue und Besserung.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsnacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbewaldeten, ewig blühenden Himmel, und hinab auf die stille, reine, [illegible]pe Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend bedeckt, und er brachte aus dem ganzen, reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendjahre wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. Ach, die Schlangen hingen um seine Brust, und die Gifttropfen auf

ſeiner Zunge, und er wußte nun, wo er war. Sinnlos und mit unausſprechlichem Gram rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir meine Jugend wieder, o Vater! Stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“ Aber ſein Vater und ſeine Jugend waren längſt dahin. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen, und er ſagte: „Es ſind meine thörichten Tage!“ Er ſah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen ſchimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!“ ſagte ſein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantaſie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerſchlagen auf, und eine im leeren Todtenhauſe zurückgebliebene Larve nahm allmälig ſeine Züge an. Mitten in dem Kampfe floß plötzlich die Muſik für das Neujahr vom Thurm hernieder, wie ferner Kirchengeſang. Er wurde ſanfter bewegt. Er ſchaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an ſeine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und beſſer, als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geſegneter Menſchen waren, und er ſagte: „O ich könnte auch, wie ihr, dieſe erſte Nacht mit trockenen Augen verſchlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich ſein, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünſche und Lehren erfüllt hätte!“ Im fieberhaften Erinnern an ſeine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte ſich die Larve mit ſeinen Zügen im Todtenhauſe auf; endlich wurde ſie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geiſter der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr ſehen; er verhüllte das Auge. Tauſend heiße Thränen ſtrömten verſiegend in den Schnee. Er ſeufzte nur noch leiſe, troſtlos und ſinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!“ Und ſie kam wieder, denn er hatte nur in der Neujahrsnacht ſo fürchterlich geträumt.

Er war noch ein Jüngling; nur ſeine Verirrungen waren der Traum geweſen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den ſchmutzigen Gängen des Laſters umkehren, und ſich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernte leitet.

J. P. Fr. Richter.

Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obſtbäumchen gezogen. Zu ſeiner großen Freude trugen ſie die erſten Früchte, und er war begierig, zu ſehen, von welcher Art ſie ſein möchten. Da kam der Sohn des Nachbars, ein böſer Bube, in den Garten, und lockte den Sohn des Landmanns, alſo daß ſie hingingen und die Bäumchen alleſammt ihrer Früchte beraubten, ehe ſie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens hinzutrat, und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er ſehr bekümmert, und rief: „Ach, warum hat man mir das gethan? Böſe Buben haben mir meine Freude verdorben!“ Dieſe Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns ſehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und ſprach: „Ach, mein Vater iſt bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüth. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, ſondern mit Verachtung ſtrafen, wie ich verdient habe.“ Da antwortete jener: „Du Thor! Dein Vater weiß es ja nicht, und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm ſorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut ſein.“ Als aber Gotthold — ſo hieß der Knabe — zu Hauſe kam, und das freundliche Antlitz ſeines Vaters ſah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzuſehen. Denn er dachte: „wie ſollt'

ich ihn fröhlich anſehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich ſelber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.“ — Jetzt trat der Vater herzu, und reichte jeglichem ſeiner Kinder von den Früchten des Herbſtes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei, und freuten ſich ſehr und aßen. Gotthold aber verbarg ſein Antlitz und weinte bitterlich. Da hub der Vater an und ſprach: „Mein Kind, was weineſt du?“ Und Gotthold antwortete: „Ach, ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer erſcheine, als ich bin und ſelbſt mich erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, ſondern ſtrafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu ſein. Laß mich büßen für mein Vergehen; denn ſiehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.“ Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an ſein Herz und ſprach: „Ich vergebe dir, mein Kind. Gebe Gott, daß dieſes das erſte und letztemal ſei, daß du etwas zu verhehlen haſt. Dann ſoll es mir nicht leid ſein um die Bäumchen.“

F. A. Krummacher.

Der Gärtner.

Ein Gärtner pflanzte an der Gartenwand ein Bäumchen von beſonders guter Art. So wie es jährlich größer wurde, trieb es ſtarke Schößlinge. Der Gärtner aber ſchnitt mit jedem Frühjahr und jedem Sommer viele derſelben ab. Es war wildes Holz, wie er ſagte, welches den guten Zweigen ſchade, ihnen die Säfte nähme, und ſie ganz mit Schatten überziehe. Die Kinder wunderten ſich,

und konnten das Benehmen nicht begreifen. Allein nach einigen Jahren gab das Bäumchen ſeine erſten Früchte, die den Kindern köſtlich ſchmeckten. Der Gärtner aber fuhr immer fort zu beſchneiden. — Das Bäumchen iſt das Kind; der Gärtner iſt der Vater und der Lehrer. Dem Kinde ſind von Gott gute Gaben ertheilt und herrliche Triebe. Dieſe arten aber leicht aus und verderben das Gute an Leib und Seele, daher Vater und Lehrer am Kinde ſtets zurechtweiſen müſſen. Dann wächſt zuletzt ein liebenswürdiger Jüngling und nützlicher Mann, eine gute Tochter heran. Stets aber muß der Menſch dies und jenes an ſich beſſern.

G. Brückner.

Der trübſinnige Sohn.

Es lebte einſt ein reicher Mann, der beſaß viele herrliche Güter und ſchöne Gärten, und ernährte mancherlei Thiere, einige zum Nutzen und andere zum Vergnügen. Auch hatte er einen Sohn, den ſeine Seele liebte. Dieſen ſandte er in die Fremde, daß er Wiſſenſchaft einſammelte und geſchickt würde in allerlei Weisheit und Künſten. Und nach einigen Jahren kehrte er zur Heimath zurück. Da freute ſich ſein Vater ſehr, und ſtellte ein Feſt an. Aber der Sohn wandelte mißmüthig einher, und der Gram wohnte in ſeinem Herzen. Denn er dachte in ſich ſelbſt: „Mein Vater liebt mich nicht, und wird mich verſäumen!“ Da ward der Vater betrübt, und wunderte ſich und ſprach: „Mein Sohn, wandle doch nicht ſo trübſinnig, und laß nicht länger den Kummer in deinem Herzen wohnen. Sieh, ich ernähre ſo viele Diener und allerlei Pflanzen und Thiere, die mir

keinen Nutzen bringen. Wie ſollt' ich denn dich verlaſſen, der du meines Geſchlechts biſt?" So ſprach der freundliche Vater. Aber der Jüngling kehrte ſich von ihm, und ſenkte ſeine Augen zur Erde, und wandelte trübſinnig, wie zuvor. Da führte ihn der Vater hinaus in den herrlichen Garten, in eine Laube auf der Anhöhe, und ſprach: „Siehe, du liebteſt von Jugend auf die Schönheit der Schöpfung und die Herrlichkeit des Feldes. Da haben wir dir zur Freude dieſe Laube erbaut, daß du rund um dich her ſchauen und dich freuen mögeſt. Am Fuß des Hügels fließt das Bachlein, und die Nachtigallen ſingen hier und bauen ihre Neſter, und die Herrlichkeit des Frühlings glänzt nirgends ſchöner, denn hier. Darum ſei fröhlichen Muthes und guter Dinge, mein Sohn!" So ſprach der freundliche Mann. Aber die Stirn des Jünglings ward truber, und er wandte ſich weg von der lieblichen Anhöhe, und ſenkte ſeine Augen zur Erde. Bald nachher kamen die Jugendfreunde des Jünglings, und freuten ſich, ihn wiederzuſehen. Da freute ſich auch der Vater, und dachte: „Nun wird er ſich erheitern, und ſein Herz ſich aufthun und fröhlich ſein. Und er ſprach zu ihm: „Siehe, mein Sohn, da ſind die Freunde deiner Jugend, und wünſchen dein Angeſicht zu ſehen und ſich mit dir zu freuen." Aber der Jüngling wandte ſein Antlitz und ward trübſinniger denn zuvor, und verbarg ſich vor den Freunden ſeiner Jugend. Sein Vater aber folgte ihm nach, und war bewegt in ſeinem Herzen, und ſprach zu ihm: „Ach mein Sohn, warum thuſt du mir das? Was nützt dir die Weisheit und die Kunſt der Fremde, wenn du die Freuden der Heimath alſo verſchmähen willſt? Freue dich doch in deiner Jugend der Güte deines Vaters, der herrlichen Gaben der Natur und der ſüßen Reden der Freunde, die dich lieben." Da erhob der Sohn ſein trübes Angeſicht von der Erde, und ſprach: „Ach, mein Vater, ich wandelte mit unſchuldigem Herzen von hinnen; aber jetzt kann ich den Blick nicht erhe-

ben. Es laſtet eine Sunde auf meiner Seele!" So ſprach er, und kehrte ſeine Augen zur Erde. Der Vater aber wandte ſich um, und weinte bitterlich.

F. A. Krummacher.

Der doppelte Schwur der Beſſerung.

Heinrich war ein funfzehnjahriger Jungling, das heißt, voll guter Vorſätze, die er ſelten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete. Er hatte ſeinen Vater und ſeinen Lehrer innig lieb, aber ſeine Vergnügungen oft ſtärker. Er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht ſeinen Willen, und ſeine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm ſelber. So irrte ſchmerzlich ſein Leben zwiſchen Bereuen und Sündigen umher, und zuletzt nahm ſein langer Wechſel zwiſchen guten Entſchlüſſen und verderblichen Fehltritten ſeinen Freunden und ſogar ihm die Hoffnung der Beſſerung. Jetzt kam dem Grafen, ſeinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Academie und auf Reiſen, wo die Irrwege des Laſters immer blumiger und abſchüſſiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche ſinken, und endlich mit einer beſudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, ſogar den Wiederſchein der Tugend, die Reue. Der Graf war zärtlich, ſanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft ſeiner Gemahlin ſtand gleichſam unter dem Fußboden ſeines Lebens, und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen ſuchte. Jetzt wurde er an ſeinem Geburtstage, und vielleicht durch dieſen,

krank; ſo wenig ertrug die gelähmte Bruſt einen Tag, wo das Herz ſtärker an ſie ſchlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht ſank, ſo ging der gequälte Sohn in das engliſche Wäldchen, worin das Grabmal ſeiner Mutter und das leere war, das ſein Vater ſich in der Leichenklage hatte bauen laſſen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiſte den Krieg mit ſeinem Jähzorn und mit ſeinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält, und ihn vom Staube deiner Mutter abſondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann ſtirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, und er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht ſagen, daß du beſſer biſt.“ O da weinte er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und das Weinen, ohne dein Beſſern? — Nach einigen Tagen erhob ſich der Vater wieder, und drückte im krankhaften Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Bruſt. Heinrich berauſchte ſich in der Freude über die Geneſung und über den Kuß; er wurde froher und wilder, er trank, er verwilderte mehr. Sein Lehrer, der die ſieche Weichheit des Vaters durch kräftige Strenge gut zu machen ſuchte, beſtritt das Aufſchwellen des Freudentaumels. Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorſam, die er für keine weichen, väterlichen hielt; und da der Lehrer feſt, ſtark und nothwendig wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des ſtrengen Freundes zu tief — und da flog auf das ſo oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer, wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde, und ſank auf das Krankenbett zurück. — Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gramm noch Schuld abmalen; aber ſchließet in das ſtrenge Urtheil, das ihr über ſeine ſprechen müſſet, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebette ſeiner Eltern treten,

ohne daß es ſagen muß: Wenn ich auch ihrem Leben keine Jahre nahm, o ſo koſt' ich ihnen doch Wochen und Tage! Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht ſelber gegeben oder verſtärkt, und das liebe Auge, das ſo gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja blos meine Fehler früher zu! — Heinrich konnte, ſobald die Hoffnung der Geneſung verſchwand, die zerfallende Geſtalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anſchauen; er hielt ſich blos im nächſten Zimmer auf, und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben ſpielten, wie ein Miſſethäter ſtill und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerſchmetternden Schrei: Er iſt todt! Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abſchied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen. Aber der Vater gab ihm nur ſeine Liebe, aber nicht ſein Vertrauen wieder, und ſagte: „Aendere dich, Sohn, aber verſprich es nicht!" Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, ſeinen alten Lehrer, der auch der Lehrer ſeines Vaters geweſen, dieſen einſegnen hörte, als ziehe ſchon die längſte Nacht um das kalte Leben. „Schlummere ſuß hinüber," ſagte er, „du tugendhafter Menſch, du treuer Schüler! Alle guten Vorſätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine ſchönen Thaten muſſen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörſt, und wenn in deinem brechender Herzen noch eine Entzückung iſt." Der Kranke konnte ſich unter dem ſchweren über ihn gewälzten Eiſe der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er ſtammelte: „Heinrich, ich ſehe dich nicht, aber ich höre dich. Lege deine Hand auf mich, und ſchwöre es, daß du beſſer wirſt." Er ſtürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm, und legte

ſeine Hand auf das erkaltende Herz, und ſagte leiſe: „Ich ſchwöre in Ihrem Namen.“ Aber plötzlich fühlte er das Herz geſtorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher!“ ſagte er, „er iſt ohne Hoffnung geſtorben.“ — Heinrich floh aus dem Schloſſe. O wie hätte er eine Trauer ſchauen oder theilen dürfen, die er ſelber über die väterlichen Freunde gebracht! Er ließ ſeinem Lehrer blos das Verſprechen und die Zeit ſeiner Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's engliſche Wäldchen, und ſah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchſchneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerſtätte des Vaters zu berühren; er lehnte ſich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch ſeine Schuld geſtorben war, das mütterliche, das ſchon lange ſtille ſtand im Staube der zerfallenden Bruſt. Er durfte nicht weinen und nicht geloben; ſchweigend, gebückt und ſchwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Schmerzes und der Schuld; jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenleſe entgegenlief; jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke; jede Gruft war ein Grab; jeder Zeiger wies nur auf die letzte väterliche Stunde. Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen voll Reue und Pein ſehnte er ſich zum Freunde des Vaters zurück, und ſchmachtete, ihn durch die Erſtlinge ſeiner Veränderung zu tröſten. Der Menſch feiert ſeinen Geliebten ein ſchöneres Todtenfeſt, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er ſeine vergießt, und der ſchönſte Blumen- und Cypreſſenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, iſt ein Fruchtgewinde aus guten Thaten. — Heinrich wollte erſt Nachts mit ſeiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, ſtand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes ſchauderhaft zwiſchen den lebendigen Zweigen, wie im Blau des reinen Himmels die

graue Dampfwolke eines zuſammengebrannten Dorfes ſchwimmt. Er lehnte das ſinnende Haupt an die harte, kalte Säule, und konnte nur dumpf und ſprachlos weinen, und im dunkeln, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke ſichtbar. Hier ſtand er verlaſſen; keine ſanfte Stimme ſagte: „Weine nicht mehr!“ Kein Vaterherz zerſchmolz und ſagte: „Du biſt genug geſtraft!“ Das Rauſchen der Wipfel ſchien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieſes ſo Unwiederbringliche im Verluſte lagerte ſich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt. Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen ſanften Stern am Himmel, der mild, wie das Auge eines himmliſchen Geiſtes, zwiſchen die Wipfel hernieder-blickte. Da kam ein weicherer Schmerz in die Bruſt; er dachte an den Schwur der Beſſerung, den der Tod zerriſſen hatte, und nun ſank er langſam auf die Knie, und blickte zum Stern hinauf und ſagte: „O Vater! Vater!“ (und die Wehmuth unterdrückte lange die Stimme) „Hier liegt dein armes Kind am Grabe und ſchwöret dir. Ja, reiner, frommer Geiſt, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach, könnteſt du ein Zeichen geben, daß du mich gehört haſt.“ Es rauſchte um ihn; eine langſame Geſtalt ſchlug die Zweige zurück und ſagte: „Ich habe dich gehört, und hoffe wieder!“ Es war ſein Vater. Das Mittelding zwiſchen Tod und Schlaf, die Schweſter des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein geſunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beſcheert, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und ſüßer überſtrömen können, als in dieſer Auferſtehungsminute, wo dein vom ſchärfſten Schmerz umgeänderter Sohn mit dem beſſeren an deines ſank, und die ſchönſte Hoffnung eines Vaters wiederbrachte! Aber, indem der Vorhang dieſer kurzen Scene fällt, ſo frage ich euch, geliebte, junge Leſer: Habt ihr Eltern, denen ihr die ſchönſte Hoff-

nung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch wie ein Gewiſſen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Troſt habt, und wo ihr ausruft: „Ach, ſie haben mich am meiſten geliebt; aber ich ließ ſie ohne Hoffnung ſterben, und ich war ihr letzter Schmerz!“

J. P. Fr. Richter.

Duſchmanta.

Duſchmanta war der reichſte unter den Königen von Indien, und ſeine Pracht und Herrlichkeit hatte kein Ende. Aber er ward ſtolz und übermüthig in ſeinem Ueberfluß, und verſchloß ſein Herz vor den Geringern ſeines Volks, und neigte nur ſeinen Scepter den Fürſten und Hohen, die um ſeinen Thron ſtanden. Darüber betrübte ſich ein alter Bramin, der Duſchmanta's Lehrer geweſen war in den Tagen ſeiner Jugend. Und er verließ ſeine Einſiedelei, ſtreute Staub auf ſein Haupt und ſtellte ſich zwiſchen die herrlichen Säulen am Eingang des Pallaſtes. Da bemerkte ihn der König und ließ den Greis vor ſich kommen. „Warum,“ fragte er ihn, „erſcheinſt du in den Zeichen tiefſter Trauer, und Staub bedeckt dein graues Haupt?“ Jener antwortete: „Als ich dich verließ, da warſt du der reichſte aller Beherrſcher Indiens, die jemals auf deinem Thron ſaßen. Denn Brama hatte dich überſchwenglich geſegnet; und mit Freuden verließ ich das Haus meines Königs und Herrn. Nun aber vernahm ich in meiner Einſamkeit, daß alle jene Fülle dir verſchwunden, und die tiefſte Armuth dein Loos iſt!“ — Duſchmanta vernahm dieſe Worte mit Verwunderung und lächelte. „Wel-

cher Thor," sprach er, „hat dir solche Unwahrheit berichtet? Siehe doch nur diesen Pallast, die Lustgärten, die ihn umgeben, die Diener, die meines Winkes harren." Der Greis antwortete: „Alles dies ist nur Täuschung, die umsonst die Augen des Weisen zu blenden sucht. Indiens Beherrscher ist von seiner Fülle in Armuth versunken!" Der König erstaunte über die Worte des weisen Mannes und sprach: „Wer ist denn der Gewährsmann und Zeuge, der mehr gilt als der Blick meines Auges und das Gefühl meiner Hände?" Da erhob der Greis seine Stimme und sagte: „Die Sonne, das Sinnbild der Wahrheit unter dem Throne Brama's, die Regenwolke über unsern Häuptern und der Fruchtbaum vor meiner Hütte verkünden und zeugen mir deine Armuth." Duschmanta verstummte. Aber der Greis fuhr fort: „Daß Brama die Königin des Himmels mit ewiger Fülle des Lichts und der Wärme schmückte, sagen mir die Strahlen, die von ihrem Aufgang bis zum Niedergang auf jedes Hälmchen, und so gut auf meine Hütte, als auf deinen Pallast ihr entströmen, und in jedem Thautropfen wie in dem Meer sich spiegeln. Die Wolke, wenn sie voll ist, wandelt sie über Thäler und Höhen, ihren Segen herniederzusenden, und tränkt mit ihrem Reichthum die durstende Scholle und das Gebirge. Der Fruchtbaum neigt die Fülle seiner gesegneten Aeste zur Erde hinab. So verkündigt und zeugt die Natur, daß Brama sie mit Reichthum gesegnet habe. Du aber gleichest einem Felsen, dessen Born vertrocknet ist. Hast du hieran noch nicht gedacht, Duschmanta, so frage die Thränen deines Volks, und dann blähe dich im Angesichte Brama's und seiner Schöpfung mit deinem Reichthum!" So sprach der Einsiedler und kehrte zu seiner Hütte zurück. Duschmanta aber nahm die Worte des Braminen zu Herzen, und ward von neuem der Wohlthäter und Segen seines Volks. Eines Tages begab er sich in die Einsiedelei des Braminen, und rief ihn aus seiner Hütte und sprach:

„Ich darf jetzt wieder in den Strahlen des Sonnenlichts und vor dem Angesicht deiner fruchtbeladenen Bäume erscheinen. Aber es fehlt noch eins.“ — „Was könnte,“ sprach der Greis, „dem Fürsten noch fehlen, der seines Landes Segen und des Volkes Vater ist?“ — „Den Dank meines Herzens,“ antwortete Duschmanta, „der Weisheit darzubringen, die mich auf den rechten Weg geführt und gelehrt hat, daß das fröhliche Antlitz des Volkes der einzige Reichthum seines Fürsten und Führers ist. Ich war arm geworden; du hast mich wieder überschwenglich reich gemacht.“ So sprach der Fürst. Der Greis aber umarmte ihn mit Freudenthränen, und segnete ihn.

F. A. Krummacher.

Die beiden Wege.

Ein Lehrer eines Dörfchens stand einst in seiner Schule und lehrte, und die Söhne und Töchter des Dorfs saßen um ihn und hörten ihm zu. Seine Lehre war kraftvoll und freundlich. Er redete von dem guten und bösen Gewissen und von der leisen Stimme des Herzens. Als er nun seine Worte geendet, sprach er zu seinen Schülern: „Wer von euch kann mir ein Gleichniß dazu machen?“ Da trat ein Knabe auf, und sagte: „Ich könnte wohl ein Gleichniß davon erzählen, aber ich weiß nicht, ob es recht sein wird.“ — „Erzähle du nur nach deiner Weise,“ antwortete der Lehrer, und der Knabe begann: „Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst wandelte. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, hatten

ſie auch mit Gewalt meinen lieben Vater und unſer Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und ſie ſendete mich nach der Stadt, den Vater zu erforſchen. Ich ging, aber erſt ſpät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück, denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbſtnacht. Der Wind brauſte und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwiſchen den Felſen. Dazu ſchrien die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unſern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hauſe käme. Da ſchauerte es mich wunderſam in der duſtern Nacht, und das rauſchende Blatt erſchreckte mich. Da dachte ich bei mir: ſo möge wohl dem Menſchen um's Herz ſein, der mit böſem Gewiſſen handelt." — „Kinder," ſprach der Lehrer, „möchtet ihr wohl in ſolcher finſtern Nacht wandeln, wo ihr den Vater vergeblich ſuchtet, und auch nur die Stimme des Sturms und das Geſchrei der Raubthiere ertönte?" — „Ach nein!" riefen die Kinder allzumal, und ſchauderten. Darauf begann der Knabe abermals zu erzählen, und ſprach: „Ein andermal ging ich des nämlichen Weges mit meiner Schweſter, und wir hatten allerlei Schönes aus der Stadt geholt zu einem heimlichen Feſte, das der Vater unſerer Mutter bereitete für den andern Tag. Da kamen wir auch am ſpäten Abend zurück. Es war aber im Lenzmond, und ein klarer und ſchöner Himmel, und überall ſo leiſe und ſtill, wie in einem Kämmerlein, ſo daß man den Gang und das Rieſeln des Quellchens am Wege vernahm, und rings umher im Gebüſch ſangen die Nachtigallen. Wir beide aber wandelten Hand in Hand, und waren ſo vergnügt, daß wir kaum reden mochten. Da kam uns auch noch der freundliche Vater entgegen. Jetzt dacht' ich wieder bei mir ſelbſt: So möchte es wohl in der Seele des Menſchen ſein, der viel Gutes gethan hat."

So redete der Knabe. Da sah der Lehrer seine Kinder freundlich an. Die Kinder aber sagten einmüthig: „Ja, wir wollen auch gute Menschen werden!“

F. A. Krummacher.

Holien.

In China lag beim Sternenlichte
Ein Jüngling — Dank sei der Geschichte
Für seinen Namen! Holien
Lag müd' auf seiner Binsenmatte,
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie hurtig er, was ihm gefiel,
In einen weiten Schnappsack steckte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl,
Und blinzt die Augen zu. Nun streckte
Der Gaudieb die verruchte Hand
Nach einem Topf von Siegelerde,
Der leer in einem Winkel stand.
„Laß,“ rief mit flehender Gebehrde
Jetzt Holien, „laß, armer Mann,
Mir diesen Topf, damit ich morgen
Für meine Mutter kochen kann.
Der Räuber bebt. „Schlaf' ohne Sorgen!
Solch einen Sohn bestehl' ich nicht!“
Läßt er, legt all' die Beute nieder
Und wischt sich Thränen vom Gesicht.
Seit diesem Tag stahl er nicht wieder.

G. G. Pfeffel.

Salomo und Nathan.

Nathan, der weise Lehrer des Jünglings Salomo, war sehr bekummert um seinen Zögling, und trauerte in seinem Herzen. Denn Salomo liebte den Wein über die Maßen, und gesellte sich zu bösen Buben, und trank mit ihnen, also daß er trunken ward, und sein Herz verkehrte Dinge redete. Darüber trauerte Nathan, denn er kannte die edlen Anlagen des Jünglings, und wußte, daß er einst dem Volke vorstehen sollte. Aber Salomo vergaß die Lehren des göttlichen Propheten, und verlebte Tage und Nächte im Taumel. Da trat eines Morgens ein Bote zu ihm, und sprach: „Siehe, ich ging vor dem Weinberg meines Herrn, des Königs, vorbei. Da sah ich einen Knaben, der riß mit gewaltsamer Hand die Reben von ihren Stützen, zerraufte das Laub, und warf den Weinstock zur Erde, und trat die köstlichen Trauben mit seinem Fuß in den Staub." Da ergrimmte Salomo, der Jüngling, in seinem Geiste, nahm sein Schwert, und lief in den Weinberg des Königs und rief: „Mit seinem Blut soll er den schändlichen Frevel büßen, daß er die köstliche Frucht vernichtet." So rief er in dem Grimm seines Herzens. Da trat Nathan ihm entgegen, und fragte den Jüngling: „Wem zürnest du also mit dem Schwert in der Hand?" Salomo aber erzählte dem weisen Nathan die Botschaft, die ihm zu Ohren gekommen von dem Verwüsten des Weinbergs. Da sprach Nathan: „Und darüber zürnest du, und dein Antlitz ist wie der Blick des jungen Löwen!" Salomo aber antwortete und sprach: „Sollte ich nicht den Frevel bestrafen, der die herrlichste Gabe der Natur ihrer Zierde beraubt, und die Frucht in den Staub tritt, die der Himmel zur Freude der Menschen bereitet?" Da sagte Nathan mit gerührtem Herzen: „Ach, Salomo, stecke dein Schwert in die Scheide! Ich war es, der dir

den Boten ſandte. Dem Weinberg iſt kein Leid widerfahren. Aber zu Salomo blickt das Volk wie zu einem blühenden Weinſtock, und erwartet Freude und Segen von ihm — und Salomo vernichtet in ſich ſelber das Schönſte, was ihm Gott verlieh, und verkehrt die Weisheit ſeines Herzens durch Unmäßigkeit. Wirſt du denn noch ferner ſein wie einer, der mitten im Meere ſchläft, und wie ein Mann, der oben auf dem Maſtbaum ſchlummert?“ So ſprach der weiſe Lehrer des Jünglings. Und Salomo ging in ſich, und wenn er den Wein anſah, wie er im Glaſe ſo ſchön ſtehet, gedachte er des Weinſtocks, den der Ruchloſe in den Staub warf, und er ließ ab von ſeiner vorigen Weiſe, und der Herr verlieh ihm Weisheit und Verſtand.

J. A. Krummacher.

Der alte Großvater.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, ſeine Kniee zitterten, er ſah und hörte nicht viel, und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tiſche ſaß, und den Löffel kaum halten konnte, ſchüttete er die Suppe auf das Tiſchtuch, und es floß ihm auch wieder etwas aus dem Mund. Sein Sohn und deſſen Frau ekelten ſich davor, und darum mußte ſich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke ſetzen, und ſie gaben ihm ſein Eſſen in ein irdenes Schüſſelchen, und noch dazu nicht einmal ſatt. Da ſah er betrübt nach dem Tiſche, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten ſeine zitternden Hände das Schüſſelchen nicht feſthalten; es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau ſchalt; er aber ſagte nichts, und ſeufzte nur. Da kauften ſie ihm ein höl-

zernes Schüſſelchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun eſſen. Wie ſie ſo da ſaßen, trug der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zuſammen. „Was machſt du da?“ fragte der Vater. „Ei,“ antwortete das Kind, „ich mache ein Tröglein, daraus ſollen Vater und Mutter eſſen, wenn ich groß bin.“ Da ſahen ſich Mann und Frau eine Weile an, fingen an zu weinen, holten ſofort den alten Großvater an den Tiſch, und ließen ihn von nun an immer miteſſen, ſagten auch nichts, wenn er ein wenig verſchüttete.

G. Brückner.

Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden
Iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
Sie, die ſchon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er geweſen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.
In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.
„Dieſen Jüngling,“ ſprach er zu dem Biſchof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! Hierüber zeuge

Mir und dir vor Chriſto die Gemeine."
Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings.
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, koſtete die Wolluſt,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrſchaft Reiz. Er ſammelt' um ſich
Seine Spießgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „Wo iſt mein Sohn?" — „Er iſt geſtorben!"
Sprach der Greis, und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt — mit Thränen ſag' ich es — ein Räuber." —
„Dieſes Jünglings Seele," ſprach Johannes,
„Fordr' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?" —
„Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn ſehen!"
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieſes wollt' er).
„Führet," ſprach er, „mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er. Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn, und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin! Nur dich fortan verlaſſen

Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr. Dann ſtürzte, ſtatt der Antwort,
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.
Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele.

J. G. v. Herder.

Selbſtprüfung.

Ein frommer Vater hatte einen ungerathenen Sohn, der, alle Ermahnungen verſchmähend, in der Geſellſchaft böſer Buben ſeine Tage verlebte, und jedem Gelüſt ſeiner Sinnlichkeit fröhnte. So wurde ſein Herz immer mehr verderbt, und jegliches Gute in ihm erſtickt. Der Vater aber trauerte im Stillen über die verkehrten Wege des Jünglings. Nach einiger Zeit fiel der Vater in eine ſchwere Krankheit, und als er fühlte, daß er ſterben ſollte, ließ er ſeinen Sohn zu ſich kommen. Als nun der Sohn an das Bette ſeines Vaters trat, ſprach dieſer zu ihm: „Fürchte nicht, mein Sohn, daß ich dir Vorwürfe machen werde über deinen Wandel. Siehe, ich ſterbe, und laſſe dich zum Erben meiner Güter. Dafür erfülle du denn meine letzte Bitte, die ich an dich thun werde. Sie iſt leicht

zu vollbringen, ſo wirſt du deren Erfüllung mir gern verſprechen und halten.“ Der Sohn antwortete, daß er es gern thun wolle, wofern er irgend vermöchte. Da ſagte der ſterbende Vater: „So verſprich mir, mein Sohn, daß du zween Monden lang an jedem Abend eines vollbrachten Tages in dieſe Kammer gehen, und dich daſelbſt eine halbe Stunde lang in der Einſamkeit mit dir ſelbſt unterhalten willſt.“ Der Sohn verſprach, ſolches vollkommen zu halten, und reichte dem Vater die Hand darauf. Da ſegnete ihn der Vater, und verſchied, und ward begraben. Der Sohn kehrte aber zu ſeinen Geſellen zurück, und lebte, wie zuvor, luſtig und in Freuden. Wenn nun der Abend kam, ſo gedachte er ſeines Gelöbniſſes, und das Bild ſeines ſterbenden Vaters mahnte ihn, es zu halten. Im Anfange ward es ihm läſtig, allein zu ſein, denn es deuchte ihm ſtill und einſam, und eine Furcht wandelte ihn an. Doch überwand er ſich ſelbſt um ſeines gegebenen Wortes willen, und dachte, zween Monde werden wohl vergehen. Aber ſiehe, nun gingen ihm die Augen auf über ſeinen Wandel. Sein Herz verklagte ihn, und die Furcht des Herrn ergriff ſeine Seele, und er ging in ſich und weinte, und ward ein beſſerer Menſch.

J. A. Krummacher.

Der Bettler.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen,
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleidig doch mir Armen
Einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Biſſen
Speiſe, ach! in meinen Mund;
Steine waren meine Kiſſen,
Und mein Bett der Wieſe Grund.

O wie reich war ich als Knabe,
Von den Eltern hochgeliebt!
Aber, wehe mir, ich habe
Sie bis in den Tod betrübt.

Ich verſchmähte ihre Lehren,
Achtete nicht ihre Gunſt,
Wollte nichts von Weisheit hören,
Nichts von Wiſſenſchaft und Kunſt.

Locker waren meine Sitten,
Leer blieb immer Kopf und Herz;
Fruchtlos war der Eltern Bitten,
Taub war ich für ihren Schmerz.

Und ſie ſtarben. Statt zu ſparen,
Lebt' ich hin in Saus und Braus,
Und im dritten Sommer waren
Schon verſchwunden Hof und Haus.

Ach! mein Loos iſt nun, zu darben.
Traute Kinder, ſeht mich an!
Noth und Jammer ſind die Garben,
Die die Thorheit ernten kann.

C. F. D. Schubart.

Uri's Traum.

An den Waſſerflüſſen Babylon's lebte zur Zeit der Verbannung ein Mann aus Iſrael, Namens Uri, mit Weib und Kindern, ſchlecht und recht. Aber ein Geiſt des Unmuths und des Murrens war über ihn gekommen. Denn er haderte mit Gott, daß er ſein Volk verlaſſen, und ſprach: „Wer iſt der Allmächtige, daß wir ihm dienen ſollen, und was ſind wir gebeſſert, daß wir ihn anrufen?“ Auch zweifelte Uri an der Verheißung, womit der Herr die Gefangenen tröſtete durch den Mund der Propheten, und ſprach: „Wer will unſer Häuflein aus der Hand der Gewaltigen erretten? Es iſt nicht möglich.“ Daran that Uri übel, und betrübte alle, ſo an den Herrn glaubten und auf das Heil Iſraels hofften. Der Herr aber hatte Geduld mit Uri nach ſeiner großen Barmherzigkeit. — Als nun Uri eines Tages viel geklagt und gemurret hatte über die Drangſale der Fremde, ließ der Herr einen tiefen Schlaf auf ihn fallen, und Uri träumte und hatte ein Geſicht. Es deuchte ihm, er ſei mit Weib und Kindern aus Babylon gezogen in die Heimath auf das Gebirge bei Bethlehem. Daſelbſt hatte er eine Hütte gebaut unter dem Schatten der Palmen und Oelbäume, und ringsum weideten die Schafe auf den Triften, und das Feld rauſchte von Aehren. Und ſein Herz war voll Freude, und er ſprach zu ſeinem Weibe und den Kindern: Laſſet uns nun fröhlich ſein und guter Dinge, denn alle Noth hat ein Ende. Aber ſiehe, plötzlich verhüllte ſich die Sonne, und es ward finſtere Nacht; es donnerte vom Himmel, und die Erde bebte, alſo daß die Pfoſten erzitterten und die Hütte ſchwankte. Uri ergriff eilends Weib und Kinder, und führte ſie hinaus auf das Feld. Kaum waren ſie daſelbſt angekommen, da ſtürzte

das Haus krachend zuſammen, und das Feld erbebte unter ihren Füßen, als ob die Erde ſich aufthäte, ſie zu verſchlingen. Zitternd und zagend verließ er die gefährliche Stätte, und flüchtete mit Weib und Kindern beim Schimmer des Blitzes auf einen nahen felſigten Hügel. Aber ach, ein neues Unglück! Eins der Kinder fehlte, das jüngſte. Der Vater wollte hinab, es zu ſuchen. Da begann von neuem das Erdbeben, viel ſchrecklicher als zuvor. Der Boden klaffte vor ſeinen Augen, und, o Schrecken! der Fels unter ihren Füßen ſträubte ſich krachend über den Abgrund. Laut auf ſchrien ſein Weib und die Kinder. Uri aber verhüllte ſein Haupt und ſprach: „Wer kann hier helfen und vom Tode erretten! Er ſprach's und erwachte. Und ſiehe, ſein Weib ruhte an ſeiner Seite, und die Kinder ſchlummerten um ihn her. Er war noch im Lande Babylon. „Der Herr ſei gelobt," ſprach er, „daß es nur ein Traum geweſen." Aber der Engel des Herrn ſtand am Fuße ſeines Bettes und ſprach: „Dieſer Traum kam von dem Herrn. Ich berührte deine Stirn, und der Augenblick des Erwachens hat deine Noth geendet. Uri, fürchte nicht, glaube nur!" Und Uri demüthigte ſich vor dem Herrn und ſprach: „Ich habe Trauben am Dorn geſucht." Und er ward gläubig, tröſtete ſein Volk, und ſtärkte die Brüder. Und nach dieſen Tagen ließ Kores ein Gebot ausgehen, daß Iſrael heimkehren ſolle in ſein Vaterland.

F. A. Krummacher.

Der Mönch.

Carl der Fünfte war vom Thron geſtiegen,
Und ein Kloſterbruder zu Sankt Juſt.
Abgeſtorben jeder Erdenluſt,
Schlug der Held, gekrönt von tauſend Siegen,
Demuthsvoll an die zerknirſchte Bruſt.
Der Monarch erſchien als armer Sünder,
Eingehüllt in's grobe Mönchgewand;
Doch im ſelbſterwählten Kloſterſtand
Fühlt' er ſich an Seel' und Leib geſünder,
Als er je ſich auf dem Thron befand.
Sein Gebiet ein Gärtchen, deſſen Beete
Frater Carl, mit königlicher Hand,
Umgrub, furchte, wäſſerte, beſäte.
Eine Kunſt, mit der er ſich die Zeit
In der Jugend angenehm vertrieben,
Fängt er wieder an — wie gern erneut
Sich der Greis den Jüngling! — auszuüben.
Uhren baut er wieder. Und es glückt
Der Verſuch; die angeſpannte Feder
Treibt, nach abgemeſſ'nem Schlag, die Räder,
Und der Stundenzeiger rückt.
Einſt vergleicht er eine mit der andern,
Sieht die Zeiger ganz verſchieden wandern,
Dieſer zögert, jener eilt zu früh;
Und der Meiſter ſtellt die Harmonie
Unter allen her. Vergeb'ne Müh!
Wenig Stunden ſpäter kehrt er wieder,
Anders ſchon iſt einer jeden Lauf.
Und er ſchlägt beſchämt die Augen nieder,
Blitzſchnell geht der Wahrheit Licht ihm auf.

„Einer wagte, Geiſtern zu befehlen,
Der Maſchinen nicht gebieten kann!
Zwingen wollt' er Millionen Seelen,
Gleichen Tritt zu gehn auf gleicher Bahn!
O zu ſpät erkenn' ich meinen Wahn!"
Seufzt er laut: „nichts kann ich euch gewähren,
Opfer meiner Thorheit, nichts als Zähren!"

G. G. Bürde.

Die Bergwanderer.

Drei Jünglinge, deren Eltern in dem Thal Saron wohnten, faßten den gemeinſamen Entſchluß, den Berg Tabor, den herrlichſten des jüdiſchen Landes, zu beſteigen, und von da den Aufgang der Sonne und die Herrlichkeit der Erde zu beſchauen. Sie wandelten durch das Thal in der Hitze des Tages, und gelangten am Abend in eine Herberge am Fuß des Berges. Und ſie ſprachen: „Hier wollen wir ausruhen und neue Kräfte ſammeln, damit wir vor der Dämmerung des Tages uns aufmachen zu dem Gipfel des Berges. Alſo thaten die beiden älteſten Jünglinge, Dothan und Eli. Sie aßen eine Schale Milch und Brod, und legten ſich auf das Lager und entſchliefen. Der Jüngſte aber, Namens Joſes, ſagte: „Ich will bald kommen und mich zu euch legen; ihr dürfet meiner nicht harren." Als darauf die Andern in ihre Schlafkammer gegangen waren, begab ſich Joſes in ein anderes Gemach des Hauſes, wo Cymbeln und Flöten erſchallten. Es war aber allda eine Geſellſchaft leichtfertiger Jünglinge und Dirnen, die ſich an Spiel

und Tanz ergötzten bei vollen Bechern. Dieſe ſprachen zu Joſes: „Komm und trinke mit uns, und laß dein Herz guter Dinge ſein.“ Solches gefiel Joſes wohl, und er trank mit ihnen und wurde trunken, alſo daß man ihn forttrug um Mitternacht, und in ein Bett legte. Als nun die Dämmerung anbrach, erwachten Dothan und Eli, und ſtanden auf. Joſes aber lag und ſchlief. Und ſie weckten und rüttelten ihn, und riefen ihm zu. Als er nun die Augen aufhub, ſprach er: „Nein, laſſet mich, ich kann euch nicht begleiten; denn ich bin ſehr krank und ermattet.“ Darauf ſchlief er ein. Nun gingen die beiden Andern, und wanderten rüſtig auf die Spitze des Berges Tabor, und ſahen die Dämmerung und die Herrlichkeit der Morgenröthe und der Sonne Aufgang, wie aus dem Meere. Und ſie warfen ſich auf ihr Angeſicht und beteten an. Darauf umarmten ſie einander und gelobten, vor Gott zu wandeln in ewiger Freundſchaft. Als ſie nun hernieder kamen in die Herberge, fanden ſie Joſes mit ſchweren Augen, und er hatte ſein Haupt auf ſeine Hände geſtützt, und klagte über die Schmerzen ſeines Leibes. Die Jünglinge aber begannen zu reden von der Herrlichkeit Gottes, die ſie geſehen hatten, und ihre Augen glänzten. Da weinte Joſes und klagte bitterlich, daß ihm durch eigene Schuld und irdiſches Trachten das Himmliſche entgangen, und er gelobte, niemals der Luſt wieder Raum zu geben in ſeinem Herzen.

F. W. Krummacher.

Des Königs Münſter.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münſter zur Ehre und zum Lobe Gottes, und durfte Niemand bei Leib und Leben zu dieſem Bau einen Heller beiſteuern nach des Königs ausdrücklichem Gebot, ſondern er wollte es ganz aus dem eigenen Schatz erbauen. Und ſo geſchah es auch, und das Münſter war vollendet, ſchön und würdig, mit aller Pracht und aller Zier. Da ließ der König eine große marmorne Tafel zurichten und darin mit goldenen Buchſtaben eine Schrift graben, daß er, der König, den Dom allein erbaut und Niemand dazu beigeſteuert. Als aber die Tafel einen Tag und eine Nacht aufgerichtet war, da war in der Nacht die Schrift verändert, und ſtatt des Königs Namen ſtand ein anderer Name darauf, und zwar der Name einer armen Frau, ſo daß es nun lautete, als habe ſie das ganze prächtige Münſter erbaut. Das verdroß den König höchlich. Er ließ den Namen vertilgen und den ſeinigen wieder einſchreiben. Aber über Nacht ſtand wieder der armen Frau Name auf der Tafel, und Jedermann las, daß ſie des Münſters Stifterin ſei. Und zum dritten Male ward des Königs Name auf die Tafel geſchrieben, und zum dritten Male verſchwand er, und jener kam zum Vorſchein. Da merkte der König, daß hier Gottes Finger ſchreibe, demüthigte ſich, und ließ nach der Frau forſchen und ſie vor ſeinen Thron rufen. Voll Angſt und Schrecken trat ſie vor den König. „Frau," ſprach er, „es begeben ſich wunderliche Dinge. Sage mir bei Gott und deinem Leben die Wahrheit. Haſt du mein Gebot nicht vernommen, daß Niemand zu dem Münſter geben ſolle? Oder haſt du doch dazu gegeben?" Da fiel das Weib dem König zu Füßen, und ſprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will Alles bekennen. Ich bin ein armes Weib, und

muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht tödtet. Da hatte ich doch ein Hellerlein erübrigt, das mocht' ich gar zu gern darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren. Aber ich fürchtete, o Herr, deinen Bann und deine harte Bedräuung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündlein Heu; das ſtreute ich auf die Straße den Ochſen hin, welche die Steine zu deinem Münſter zogen, und ſie fraßen es. So that ich nach meinem Willen und ohne dein Gebot zu verletzen." Da ward der König mächtiglich bewegt von der Frau Rede, und ſah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt und ihn als höheres Opfer angenommen, denn des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich, und nahm ſich die Strafe ſeiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Hoffmann v. Fallersleben.

Der Prophet und der König.

Der Engel des Herrn trat zu dem Propheten Ahia und ſprach: „Mache dich auf zu Salomo! Die Wahrheit hat ihm das Herz zerriſſen, wie ein Pflug die Erde zerreißt, und ſeine Augen fließen über von Thränen, wie der Thau vom Himmel träuft. Wohlan, ſtreue den Samen in die Furche!" — Da kamen Boten vom König, und Ahia ging mit ihnen. Und als Salomo ihn ſahe, ſprach er: „Ach, Ahia, meine Seele iſt betrübt bis in den Tod. Dein Mund hat Wahrheit geredet. Aber die Wahrheit brennet mir auf dem Herzen, wie eine glühende Kohle, und im Lande glimmet ein Feuer, das Iſrael verzehren wird, und mein einziger Sohn iſt unter den Verderbern." Da ſprach der Prophet: „Meinſt du, König, daß ich auch

die Geburt deiner Sünden austilgen ſoll? Mag auch ein Pfeil zu der Sonne zurückkehren, die ihn geſandt hat?" Da ſeufzte Salomo und ſprach: „Ach, ſo verſöhne mich mit dem Gott, der in mir redet, und gieb meinem Herzen den Frieden zurück!" Der Prophet ſprach: „Das iſt dein Werk! Aber wohlan, ſalbe dein Haupt und opfere dem Herrn!" Da ſalbete Salomo ſein Haupt, und legte Feierkleider an, und ſie gingen hinaus auf Zion, dem Herrn zu opfern. Und als die Flamme nun emporwallte gen Himmel, und das Opfer verzehrte, da trat der Seher von Silo zu dem König und ſprach: „Siehe, des Herrn Wort redet zu dir aus der Flamme. Du haſt die Wahrheit erkannt, und die feurige Gluth brennt dir auf dem Herzen. Wohlan, laß ſie zu einer Flamme des Herrn emporwachſen, und das Irdiſche verzehrend gen Himmel hinaufwallen!" So redete der Prophet von Silo. Da begann das Lied der Harfen und der Sänger des Tempels: „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr, der da iſt, der da war, und der da ſeyn wird! Alle Lande ſind ſeiner Ehre voll!" Und der heilige Geſang wogte durch die Hallen des Heiligthums. Salomo aber lag auf ſeinem Angeſicht und weinte und betete.

F. A. Krummacher.

Der ſterbende Fuchs.

Ein alter Fuchs lag in den letzten Zügen,
Das Reden ward bereits ihm etwas ſchwer;
Doch wünſcht' er über ſeinen Willen zu verfügen,
Und drei unmünd'gen Söhnlein nebenher

Verhaltungsregeln für ihr künft'ges Leben
Nach ſeiner beſten Einſicht mitzugeben.
Er ſprach: „Auf meiner Seele ruht,
Ach! eine Zahl abſcheulicher Verbrechen,
Zu gräßlich, um ſie auszuſprechen!
Seht ihr die Gänſe dort? Ha, wie das rothe Blut
Zur Erde träuft! Seht, wie mit ängſtlichem Geflatter
Die Henne dort um ihre Küchlein kreiſcht!
Und alle blutig, blutig und zerfleiſcht!"
Die Söhne hörten nichts von dem Geſchnatter.
Sie ſprachen: „Dich hat nur ein Traum getäuſcht!
Wir ſehen keine Hühner uns umkreiſen.
Du böſer Vater machſt uns ohne Grund
Noch lüſterner; uns wäſſert längſt der Mund,
Gelegentlich ein fettes Huhn zu ſpeiſen."

„Leichtſinnige!" ſo rief von ſeinem Sterbebette
Der kranke Fuchs: „wie fang' ich's an,
Daß ich von dieſem grauſen Wahn,
Der zum Verderben führt, euch rette?
Laßt ab von dieſen ſünd'gen Trieben,
Die leider unſers Fleiſches Erbtheil ſind.
O wär' ich ſelber rein davon geblieben!
Seid friedlich, Kinder, liebevoll geſinnt,
Und ſtreuet, wo ihr könnt, des Guten Samen.
Dann lebt ihr wahrhaft glücklich, und gewinnt
Euch wieder den verlor'nen guten Namen." —
„Wer aber," ſprach ein Füchslein, „ſoll der Welt
Den durch Erfahrung feſtgeſtellten Glauben
An unſre Mord- und Diebsluſt rauben?
Wähnt nicht, daß man von uns ein beſſres Urtheil fällt.
Man ſchlöſſe doch bei jedem mörd'riſchen Vergehn,
Und zwar mit Recht, es ſei durch uns geſchehn.

Wir bleiben lieber Füchſe nach wie vor,
Die böſe Meinung ſchlägt ſich doch nicht nieder.
Wer ſchon ſo lang den guten Ruf verlor,
Erlangt ihn ſchwerlich jemals wieder."

F. Doering.

Der Kuhhirt.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatz neben einem Garten. Als er nun in die Höhe ſah nach einem Kirſchbaum, merkte er, daß einige reife Kirſchen drauf ſaßen. Sie glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüſtete ihn, ſie zu pflücken. Da ließ er das Thier, und kletterte auf den Baum. Die Kuh aber, da ſie den Hirten nicht ſah, ging davon und lief in den Garten, und fraß Blumen und Kräuter, nach ihrem Gelüſt; anderes zertrat ſie mit den Füßen. Als der Knabe ſolches ſah, ward er ſehr entrüſtet, ſprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind, und zerſchlug und ſchmähte es jämmerlich. Da trat der Vater, der alles geſehen hatte, zu dem Knaben, und ſah ihn ernſt an und ſprach: „Wem gebühret ſolche Züchtigung, dir oder dem Thier, welches nicht weiß, was rechts oder links iſt? Biſt du minder deinem Gelüſt gefolgt, als das Thier, welches du leiten ſollteſt? Und nun übſt du ſolch ein unbarmherzig Gericht, und vergiſſeſt deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde?" Da ſchämte ſich der Knabe, und erröthete vor dem Vater, und gelobte Beſſerung.

J. A. Krummacher.

Gedruckt bei K. L. W. Schmidt.